

# **Österreichisch-Siebenbürgische Kulturbeiträge**

Schriftenreihe der Österreich-Bibliothek  
Cluj-Napoca – Klausenburg – Kolozsvár

**Hg.: Rudolf Gräf**

**Band 7 / Hg.: Veronika Zwing**



**Presa Universitară Clujeană**

**Österreichisch-Siebenbürgische Kulturbeiträge  
Schriftenreihe der Österreich-Bibliothek  
Cluj-Napoca - Klausenburg - Kolozsvár**

**Band 7**



# **Österreichisch-Siebenbürgische Kulturbeiträge**

**Schriftenreihe der Österreich-Bibliothek  
Cluj-Napoca - Klausenburg - Kolozsvár**

Hg. von Rudolf Gräf

## **Band 7**

Hg. von Veronika Zwing

**Presa Universitară Clujeană  
2017**

Veröffentlichung der Österreich-Bibliothek Klausenburg  
(= Österreichisch-Siebenbürgische Kulturbeiträge 7)

Herausgeber der Reihe: Rudolf Gräf  
Herausgeberin des Bandes: Veronika Zwing

**ISBN 978-606-37-0143-6**

Die einzelnen Beiträge geben weder teilweise noch vollständig die Meinung der Herausgeber oder des Verlages wieder. Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Beiträge selbst verantwortlich.

© 2017 Die Autoren / Autorii volumului

Gedruckt aus den Mitteln des Österreichischen Bundesministeriums für Europäische und Internationale Angelegenheiten

**Tehnoredactare computerizată: Alexandru Cobzaș**

**Universitatea Babeș-Bolyai**

**Presa Universitară Clujeană**

**Director: Codruța Săcelean**

**Str. Hasdeu nr. 51**

**400371 Cluj-Napoca, România**

**Tel./fax: (+40)-264-597.401**

**E-mail: [editura@editura.ubbcluj.ro](mailto:editura@editura.ubbcluj.ro)**

**<http://www.editura.ubbcluj.ro/>**

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	7
------------------	---

## **Nikolaus LEHNER**

1914/2014: Krise und Komplexität .....	13
--	----

## **Marc STEGHERR**

Die Weltkrise 1914, die Ukraine Krise 2014 und die politische Kommunikation. Das Eskalationspotential der Medien gestern und heute. ....	35
--	----

## **Mircea ABRUDAN**

Die Haltung der Evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen gegenüber dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs .....	61
--	----

## **Susanne TEUTSCH**

Lucian Boias Perspektive auf den ersten Weltkrieg in deutscher Übersetzung: ein Vergleich .....	103
--	-----

## **Erkan OSMANOVIC**

Die Evozierung einer heroischen Gesellschaft in Hugo von Hofmannsthal's kriegspublizistischen Texten der Jahre 1914 und 1915 .....	123
--	-----

## **Stephanie JUG und Sonja NOVAK**

Jelica Belović-Bernadzikowska und die Gesellschaftskrise .....	147
--	-----

## **Katharina GRUBER**

„Der Nationalismus ist tot, es lebe der Nationalismus“. Erscheinungsformen des Nationalismus im 21. Jahrhundert in Europa .....	169
---	-----

**Robert PFÜTZNER**

Die merkwürdige Transformation der Solidarität. Beobachtungen zu  
einem politischen Kampfbegriff in Krisenzeiten ..... 197

Zu den Autoren ..... 231

## Einleitung

Es war naheliegend, im Jahr 2014 eine Tagung zu veranstalten, die sich mit dem Ersten Weltkrieg auseinandersetzt. Andererseits war es genauso riskant: Die Konferenzen, Ausstellungen, Publikationen zu diesem Thema waren zahlreich – wäre bis zum Termin der Tagung, und erst recht bis zum Erscheinen dieses Bandes nicht bereits alles gesagt, jeder Aspekt bearbeitet, jede Frage diskutiert – und das Thema so interessant wie die Zeitung von gestern?

Zur Zeit dieser Überlegungen waren die Medien dominiert vom Thema ‚Krise‘: Die Eurokrise, die Immobilienkrise, die Griechenland-Krise... Und immer wieder wurde dabei auf diese andere Krise, auf 1914 verwiesen. In Anbetracht der wirtschaftlichen Bedrohungen, dem Wegbrechen von sozialen Sicherheiten und der wieder aufkeimenden Nationalismen im immer weniger geeinten Europa wollten Viele Parallelen zu 1914 erkennen – wobei die runde Zahl den Blick etwas gelenkt haben dürfte.

Dennoch schien es sinnvoll, diese immer wieder kurz erwähnten, angeblich augenscheinlichen Parallelen etwas genauer zu untersuchen. Um die Diskussion zu eröffnen, diente ein Zitat aus Christopher Clarks umstrittenem Werk *Die Schlafwandler – Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*:

Dabei muss jedem Leser aus dem 21. Jahrhundert, der den Verlauf der Krise von 1914 aufmerksam verfolgt, deren Aktualität ins Auge springen. Tatsächlich könnte man sogar behaupten, dass die Julikrise 1914 uns heute weniger fremd – weniger unerklärlich – ist als noch in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. So gesehen sind die Akteure von 1914 unsere Zeitgenossen.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Clark, Christopher: *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*. München: Deutsche Verlagsanstalt 2013, S. 15.



Dieser Betrachtungsweise muss man nicht zustimmen; und man kann es auch mit Nikolaus Lehner halten, der in seinem Beitrag die Frage „Ist es sinnvoll, die Situation um 1914 mit der Gegenwart zu vergleichen?“ – verneint (sie aber zum Anlass nimmt, einen sehr aufschlussreichen Text zu schreiben).

Ziel der Tagung und damit dieses Bandes ist es aber auch keineswegs, die beiden Krisen auf Parallelen und Differenzen abzuklopfen: Die Idee ist vielmehr, dass das mit-Denken der einen Krise den Blick auf die andere verändern kann; dass die Linse der Beschäftigung mit 1914 uns 2014 anders betrachten lassen kann und umgekehrt.

In diesem Sinne eröffnen wir den Band mit dem bereits genannten Beitrag von Nikolaus Lehner: Unter dem Titel *Krise und Komplexität* betrachtet er die multiplen Krisen, die den Ersten Weltkrieg verursacht haben, und zeigt dabei die fatalen Folgen der politischen Erwartungshaltungen der Entscheidungsträger auf: Wieso verließen sich die deutschen und österreichischen Militärs auf den so genannten ‚Schlieffenplan‘ – in Missachtung aller technischer Innovationen, die diesen von vornherein zum Scheitern verurteilt hatten? Wie konnte es geschehen, dass ein Krieg begonnen wurde, mit dem so niemand rechnete – und den in diesen Ausmaßen vor allem niemand wollte?

Während dieser Text zu dem Schluss kommt, „dass aus der Vergangenheit nichts zu lernen ist, bis auf die Tatsache, dass sie vergangen ist“, zeigt Marc Stegherr dagegen auf, wie viele der Mechanismen, die die Eskalationsspirale im Sommer 1914 angetrieben hatten, in der Debatte um den Abschuss der malaysische Passagiermaschine MH17 über der Ostukraine 100 Jahre später ebenfalls wirksam waren: Im Beitrag *Die Weltkrise 1914, die Ukraine Krise 2014 und die politische Kommunikation* zeichnet er nach, wie die mediale Berichterstattung in beiden Fällen von Vorverurteilung und Dämonisierung des Gegners geprägt war und so einer rationalen, lösungsorientierten Politik entgegenwirkte.

Medien, und zwar sehr spezifische, sind auch die Quelle von Mircea Abrudans Forschung: Er analysiert Predigten und Publikationen von Würdenträgern der evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen, um der Frage nachzugehen, wie diese auf die Krise 1914 und die

Kriegserklärung reagierten. Welche Position vertraten die Kleriker dieser deutschsprachigen Minderheit in Rumänien in einem internationalen Konflikt; wem hielten sie aus historischem Selbstverständnis die Treue – und wie stand Gott ihrer Meinung nach zum Ersten Weltkrieg?

Der\_die geneigte Leser\_in mag sich anhand der Predigt des Bischofs Dr. Friedrich Teutsch aus dem Jahr 1914 selbst einen Eindruck verschaffen – sie ist im Anschluss an den Text vollständig abgedruckt.

Auch Susanne Teutsch beschäftigt sich mit historischem Selbstverständnis: Das Werk *Germanofilii/Die Germanophilen* des so populären wie vieldiskutierten Historikers Lucian Boia hat den Anspruch, die Historiographie zu korrigieren und das Bild, das vom Rumänien des Jahres 1914 vorherrscht, zu verändern. Bislang galt es als weitgehend ausgemacht, dass die Entscheidung, auf Seiten der Entente in den Krieg einzutreten, eine frühe und klare gewesen wäre – dem hält Boia zahlreiche Beispiele für die im damaligen Rumänien weitverbreitete titelgebende Germanophilie entgegen. Schwierig wird es, wenn ein solches Werk übersetzt wird – wie übersetzen für ein Publikum, das von dem Diskurs, in den der Text sich einschreibt bzw. dem es widerspricht, überhaupt nichts weiß? Und welche Folgen hat eine solche Übersetzung für die Übersetzer\_innen, Werk und Autor?

Ähnlich wie Lucian Boia kratzt auch Erkan Osmanovic an einem allgemein akzeptierten Bild, indem er in seinem Beitrag *Die Evozierung einer heroischen Gesellschaft in Hugo von Hofmannsthals kriegspublizistischen Texten der Jahre 1914 und 1915* das weitverbreitete Bild vom unpolitischen Ästetizisten widerlegt: Er skizziert das Konzept der heroischen Gesellschaft sowie die sozialhistorischen Strukturen in der Habsburger Monarchie des späten 19. Jahrhunderts – um schließlich aufzuzeigen, wie vor diesem Hintergrund Hofmannsthal die Krise zwar erkennt und beschreibt, als Lösung aber nur Militarismus und Kriegsheldentum propagiert.

Ähnliche Gedanken hegte die Intellektuelle, Feministin und sehr produktive Publizistin Jelica Belović-Bernadzikowska – zur selben Zeit, aber nicht im zentralen Wien, sondern in der kroatischen Küstenstadt Osijek. Im Beitrag *Jelica Belović-Bernadzikowska und die Gesell-*

*schaftskrise* beleuchten Stephanie Jug und Sonja Novak deren deutschsprachige Zeitungsartikel, die ein nuancenreiches, oft überraschendes Bild von der Krisenstimmung in der südosteuropäischen Kleinstadt zeichnen. Die Publizistin analysiert die verschiedenen Krisensymptome, fordert Frauenrechte ein, und artikuliert konkrete Vorschläge – die zwischen Sehnsucht nach biedermeierlicher Sicherheit und der nach radikalem Umbruch changieren.

Anschließend vollführen wir einen zeitlichen wie räumlichen Sprung: Mit Katharina Grubers Text *Der Nationalismus ist tot, es lebe der Nationalismus. Erscheinungsformen des Nationalismus im 21. Jahrhundert in Europa* wenden wir uns dem Europa von heute zu. Nach den beiden Weltkriegen schien es zunächst, als hätte sich Nationalismus genügend diskreditiert. Entgegen dieser Prophezeiungen erfreut sich der Totgesagte in der momentanen Krise – wieder einmal – wachsender Kräfte und Popularität. Dieser Beitrag befasst sich mit den theoretischen Grundlagen des Nationalismus, um dann auf drei sehr unterschiedliche Erscheinungsformen einzugehen: Anhand der Debatten zum 150jährigen Jubiläum der Einheit Italiens in Südtirol, der Sprachenpolitik in Frankreich und der Separatismus-Bewegungen in Schottland wie Katalonien wird deutlich, wie vielfältig sich das Gesicht des neuen Nationalismus in Europa präsentiert – und welche alten Probleme dieses mitgeformt haben.

Der Erste Weltkrieg bedeutete zwar den ‚Sieg der Idee der Nation über die der Klasse‘ – zweite hat aber einen Begriff geprägt, der seit Beginn der Krise 2007 eine neue Konjunktur erlebt: ‚Solidarität‘. Robert Pfützner skizziert in *Die merkwürdige Transformation der Solidarität. Beobachtungen zu einem politischen Kampfbegriff in Krisenzeiten* verschiedene Ansätze zur Definition von ‚Krise‘; vor diesem Hintergrund nimmt der Beitrag die Verwendung des Begriffes ‚Solidarität‘ in den hermeneutischen Blick: Von der Prägung durch frühe Arbeiter\_innenkämpfe bis zur Verwendung durch Wolfgang Schäuble wird die Funktion des Begriffes in der politischen Kommunikation untersucht.

Die omnipräsente Rede von der ‚Krise‘ in den letzten Jahren bildet inzwischen ein nur schwer zu durchdringendes Dickicht an Diagnosen, Erklärungsversuchen und Deutungen. Ein schmaler Band wie

der vorliegende wird hier keine breite Schneise schlagen können; der Anspruch, ‚die Krise(n) zu erklären‘ ist auch nicht gegeben: Wenn die Lektüre den einen oder anderen Zusammenhang erhellen, eine neue Perspektive eröffnen oder einen bisher unbeachteten Aspekt näherbringen kann, sehe ich als Herausgeberin seinen Zweck erfüllt.



# 1914/2014: Krise und Komplexität

Nikolaus LEHNER

Der ‚Große Krieg‘ schälte sich nach den Ereignissen in Sarajewo aus einer Reihe von Entscheidungen hervor, die von den politisch verantwortlichen Beteiligten durchaus rational getroffen wurden. Damit wurde spätestens im Juli 1914 aus einer geordneten „Welt ohne Hast“<sup>1</sup> eine dynamische Welt der Zerrüttung. Das Verrinnen der Zeit wurde zum Bedrohungshorizont, mussten doch nun politische Entscheidungen schlagartig und unter Zeitknappheit gefällt werden. Zugleich bedingte die Komplexität der Gesamtsituation, dass überstürzte Entscheidungen riskant wurden. Um das Risiko handhabbar zu machen, verließ man sich auf allzu einfache Kausalvorstellungen sowie auf Erwartungen, die auf bereits Bekanntem basierten.

Die folgenreiche Erwartungsstabilisierung durch den Rückgriff auf alte Muster offenbart sich in vielen Phasen des Konflikts: So wussten die Entscheidungsträger natürlich um die Möglichkeit eines Krieges, aber man liebäugelte mit einem Krieg, wie er aus den Geschichtsbüchern geläufig war. Die Waffensysteme waren seit den napoleonischen Kriegen im Jahr 1815 stark weiterentwickelt worden: Reichweite, Durchschlagskraft und Feuerfrequenz der neuen Infanteriewaffen waren nicht mehr mit den alten Musketen zu vergleichen. Die voll ausgereifte europäische Industrie ermöglichte außerdem die ständige und massenhafte Produktion von Kriegsgerät. Der russische Investor Ivan Bloch warnte bereits 1898 eindringlich vor der Zerstörungskraft moderner Waffen: Im 20. Jahrhundert würde ein allgemeiner Krieg so verheerend sein, dass er die Zerstörung aller politischen Institutionen zur Folge hätte.<sup>2</sup> Zur Zeit der Kabinettskriege konnte man mit Clausewitz noch behaupten, dass der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei. Das heißt, Kriege stellten zu dieser Zeit, wie Niklas Luhmann schreibt, „letzte Entscheidungsverfahren“ dar und

<sup>1</sup> ZWEIG, Stefan: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt a. M.: S. Fischer. 2001, S. 40.

<sup>2</sup> Vgl. MACMILLAN, Margaret: 1914 and 2014: should we be worried?. In: International Affairs 1, 90/2014, S. 66.

nicht, „wie heute, ökologische Katastrophen ohne Sieger und Verlierer.“<sup>3</sup> Die politischen Führungskräfte um 1914 verkannten, dass das Wesen des Krieges sich gewandelt hatte: Er taugte längst nicht mehr als Entscheidungsmaschine.

## Gegenwartsvergessenheit

Dieses Unvermögen, die Gegenwart zu berücksichtigen, sowie das Beharren auf obsoleten Modellen manifestierten sich auch im Schlieffenplan. Grundsätzlich orientierte sich der Plan an einer Taktik Hannibals gegen das römische Heer um 216 v. u. Z. Der Autor des Plans, Alfred von Schlieffen, war bereits ein Jahr vor Kriegsausbruch verstorben. Schwerlich könnte man daher behaupten, dass der ausgearbeitete Plan sich auf der Höhe der Zeit befand. Der Schubladenplan hatte fatale Konsequenzen für die Einschätzung des potentiellen Kriegsverlaufs: Im Kriegsfall sollte Deutschland dem Schlieffenplan zufolge Frankreich in einer Art Blitzkrieg besiegen, noch bevor es Russland gelänge, seine eigene Armee zu mobilisieren.

Doch in der Zeit zwischen der Formulierung des Plans und seiner praktischen Umsetzung hatte Russland seine Armee modernisiert und vergrößert. Vor allem aber wurde das russische Eisenbahnnetz massiv erweitert, mit der Konsequenz, dass die Geschwindigkeit von Truppentransporten sich empfindlich erhöht hatte.<sup>4</sup> Oftmals wird darauf vergessen, dass der kristallisierte Frontenkrieg in den Schützengräben des ersten Weltkriegs erst durch diese neuartige Mobilität ermöglicht wurde: Die Viehtransportwaggons, in denen endlose Menschenmassen zum Schlachtfeld gekarrt wurden, prägten auf entscheidende Weise eine neue Form des Krieges.

Diese neue Mobilität betraf auch die Übertragung von Nachrichten. Bereits Humboldt nannte die Telegraphie eine „Gedankendrahtung“.<sup>5</sup>

---

<sup>3</sup> LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 1043.

<sup>4</sup> Vgl. CHONG, Ian; HALL, Todd H.: The Lessons of 1914 for East Asia Today. Missing the Trees for the Forest. In: International Security 1, 39/2014, S. 13f.

<sup>5</sup> Vgl. OTIS, Laura Christine: Networking. Communicating with Bodies and Machines In the Nineteenth Century. Ann Arbor: University of Michigan Press 2001, S. 1.

Diese unmittelbare Verdrahtung hatte offensichtliche Auswirkungen auf die Geschwindigkeit militärischer Befehlsausführung. Frankreich kommunizierte in der Julikrise mit seinem russischen Bündnispartner zum Teil über telegraphische Nachrichten<sup>6</sup>. Mit dem telegraphischen Nervensystem wurde auch das diplomatische Agieren nervöser und unruhiger: Die technische Infrastruktur führte zu einem bis dahin ungekannten Beschleunigungsdruck bei sowohl militärischen als auch politischen Entscheidungen.

## Der unmögliche Krieg

Um etwas über den Zusammenhang zwischen 1914 und 2014 sagen zu können, muss man sich sowohl den Ausgangspunkt als auch den Verlauf des Konflikts genauer ansehen. Der Anlass für den Weltkrieg ist bekannt: Am 28. Juni 1914 werden Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau Sophie in Sarajevo Opfer der Kugeln von Gavrilo Princip, dem Anhänger einer panserbischen Geheimorganisation mit dem Namen *Schwarze Hand*. Das Hauptziel dieser Terrororganisation bestand darin, das serbische Territorium auszuweiten und Bosnien von Österreich-Ungarn zu lösen. Schon bald fanden sich Anzeichen, dass der Anschlag in der serbischen Regierung Mitwisser und Unterstützer hatte, unter anderem den serbischen Geheimdienstchef Dragutin Dimitrijević, auch Apis genannt.<sup>7</sup> Österreich-Ungarn stellte daraufhin ein Ultimatum an Serbien, dessen bedingungslose Einhaltung zwar gefordert, aber nicht zu erwarten war. In Paris, London und St. Petersburg empörte man sich über dieses Vorgehen.<sup>8</sup>

Als eigentliche Gründe für den Kriegsausbruch und seine Ausbreitung werden häufig das Erstarken von Nationalismen sowie die Störung des europäischen Kräftegleichgewichts durch die Begründung

---

<sup>6</sup> Vgl. SCHMIDT, Stefan: Frankreichs Außenpolitik in der Julikrise 1914. Ein Beitrag zur Geschichte des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges. München: R. Oldenbourg 2009, S. 330.

<sup>7</sup> GAVIN, Francis J.: History, Security Studies, and the July Crisis. In: The Journal of Strategic Studies 2, 37/2014, S. 322.

<sup>8</sup> Vgl. UNTERSEHER, Lutz: Der Erste Weltkrieg. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften 2014, S. 7.



des Deutschen Reichs zu Beginn der 1870er Jahre genannt. Oftmals wird der Kriegausbruch als ein Ereignis beschrieben, das wie eine Naturkatastrophe über die Menschheit hereinbrach: „Der Krieg wird in dieser Sicht als unvermeidlich angesehen, als die logische Folge der außen- und innenpolitischen Strukturen und der Mentalitäten in Europa vor 1914.“<sup>9</sup> Zugleich hielten Zeitzeugen einen großen europäischen Krieg für ein völlig unrealistisches Szenario<sup>10</sup>, zumal sich die europäischen Regierungen darüber einig waren, dass ein solcher Krieg nicht stattfinden dürfe.<sup>11</sup> Zudem schien unsicher, ob die jeweiligen Bevölkerungen überhaupt für einen Krieg zu gewinnen waren. Immerhin handelte es sich um Wehrpflichtarmeen:

Ein großer Krieg ohne zwingenden Grund wurde im Zeitalter der Volksheere – zumindest außerhalb der Generalstäbe und Kriegsministerien vor allem in Berlin und Wien, in denen anachronistische, ja politisch kindische Vorstellungen von der Autonomie des Militärischen, die vielleicht einmal im Zeitalter der Kabinettskriege gegolten hatten, überdauerten – als nicht mehr führbar angesehen.<sup>12</sup>

Ein Krieg war dementsprechend nur noch als Verteidigungskrieg oder als ein der Selbsterhaltung dienender Präventivkrieg denkbar.<sup>13</sup> Es schien sich eine Feststellung des Diplomaten Kurt Riezler zu bewahrheiten: „Kriege zwischen Großmächten werden nicht mehr um der durch sie zu erringenden Vorteile willen begonnen, sondern nur mehr aus Not.“<sup>14</sup>

Das Ziel der Zweibundmächte bestand in der politischen „Stabilisierung durch einen lokalen Krieg“.<sup>15</sup> Es sollte sich um einen kontrollierten Präventivschlag von überschaubarer Dauer handeln.<sup>16</sup> Der

---

<sup>9</sup> AFFLERBACH, Holger: Der Dreibund. Europäische Großmacht- und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg. Wien: Böhlau Verlag 2002, S. 816.

<sup>10</sup> Vgl. ebda.

<sup>11</sup> Ebda.

<sup>12</sup> Ebda., S. 821.

<sup>13</sup> Ebda.

<sup>14</sup> Vgl. ebda., S. 821.

<sup>15</sup> Ebda., S. 826.

<sup>16</sup> UNTERSEHER 2014, S. 7.

deutsche ‚Blankoscheck‘, der an Österreich-Ungarn erging, hatte die militärische Intervention nach Ablauf des österreichischen Ultimatums an Serbien wahrscheinlicher gemacht. Die Vergabe dieses ‚Blankoschecks‘ war nicht unbegründet. In den Tagen nach dem Anschlag schien sich in der deutschen und in der österreichischen Politik eine Art von kollektiver Panik auszubreiten. Die Politiker fühlten sich unter Entscheidungs- und Handlungsdruck; dies nicht zuletzt, da das Attentat von Sarajevo ein Exempel für die gescheiterte Balkanpolitik der Monarchie zu sein schien.<sup>17</sup> Das entschlossene Vorgehen Österreich-Ungarns und des deutschen Kaiserreichs sollte zur Stabilisierung der k. u. k. Monarchie beitragen, aber auch zum Erhalt des österreichisch-deutschen Bündnisses. Es handelte sich um

[...] Ziele, die in Wien und Berlin gleichermaßen als existentiell gewertet wurden. Große Teile der österreichischen Diplomatie befürworteten einen lokalisierten Krieg gegen Serbien vor jeder friedlichen Lösung des Konfliktes, da man glaubte, nur so den pan-serbischen Nationalismus wirkungsvoll bekämpfen zu können.<sup>18</sup>

Die deutschen Entscheidungsträger fühlten sich gezwungen, ihre Bündnistreue zu Österreich-Ungarn zu beweisen, schien doch der sprießende Nationalismus in der Balkanregion zu einer die Monarchie gefährdenden Bedrohung anzuwachsen.<sup>19</sup> Ein möglicher Zusammenbruch der Habsburgermonarchie kam für Deutschland nicht in Frage, da dies bedeutet hätte, alleine einer „überlegenen Koalition gegenüberzustehen“. <sup>20</sup> Zudem gingen die politischen Entscheidungsträger in Berlin fälschlicherweise davon aus, dass Russland in den nächsten Jahren an Macht gewinnen würde.<sup>21</sup> Daher schien es geboten zu sein, die Beziehungen mit Österreich-Ungarn weiter zu vertiefen und die Monarchie zu stützen. Dabei gibt es gute Gründe dafür, anzunehmen, dass die Habsburgermonarchie so zerbrechlich nicht war:

---

<sup>17</sup> Vgl. AFFLERBACH 2002, S. 827.

<sup>18</sup> Ebda., S. 831.

<sup>19</sup> Ebda., S. 827.

<sup>20</sup> Vgl. ebda., sowie: CHONG; HALL 2014, S. 21.

<sup>21</sup> CHRISTENSEN, Thomas J.; SNYDER Jack L.: Multipolarity, Perceptions, and the Tragedy of 1914. In: *International Studies Quarterly* 55/2011, S. 307.

[...] es steht fest, daß dieser Vielvölkerstaat die ungeheuren Anforderungen eines über vierjährigen Weltkriegs durchgestanden hat und erst unter den Auswirkungen der militärischen Niederlage zerbrochen ist; so fragil kann er also nicht gewesen sein. Daß ihr Vorgehen verbrecherisch leichtsinnig war, haben einzelne der damals verantwortlichen österreichischen Diplomaten später selbst zugegeben.<sup>22</sup>

Zu diesem Leichtsinne trug bei, dass sich Deutschland im Jahr 1914 in einer gefestigten, angriffsfähigen Position sah. Die Aufrüstung potentieller Gegner wurde mit Argwohn registriert. Unter diesen Kontrahenten befand sich neben Frankreich vor allem Russland, das in der Sommerkrise von 1914 aus deutscher Sicht eine vergleichsweise undurchsichtige Rolle zu spielen schien.

Österreich hielt einen russischen Kriegseintritt zwar für möglich, aber doch für äußerst unwahrscheinlich. Russland, immerhin selbst eine Monarchie, konnte die terroristische Ermordung des Thronfolgers unmöglich billigen, so dass es im Fall einer militärischen Reaktion keineswegs selbstverständlich zu sein schien, dass Serbien von Russland unterstützt würde. Im Fall eines russischen Kriegseintritts würde es sich allenfalls um einen Krieg gegen Russland oder gegen das russisch-französische Bündnis handeln.<sup>23</sup> Darüber hinaus wurde ohnehin angenommen, dass die russische Armee nicht einsatzbereit sei.<sup>24</sup> In der österreichischen Entscheidungsfindung sprach man sich infolgedessen für das Risiko eines Angriffs aus. Eine militärische Intervention schien geeignet zu sein, um Serbien zu signalisieren, auch unter der Schutzmacht Russlands nicht nach Belieben handeln zu können. Auch deshalb wurde eine diplomatische Lösung praktisch nicht in Erwägung gezogen. Die kriegerische Lösung schien rational zu sein. Diplomatische Schlichtungsversuche oder auch wirtschaftliche Sanktionen standen deshalb kaum noch zur Debatte.

---

<sup>22</sup> AFFLERBACH 2002, S. 827.

<sup>23</sup> Vgl. ebda., S. 832.

<sup>24</sup> UNTERSEHER 2014, S. 7.

Zudem gab es in den deutschen und österreichisch-ungarischen Generalstäben personelle Fehlbesetzungen; in Deutschland etwa mit dem Generaloberst Johannes Ludwig von Moltke, eines „labilen und nervenschwachen Mannes mit okkulten Neigungen“<sup>25</sup>. Allerdings gibt eine allzu starke Personalisierung der in den Generalstäben getroffenen Entscheidungen keine Antwort auf die nachfolgenden Entwicklungen. Feststellen lässt sich mit Sicherheit ein „soldatischer Aktivismus“, der sich sowohl aus ideellen als auch aus karrieristischen Gründen des „preußisch-deutschen Offizierskorps“ bemächtigt hatte.<sup>26</sup>

Die Neigung zur militärischen Lösung lag – trotz evidenter militaristischer Einflüsse – gerade in dem Umstand begründet, dass es einen Konsens darüber gab, dass ein großer europäischer Krieg nicht stattfinden dürfe: Da man sich darin nur allzu einig war, stellte ein durch eine stark überlegene Macht geführter Angriffskrieg auf einen peripheren und instabilen Staat wie Serbien einen kaum zu schlagenden Joker dar. Gerade dieser implizite Konsens schuf den Nährboden für den Krieg. Es handelt sich um eine Paradoxie: Gerade weil der große Krieg im Allgemeinen für ausgeschlossen gehalten wurde, wurde er möglich. Gerade die Sicherheit aller Teilnehmer, dass mit einem großen Krieg nicht zu rechnen war, da ein solcher Krieg für Europa und die Welt fatal wäre, besiegelte das Schicksal Europas ab 1914.

Der Historiker Holger Afflerbach spekuliert darüber, ob es nicht trotz der Überlegenheitsgefühle Deutschlands und Österreich-Ungarns „geradezu zwingend gewesen“ wäre, „die Verbündeten, Italien und Rumänien, vor dem Ultimatum an Serbien einzuweihen und zum Mitmachen [zu] verpflichten?“ Afflerbach zufolge wurde dies unterlassen, da man sich einerseits vor „deren mangelnder Verlässlichkeit“ fürchtete, andererseits, weil mit einem großen Krieg nicht gerechnet wurde.<sup>27</sup>

Der deutsche Diplomat Kurt Riezler stellte zur Zeit der beiden kurzen Balkankriege im Jahr 1913 fest, dass die Politik zu einer des „Aufschubs“ von Großkriegen geworden sei. Solche Großkriege müssten demnach vermieden werden, da die zu erwartenden Kosten moder-

---

<sup>25</sup> AFFLERBACH 2002, S. 829.

<sup>26</sup> Ebda.

<sup>27</sup> Ebda., S. 833.

ner Kriege den Nutzen übersteigen würden.<sup>28</sup> Russland sei das einzige Land, das von diesem Missverhältnis zwischen Gewinn und Verlust ausgenommen sei – allerdings auch nur im bestmöglichen Falle.<sup>29</sup> Dabei sei Riezler zufolge das Wettrüsten der beste Schutz vor dem Stattfinden des Krieges.<sup>30</sup> Der moderne Krieg werde aufgrund seines gewaltigen Zerstörungspotentials „nicht mehr gefochten, aber kalkuliert.“<sup>31</sup> Riezler stellte dementsprechend fest: „Die Überlegenheit wird erstrebt, weniger, um siegreiche Kriege zu kämpfen, als um sie zu denken und vom Gegner denken lassen zu können.“<sup>32</sup> Nach Riezler siegt derjenige, der länger dazu bereit ist, eine Kriegsdrohung aufrechtzuerhalten.<sup>33</sup>

Hillgruber zieht eine direkte Parallele zwischen Riezlers Risikokalkulation und spieltheoretischen Überlegungen zur Konfliktlösung<sup>34</sup>, wie sie noch heute gängig sind und besonders im Zuge des kalten Krieges Anwendung fanden<sup>35</sup>. Der militärische Bluff – und damit das gezielte Spiel mit den Erwartungen des Opponenten – war jedoch eine gängige Taktik, die schon im ersten Balkankrieg (1912) sowohl von Österreich-Ungarn als auch von Russland angewendet wurde.<sup>36</sup> Das Problem mit derartigen Risikokalkulationen scheint jedoch zu sein, dass sie trotz ihrer augenscheinlichen Fiktionalität dazu führen, die Unberechenbarkeit der Wirklichkeit – ihre unauslöschbare Kontingenz – zu invisibilisieren.

---

<sup>28</sup> Vgl. HILLGRUBER, Andreas: Riezlers Theorie des kalkulierten Risikos und Bethmann Hollwegs politische Konzeption in der Julikrise 1914. In: Historische Zeitschrift. 2, 202/1966, S. 337.

<sup>29</sup> Vgl. ebda., S. 338.

<sup>30</sup> Vgl. ebda.

<sup>31</sup> RIEZLER, zitiert nach: HILLGRUBER 1966, S. 338.

<sup>32</sup> Ebda.

<sup>33</sup> Vgl. HILLGRUBER 1966, S. 339.

<sup>34</sup> Vgl. ebda., S. 351.

<sup>35</sup> Vgl. dazu: ERICKSON, Paul; KLEIN, Judy L.; DASTON, Lorraine; LEMOV, Rebecca; STURM, Thomas; GORDIN, Michael D.: How Reason almost Lost its Mind. The Strange Career of Cold War Rationality. Chicago, London: The University of Chicago Press 2013

<sup>36</sup> MACMILLAN 2014, S. 65.

## Der fiktive Krieg und die Offenheit der Zukunft

Serbiens diplomatische Antwort auf das Ultimatum, die vielleicht als Versuch, Zeit zu gewinnen, gewertet werden kann, wurde von Österreich-Ungarn vehement abgelehnt. Die Monarchie erwartete die bedingungslose Befolgung des Ultimatus und brach daher nach Erhalt des Antwortschreibens die diplomatischen Beziehungen zu Serbien mit sofortiger Wirkung ab. Dabei ließ die Antwort von serbischer Seite zumindest ein partielles Entgegenkommen erkennen; dass die diplomatischen Beziehungen dennoch abgebrochen wurden, hatte zur Folge, dass die öffentliche Meinung in Europa umschwenkte und Russland sich seiner Schutzverpflichtung gegenüber Serbien besann.<sup>37</sup>

Im Fall von Drohungen muss es „Vermeidungsalternativen“ geben, die unterschiedlich strukturiert sind: Ego möchte den Kampf eher vermeiden als Alter. Üblicherweise ist es die Macht der Akteure, die diese Relationierung gewährleistet.<sup>38</sup> „Das Vermeiden von (möglichen und möglich bleibenden) Sanktionen ist für die *Funktion* von Macht *unabdingbar*.“<sup>39</sup> Glauben sich jedoch sowohl Ego als auch Alter in einer relativ vorteilhaften Position, fällt diese Strukturierung aus und die Situation wird wieder völlig offen.

Ein Kompromiss seitens des Zweibundes war zwar auch nach dem Ablauf des Ultimatus noch möglich, die europäischen Mächte hätten einen solchen aber als „Bankrott des Zweibundes interpretiert“<sup>40</sup>. Letztlich fürchteten sowohl Österreich-Ungarn als auch Deutschland, in Europa nicht mehr als Großmacht ernst genommen zu werden, dieselbe Befürchtung wurde auch von Russland gehegt.<sup>41</sup> Und auch die serbische Regierung verweigerte sich dem Kniefall vor der k. u. k. Monarchie.<sup>42</sup> Die serbische Position wird heute vor allem mit dem radikalen Nationalismus der serbischen Entscheidungsträger erklärt.<sup>43</sup>

<sup>37</sup> Vgl. AFFLERBACH 2002, S. 837.

<sup>38</sup> LUHMANN, Niklas: Macht. Stuttgart: Lucius & Lucius 2003, S. 22.

<sup>39</sup> Ebda., S. 23.

<sup>40</sup> AFFLERBACH 2002, S. 837.

<sup>41</sup> Vgl. ebda..

<sup>42</sup> Vgl. ebda.

<sup>43</sup> STRACHAN, Hew: The origins of the First World War. In: International Affairs. 2, 90/2014, S. 436.

Diese festgefahrenen Positionen führten unweigerlich in die Katastrophe. Genau einen Monat nach dem Mordanschlag auf Franz Ferdinand und Sophie – am 28. Juli 1914 – erfolgte die österreichische Kriegserklärung an Serbien. Einen Tag später stand Belgrad unter Beschuss. Russland reagierte darauf, indem es sein Heer mobilisierte. Im Zuge dessen forderten Deutschland und Österreich-Ungarn von den Bündnispartnern Italien und Rumänien den Bündnisfall ein.<sup>44</sup> Da es sich um einen Angriffskrieg handelte, lehnte Italien ab; nicht zuletzt, weil Italien schon seit langem und mit wachsender Skepsis die imperialistischen Ambitionen der österreichischen Monarchie im Balkan beobachtet hatte.

Der letzte Versuch, einen Großkrieg zu vermeiden, lag in diplomatischen Vermittlungsversuchen vor allem von britischer Seite:

Doch all diesen Versuchen war der typische Charakter von Kompromissen eigen, die allseitig nur partiell zufriedenstellen konnten; gerade deshalb hätten sie Zeit gebraucht, um akzeptiert zu werden. Und diese Zeit war infolge des Drängens der Militärs, vor allem in Berlin, nicht mehr vorhanden. Sie erklärten den Kriegsausbruch für unvermeidlich und hielten es, ihrerseits unter dem Druck ihrer minuziösen Planungen stehend, für unverantwortlich, sinnlos zu warten und noch weitere Zeit mit aussichtslosen diplomatischen Verhandlungen zu verlieren. Ihnen arbeitete die russische Generalmobilmachung vom 31. Juli in die Hände.<sup>45</sup>

Die russische Regierung beabsichtigte mit ihrer Mobilisierungstaktik, welcher die Beteuerung folgte, dass die Mobilisierung keinen Kriegsausbruch bedeuten müsse, Österreich-Ungarn vor einem weiteren militärischen Vorgehen abzuschrecken. Die russische Mobilisierung führte zum Gegenteil des Intendierten: Die Bedrohung wirkte angesichts des russischen Heeres noch realer, eine Reaktion noch dringlicher. Aufgrund der Generalmobilmachung vermochte es der deutsche Generalstab, die Hoheit über die politischen Ent-

---

<sup>44</sup> AFFLERBACH 2002, S. 839.

<sup>45</sup> Ebda., S. 838.

scheidungsfindungen zu gewinnen und diplomatischere Stimmen zu verdrängen.<sup>46</sup>

## Entscheidungskaskaden

Ganz wesentlich ist es, darauf hinzuweisen, dass sich die Ereignisse von nun an stakkatoartig überstürzten und einen stetigen Entscheidungsdruck hervorriefen: Afflerbach spricht von der „ungeheuren Geschwindigkeit, in der sich nun die Ereignisse jagten und die zu Entschlüssen führten, die bei ruhiger Erwägung wahrscheinlich nicht so gefällt worden wären.“<sup>47</sup> In den politischen Entscheidungszentralen kamen widersprüchliche Hoffnungen zum Tragen: Einerseits wünschte man sich, dass doch noch eine diplomatische Lösung der Krise möglich wäre, andererseits begann der Generalstab in Berlin mit Hochdruck an der Durchsetzung des Schlieffenplans zu arbeiten.<sup>48</sup>

Die Geschwindigkeit, mit der sich die Krise vollzog, ist, wie häufig hervorgehoben wurde, von größter Bedeutung für die Komplexität der Gesamtsituation.<sup>49</sup> Die einzelnen Entscheidungsträger sahen sich unter großem Zeitdruck. Wie Gesine Hofinger und Robert Zinke schreiben, ist „Zeitdruck der Feind des guten Denkens.“<sup>50</sup> Mit dem – objektiven oder subjektiven – Zeitdruck steigt der Bedarf an einfachen Lösungen. Die Entscheidungsträger neigen dann zu Komplexitätsreduktionen, zum Rückgriff auf Handlungsroutinen, auf Automatismen und bereits fertig ausgearbeitete Pläne.<sup>51</sup> Genau diese allzu menschlichen, mitunter aber fatalen Reaktionen lassen sich auch bei den Entscheidungsträgern um 1914 beobachten.

Der Politologe Francis Gavin hat darauf hingewiesen, dass es schwer sei, im Agieren Deutschlands und Österreich-Ungarns die ernsthafte Vorbereitung für einen Präventivkrieg zu erkennen, schon

---

<sup>46</sup> AFFLERBACH 2002, S. 838.

<sup>47</sup> Ebda.

<sup>48</sup> Vgl. ebda.

<sup>49</sup> STRACHAN 2014, S. 434.

<sup>50</sup> HOFINGER, Gesine; ZINKE, Robert: Menschliches Handeln in Krisen. In: Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik. 2, 7/2014, S. 8.

<sup>51</sup> Vgl. ebda.



allein, weil mehrere Wochen vergingen, in denen die potentiellen Opponenten Zeit zu ihrer eigenen militärischen Mobilmachung hatten; hätten die Achsenmächte von Beginn an einen Angriff angestrebt, hätten sie vermutlich versucht, schneller zu agieren. Außerdem war die deutsche Führung – bis auf einige Ausnahmen – alles andere als enthusiastisch, was einen Krieg anbelangte. Der Große Krieg scheint daher am Ende weder ein Unfall gewesen zu sein, noch etwas, auf das die Entscheidungsträger entschieden zustrebten. Vielmehr, so Gavin, scheint er irgendwo dazwischen seinen Ausgangspunkt genommen zu haben.<sup>52</sup> Der dritte Balkankrieg hätte sich nicht zu einem Flächenbrand entwickeln müssen. Es wäre auch vorstellbar gewesen, dass er, ähnlich den ersten beiden Balkankriegen, relativ kurz und lokal begrenzt geblieben wäre<sup>53</sup>. So glaubten die meisten Beobachter auch, dass der Krieg bis Weihnachten vorüber sei: Als Ernest Shackleton im Jahr 1915 von seiner Antarktisexpedition zurückkehrte, fragte er bekanntlich, wer den Krieg gewonnen habe.<sup>54</sup>

Es lassen sich also vielfältige Ursachen für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs ausmachen. Ohne dass es hier darum gehen könnte oder auch nur das Ziel wäre, diese Ursachen erschöpfend darzustellen, wären unter anderem anzuführen: a.) die verschachtelte Architektur der Bündnisse und wechselseitigen Beistandsverpflichtungen, b.) taktische Fehlentscheidungen, c.) personelle Fehlbesetzungen, d.) das Erstarken nationalistischer und sozialdarwinistischer Ideologien<sup>55</sup>, e.) die militärische Planung, die bereits ‚in den Schubladen lag‘, so dass man sich vor allem um Fragen der Logistik, Mobilisierung und Durchführbarkeit kümmerte, nicht aber um politische Lösungen. Generell trug natürlich auch f.) der Militarismus (mitsamt des oft in der Literatur erwähnten Offensivkults) zu einer Eskalation bei. Hinzu kommt

---

<sup>52</sup> Vgl. GAVIN, Francis J.: History, Security Studies, and the July Crisis. In: The Journal of Strategic Studies. 2, 37/2014, S. 326.

<sup>53</sup> Vgl. ebda., S. 328.

<sup>54</sup> MACMILLAN 2014, S. 59.

<sup>55</sup> Gerade der Einfluss nationalistischer Ideologien auf die Genese militärischer Konflikte ist inzwischen gut belegt. Vgl. nur: SCHROCK-JACOBSON, Gretchen: The Violent Consequences of the Nation: Nationalism and the Initiation of Interstate War. In: Journal of Conflict Resolution. 5, 65/2014, S. 825–852.

auch, dass sich g.) jeder einzelne Beteiligte in einer relativ vorteilhaften Lage wägte, so dass der Krieg jetzt (und nicht später) geeignet schien, die jeweilige Machtposition zu festigen<sup>56</sup>.

Diese Entwicklung war das Ergebnis eines Sicherheitsdilemmas: Souveräne Staaten existieren in einer mehr oder weniger beständigen Sorge, von anderen attackiert, erobert oder unterdrückt zu werden. Infolge dessen versuchen sie mehr Macht zu erlangen, was wiederum dazu führt, dass auch die anderen mehr Macht zu erlangen versuchen und vice versa – ein Teufelskreis. Dabei können auch vordergründig friedliche Akte wie Solidarität und Kooperation von diesem Dilemma betroffen sein, da eine andere partikuläre Gruppe diese als bedrohliche Stärkung eines Blocks wahrnehmen kann.<sup>57</sup> Hinzu kommen unzählige andere Faktoren, darunter sei nur die Fähigkeit der Regierungen erwähnt, die eigene Bevölkerung für den Krieg zu gewinnen. Wie Snyder schreibt, war der Kriegseintritt für jeden Teilnehmer auch eine PR-Frage: Bereits damals musste jeder den Eindruck erwecken, dass es sich bei dem Kriegseintritt um einen Akt der Verteidigung handle; niemand durfte als Aggressor auftreten.<sup>58</sup> Es ging also nicht zuletzt darum, im ‚blame game‘ zu gewinnen.<sup>59</sup> Hätten nicht alle Teilnehmer es geschafft, zumindest gegenüber der eigenen Bevölkerung weitgehend unschuldig zu erscheinen, wären Kriegseintritte deutlich erschwert worden.

## Die Komplexität von Krisen und die Konstruktion von Ursachen

Der entscheidende Punkt ist aber: All diese von Historikerinnen und Sozialwissenschaftlerinnen gut begründeten Einflüsse sind für sich genommen keineswegs hinreichend, um den Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu erklären. Sie sind nur nachträglich erfasste Momente einer komplexen Gesamtsituation. Aber mit solchen Aufzählungen ist

---

<sup>56</sup> Vgl. dazu: SNYDER, Jack: Better Now Than Later. The Paradox of 1914 as Everyone's Favored Year for War. In: *International Security*. 1, 38/2014, S. 92.

<sup>57</sup> Vgl. HERZ, John H.: Idealist Internationalism and the Security Dilemma. In: *World Politics*. 2, 2/1950, S. 157.

<sup>58</sup> Vgl. SNYDER 2014, S. 91.

<sup>59</sup> Vgl. ebda.

nicht einmal gesagt, dass die als Auslöser identifizierten Elemente in dieser Kombination unbedingt zur Katastrophe führen *mussten*. Viel eher scheint aus soziologischer Sicht eine Beobachtung John Laws zuzutreffen, die dieser angesichts eines schweren Zugunglücks anstellt: Sobald eine Katastrophe stattfindet, wird die nachträgliche Untersuchung dieser Katastrophe dazu führen, Ambiguitäten und Ambivalenzen aufzuzeigen, die zu dieser Katastrophe beigetragen hatten. Dabei wird meistens übersehen, dass die als Ursachen identifizierten Gründe unter anderen Umständen den normalen Lauf der Dinge sogar ermöglichen und aufrechterhalten.<sup>60</sup> Die Katastrophe ist wie die Geschichte eine Singularität.

Der Psychologe Jerome Bruner schreibt, dass es eine „psychologist's fallacy“ gebe: Dieser Trugschluss bestehe darin zu glauben, dass, würde man nur alle Einzelpersonen in geeigneter Weise therapieren, es keine Konflikte und Kriege mehr gäbe.<sup>61</sup> Eine ähnliche Gefahr besteht, wenn historische Ereignisse mit der Gegenwart verglichen werden, um aus diesen Ereignissen irgendwelche Lehren für die Zukunft zu ziehen: Es scheint, als sei alles nur eine Frage der richtigen Entscheidungen. Aber damit wird das Wesen des Sozialen, allen voran seine Komplexität und Fragilität, völlig verkannt.

Was sich sagen lässt, ist, dass jeder Konflikt aus einer kommunikationstheoretischen Perspektive als eine Art Attraktor wirkt. Konflikte sind nach Luhmann „hoch integrierte Sozialsysteme, weil die Tendenz besteht, alles Handeln im Kontext einer Gegnerschaft unter diesen Gesichtspunkt der Gegnerschaft zu bringen.“<sup>62</sup> Betrachtet man einen Konflikt als ein soziales System<sup>63</sup>, fällt auf, dass dieses durch eine äußerst hohe ‚Interdependenz‘ gekennzeichnet ist:

---

<sup>60</sup> LAW, John: *After Method. Mess in Social Science Research*. London, New York: Routledge 2004, S. 100.

<sup>61</sup> BRUNER, Jerome: *The Control of Human Behaviour*. In: BRUNER, Jerome: *On Knowing. Essays for the Left Hand*. Cambridge, Massachusetts: Belknap Press 1997, S. 135.

<sup>62</sup> LUHMANN, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, S. 532.

<sup>63</sup> Mit dieser Perspektivierung des Konflikts schließt Luhmann implizit an Georg Simmel an, der bereits vom Streit als eine Form der Vergesellschaftung sprach.

[...] ein Wort gibt das andere, jede Aktivität muß und kann mit irgendwelchen anderen beantwortet werden. [...] Insofern eignet sich die Metapher der parasitären Existenz von Konflikten; aber das Parasitentum ist hier typisch nicht auf Symbiose angelegt, sondern tendiert zur Absorption des gastgebenden Systems durch den Konflikt in dem Maße, als alle Aufmerksamkeit und alle Ressourcen für den Konflikt beansprucht werden.<sup>64</sup>

Diese Aufmerksamkeitsbündelung aller an dem Konfliktsystem beteiligten Identitäten führt zu einer problematischen Engführung der verfügbaren Ressourcen; egal ob es sich bei diesen Ressourcen um Materialien oder Informationen handelt: Was getan wird, wird im Hinblick auf den Konflikt getan:

Hochinterdependente Systeme werden zwangsläufig rücksichtslos gegenüber ihrer Umwelt, weil im voraus festgelegt ist, in welchem Sinne sie Materialien und Informationen verwenden; und sie müssen intern hohe Elastizität in die Elemente (Ereignisse, Handlungen) auslagern, wenn strukturell gewährleistet sein soll, daß (mehr oder weniger) alles mit allem zusammenhängt.<sup>65</sup>

Aus einer kommunikationstheoretischen Perspektive hat ein Konflikt nicht von sich aus irgendeine festgefügte Struktur: Konflikte entstehen und lösen sich wieder auf. Sie sind nichts anderes als kommunizierte Widersprüche, auf die wiederum Bezug genommen wird.<sup>66</sup> Das heißt: Ein Konflikt hat über diesen Widerspruch hinaus nicht von vornherein eine Struktur. Erst bei länger andauernden Konflikten prägen sich Strukturen aus, die den Konflikt erklären sollen, ihm aber üblicherweise vor allem Dauer verleihen:

Konflikte sind Alltagsbildungen, entstehen überall und sind zu meist rasch bereinigte Bagatellen. Eine ‚Konflikttheorie‘, die die strukturelle Veranlassung mit in den Konfliktbegriff aufnimmt oder

---

<sup>64</sup> LUHMANN 1991, S. 532f.

<sup>65</sup> Ebda., S. 533.

<sup>66</sup> Ebda., S. 530.

gar nur ‚Klassenkonflikte‘ oder ‚Herrschaftskonflikte‘ als Konflikte im eigentlichen Sinne gelten läßt, verliert dieses Phänomen der Massenhaftigkeit und Bedeutungslosigkeit des Vorkommens aus den Augen (und bezieht dafür Sachlagen, die noch gar nicht zu wirklichen Auseinandersetzungen führen, mit in die Theorie ein).<sup>67</sup>

Ist es sinnvoll, die Situation um 1914 mit der Gegenwart zu vergleichen? Häufig wird heute China mit dem wilhelminischen Deutschland um 1914 verglichen. Allerdings führt dieser Vergleich nicht weit. Im Gegensatz zu Deutschland ist China aufgrund seiner ökonomischen Verflechtungen auf Internationalisierung angewiesen. Das zeigt schon die Bedeutung von FDI (Foreign Direct Investment) für China.<sup>68</sup> Im Gegensatz dazu führte Deutschland eine protektionistische Handelspolitik. So wurden die Agrartarife, die Deutschland im Jahr 1887 einfuhrte, von Russland als Handelskrieg aufgefasst.<sup>69</sup> Es scheint schon aufgrund dieser gravierenden Unterschiede wenig vielversprechend, die gegenwärtige Situation allzu direkt mit der Zeit des 1. Weltkriegs zu vergleichen. Auch die gegenwärtigen Formen der Kriegführung – von Terrorismus bis Drohnenkrieg – lassen einen direkten Vergleich kaum zu.

### **Vom Fortwursteln<sup>70</sup>**

Die Politik um 1914 war noch nicht gänzlich in der Moderne angekommen. Offenbar wurde verkannt, dass politisches Entscheiden nicht mehr durch zielgebundene Rationalität, sondern nur noch durch „zeitorientierte Reaktivität“<sup>71</sup> geleistet werden konnte.

---

<sup>67</sup> LUHMANN 1991, S. 534.

<sup>68</sup> Vgl. SOLINGEN, Etel: Domestic Coalitions, Internationalization, and War. Then and Now. In: International Security. 1, 39/2014, S. 45f.

<sup>69</sup> Ebda., S. 50f.

<sup>70</sup> „Das Gesetz der Weltgeschichte – fiel ihm dabei ein – ist nichts anderes als der Staatsgrundsatz des ‚Fortwurstelns‘ im alten Kakanien. Kakanien war ein ungeheuer kluger Staat.“ (MUSIL, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Hamburg: Rowohlt Verlag 1952, S. 361.)

<sup>71</sup> LUHMANN, Niklas: Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002, S. 142.

Die Entscheidungsprobleme verlagern sich damit aus der Dimension des Sachlich-Richtigen (über das ohnehin nur ‚politisch‘ geurteilt werden kann) in die Zeitdimension. Schnelligkeit und Flexibilität werden zu vorherrschenden Anforderungen, und eben deshalb werden Kompromißbereitschaft und Konsens als Verständigungsformen des Augenblicks großgeschrieben.<sup>72</sup>

Umgelegt auf die Julikrise bedeutet das, dass die politische Programmatik sich auf eine Welt bezog, die schon gar nicht mehr existierte: Die neuen Kommunikationsmittel, die Transportmöglichkeiten und die militärischen Innovationen hatten diese Welt abgeschafft. In unserer Gegenwart hat die Kenntnisnahme dieser Veränderungen dazu geführt, dass die Politik zur Postpolitik geworden ist. Die Politik des 21. Jahrhunderts ist durch ‚prinziplose Temporalisierung‘ und Opportunismus gekennzeichnet.<sup>73</sup> Dabei handelt es sich um ein noch relativ junges Phänomen, dessen Auswirkungen noch nicht absehbar sind, sicher scheint aber, dass sich die postpolitische Gouvernamentalität von der alteuropäischen Politik um 1914 stark unterscheidet. So scheint die eigentliche Lehre aus dem 1. Weltkrieg gerade darin zu bestehen, die Entleerung jeglicher Erfahrung anzuerkennen, die Aussichtslosigkeit, richtige Entscheidungen aus vergangenen Ereignissen abzuleiten:

[...] nie sind Erfahrungen gründlicher Lügen gestraft worden als die strategischen durch den Stellungskrieg, die wirtschaftlichen durch die Inflation, die körperlichen durch die Materialschlacht, die sittlichen durch die Machthaber.<sup>74</sup>

Eine Krise entsteht, wenn sich die Erwartungen nicht mehr mit den Erfahrungen decken. Die (multiplen) Krisen, die zum 1. Weltkrieg führten, müssen unter der Perspektive politischer Erwartungshaltungen betrachtet werden, die in den 1910er Jahren längst problematisch geworden waren. Ein gewinnbringender Vergleich der Gegenwart mit der Zeit um 1914 besteht bestenfalls in dem Hinweis darauf, dass aus

---

<sup>72</sup> LUHMANN 2002, S. 142.

<sup>73</sup> Vgl. ebda., S. 143.

<sup>74</sup> BENJAMIN, Walter: Erzählen. Schriften zur Theorie der Narration und zur literarischen Prosa. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007, S. 104.

der Vergangenheit nichts zu lernen ist, bis auf die Tatsache, dass sie vergangen ist.

Auch noch so rationale politische Entscheidungsfindungen laufen immer Gefahr, zu verkennen, dass Erwartungshaltungen sich zwangsläufig auf vergangene Erfahrungen beziehen und Kausalerklärungen der komplexen Gegenwart nicht gerecht werden. Die Krise ist immer die Krise eines Beobachters. Ein soziales System kennt keine Krise. Wie Peter Fuchs schreibt, gilt: „Es gibt ausschließlich normale Systeme. Die Autopoiesis vollzieht sich, wie sie sich vollzieht. Es geschieht, was geschieht.“<sup>75</sup> Gerade deshalb ist eine Krise häufig nicht nur Ausdruck von zu wenig, sondern auch von zu viel Ordnung: Etwa von festgefahrenen Unterscheidungen (in Bezug auf 1914 völkisch oder national konnotierte Unterscheidungen, aber auch Unterscheidungen in Bezug auf Konkurrenz- und Partnerschaftsverhältnisse).

Manfred Eigen und Ruthild Winkler verstehen unter Katastrophen Schwankungsverstärkungen, die den Bezugszustand instabil werden lassen.<sup>76</sup> In Bezug auf soziale Systeme bedeutet eine Katastrophe daher immer auch die Möglichkeit einer Neujustierung unbrauchbar gewordener Unterscheidungen, ob solche Neujustierungen gelingen, mag in manchen Fällen Einfluss darauf haben, ob weitere fatale Kettenreaktionen abgewendet werden können – sowie darauf, ob das jeweilige System fortbestehen kann.

Im Endeffekt spiegelt sich aus heutiger Sicht im Agieren der damaligen Entscheidungsträger eine Problematik, die Dirk Baecker im Hinblick auf Organisationen in folgender Weise zusammengefasst hat:

Das Schicksal von Organisationen ist auffallend häufig die Rigidisierung mit anschließendem Zerbrechen, wenn die Umwelt sich derart verändert hat, daß ihr Rauschen in der Kombination mit eigenen Entscheidungsprogrammen kein Selektionspotential für die Entscheidungen der Organisationen mehr darstellt.<sup>77</sup>

---

<sup>75</sup> FUCHS, Peter: *Intervention und Erfahrung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999, S. 100.

<sup>76</sup> Vgl. EIGEN, Manfred; WINKLER, Ruthild: *Das Spiel. Naturgesetze steuern den Zufall*. Christian Rieck Verlag 2011, S. 62.

<sup>77</sup> BAECKER, Dirk: *Womit handeln Banken? Eine Untersuchung zur Risikoverarbeitung in der Wirtschaft*. Suhrkamp: Frankfurt a. M. 2008, S. 47.

Allerdings kann diese Erkenntnis, wie dies für evolutionär angelegte Theorien üblich ist, keinen prognostischen Wert für sich beanspruchen: Sie hilft nicht beim Treffen künftiger Entscheidungen. Das Scheitern einer evolutionären Anpassung oder Nicht-Anpassung erschließt sich immer erst im Nachhinein. Auch das erschwert ein Lernen aus der Geschichte. Gesagt werden kann aus dieser Perspektive nur: Die Entscheidungsträger der k. u. k. Monarchie glaubten, dass die Instabilität des Reiches es erforderlich mache, Ordnung um jeden Preis durchzusetzen. Viele andere europäische Staaten sahen sich in vergleichbaren Dilemmata. Die Staaten konstruierten im Grunde genommen selbst-referentielle Probleme, die mitunter mit überkommenen Strukturen zu tun hatten, in ihre Umwelt hinein, um sie auf diese Weise zu lösen, ohne ihre interne Struktur verändern zu müssen.<sup>78</sup>

Heute, könnte man mit Carlo Bordini und Zygmunt Bauman sagen, hat man es jedoch nicht mehr nur mit einer „crisis of the state“, sondern mit einem dauerhaften und globalisierten „state of crisis“ zu tun<sup>79</sup>. Dass die Brüchigkeit jeglicher Ordnung heute stärker als noch 1914 in Rechnung gestellt wird, ohne dass man noch an ihre dauerhafte Stabilisierung glaubt, lässt allerdings darauf hoffen, dass der Umgang mit Krisen reflektierter vonstattengeht als früher: Ein ‚state of crisis‘ impliziert ja gerade auch, ganz anders als 1914, dass die Krise als neuer Normalzustand verstanden wird. Das bedeutet aber natürlich nicht, dass heutige EntscheidungsträgerInnen frei von dem Risiko wären, sich wie König Ödipus zu verhalten, der bekanntlich alles tat, um die Katastrophe zu verhindern und sie genau dadurch herbeiführte. Aber möglicherweise bleibt auch nichts anderes übrig als das: „Die Rettung hält sich an den kleinen Sprung in der kontinuierlichen Katastrophe.“<sup>80</sup>

---

<sup>78</sup> Vgl. LUHMANN, Niklas: Organisation und Entscheidung. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000, S. 71.

<sup>79</sup> BAUMAN, Zygmunt; BORDONI, Carlo: State of Crisis. Cambridge: Polity Press 2014, S. 27.

<sup>80</sup> BENJAMIN, Walter: Zentralpark. In: BENJAMIN, Walter: Gesammelte Schriften, Band I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, S. 683.



## Literaturverzeichnis

- AFFLERBACH, Holger: Der Dreibund. Europäische Großmacht- und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg. Wien: Böhlau Verlag 2002.
- BAECKER, Dirk: Womit handeln Banken? Eine Untersuchung zur Risikoverarbeitung in der Wirtschaft. Suhrkamp: Frankfurt a. M. 2008.
- BAUMAN, Zygmunt; BORDONI, Carlo: State of Crisis. Cambridge: Polity Press 2014.
- BENJAMIN, Walter: Erzählen. Schriften zur Theorie der Narration und zur literarischen Prosa. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007.
- BENJAMIN, Walter: Zentralpark. In: BENJAMIN, Walter: Gesammelte Schriften, Band I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991.
- BRUNER, Jerome: The Control of Human Behaviour. In: BRUNER, Jerome: On Knowing. Essays for the Left Hand. Cambridge, Massachusetts: Belknap Press 1997.
- CHONG, Ian; HALL, Todd H.: The Lessons of 1914 for East Asia Today. Missing the Trees for the Forest. In: International Security. 1, 39/2014.
- CHRISTENSEN, Thomas J.; SNYDER Jack L.: Multipolarity, Perceptions, and the Tragedy of 1914. In: International Studies Quarterly. 55/2011.
- EIGEN, Manfred; WINKLER, Ruthild: Das Spiel. Naturgesetze steuern den Zufall. Ort Eschborn: Christian Rieck Verlag 2011.
- ERICKSON, Paul; KLEIN, Judy L.; DASTON, Lorraine; LEMOV, Rebecca; STURM, Thomas; GORDIN, Michael D.: How Reason almost Lost its Mind. The Strange Career of Cold War Rationality. Chicago/London: The University of Chicago Press 2013.
- FUCHS, Peter: Intervention und Erfahrung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999.
- GAVIN, Francis J.: History, Security Studies, and the July Crisis. In: The Journal of Strategic Studies. 2, 37/2014.
- HERZ, John H.: Idealist Internationalism and the Security Dilemma. In: World Politics. 2, 2/1950.
- HILLGRUBER, Andreas: Riezlers Theorie des kalkulierten Risikos und Bethmann Hollwegs politische Konzeption in der Julikrise 1914. In: Historische Zeitschrift. 2, 202/1966.
- HOFINGER, Gesine; ZINKE, Robert: Menschliches Handeln in Krisen. In: Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik. 2, 7/2014.

- LAW, John: *After Method. Mess in Social Science Research*. London, New York: Routledge 2004.
- LUHMANN, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998.
- LUHMANN, Niklas: *Die Politik der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002.
- LUHMANN, Niklas: *Macht*. Stuttgart: Lucius & Lucius 2003.
- LUHMANN, Niklas: *Organisation und Entscheidung*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000.
- LUHMANN, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991.
- MACMILLAN, Margaret: 1914 and 2014: should we be worried?. In: *International Affairs*. 1, 90/2014.
- MUSIL, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hamburg: Rowohlt Verlag 1952.
- OTIS, Laura Christine: *Networking. Communicating with Bodies and Machines In the Nineteenth Century*. Ann Arbor: University of Michigan Press 2001.
- SCHMIDT, Stefan: *Frankreichs Außenpolitik in der Julikrise 1914. Ein Beitrag zur Geschichte des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges*. München: R. Oldenbourg 2009.
- SCHROCK-JACOBSON, Gretchen: The Violent Consequences of the Nation: Nationalism and the Initiation of Interstate War. In: *Journal of Conflict Resolution*. 5, 65/2014.
- SNYDER, Jack: Better Now Than Later. The Paradox of 1914 as Everyone's Favored Year for War. In: *International Security*. 1, 39/2014.
- SOLINGEN, Etel: Domestic Coalitions, Internationalization, and War. Then and Now. In: *International Security*. 1, 39/2014.
- STRACHAN, Hew: The origins of the First World War. In: *International Affairs* 2, 90/2014.
- UNTERSEHER, Lutz: *Der Erste Weltkrieg*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften 2014.
- ZWEIG, Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Frankfurt a. M.: S. Fischer 2001.



# Die Weltkrise 1914, die Ukraine Krise 2014 und die politische Kommunikation.

## Das Eskalationspotential der Medien gestern und heute.

Marc STEGHERR

Die Krise um die Ukraine nach der Revolution auf dem Kiever Maidan 2014 zeitigte interessante und zugleich beängstigende Parallelisierungen. Mancher blickte nicht nur mit Sorgen auf die Entwicklungen zwischen Russland und der Ukraine bzw. Russland und den Vereinigten Staaten, sondern währte sich angesichts der rhetorischen, politischen und nicht zuletzt medialen Eskalationsspirale ernsthaft am Vorabend eines neuen Weltkriegs, dessen Vorzeichen bedenklich an die des Ersten erinnern würden.

Robert W. Merry schrieb etwa in der US-amerikanischen Zeitschrift *National Interest*, die „Geister des Ersten Weltkriegs“ würden über der Ukraine kreisen.<sup>1</sup> Wer für den Abschuss der malaysischen Passagiermaschine MH17 verantwortlich sei, wäre im globalen Zusammenhang nicht mehr von Belang, meinte Merry, denn die weltweite moralische Empörung hätte sich so sehr auf den russischen Präsidenten konzentriert, dass eine Annäherung zwischen Russland und dem Westen auf lange Zeit ausgeschlossen sein werde.

Zum neuen Stichwort wurde ‚Feindschaft‘, so wie schon lange vor dem Ausbruch von Kampfhandlungen 1914 von interessierten Kreisen im österreichischen Militär die angeblich unüberbrückbare Feindschaft zwischen Österreich und Serbien zum stehenden, unbezweifelten Topos erhoben wurde – von den sogenannten ‚Falken‘, aber auch von nationalistischen Zirkeln oder einflussreichen Personen wie Ilija Garašanin in Serbien.

Der Mord am österreichischen Thronfolger erschien ebenso wie der Abschuss der Passagiermaschine über der Ostukraine als logische

---

<sup>1</sup> MERRY, Robert W.: The Ghosts of World War I Circle over Ukraine. Erneut publiziert auf: Nova Srpska Politička Misao, 23.07.2014. <http://www.nspm.rs/nspm-english/the-ghosts-of-world-war-i-circle-over-ukraine.html> (13.09.2016).

Konsequenz der verderbten Politik des Anderen. Die toten Passagiere wie der tote Thronfolger wurden zur rückwirkenden Bestätigung, sie zählten nicht als Opfer, sondern gerieten zum politischen Instrument in einer sich schon lange anbahnenden Entfremdung, die der russische Staatschef Putin in seiner Brandrede auf der Münchner Sicherheitskonferenz 2007 scharf kritisiert und vor deren fatalen Folgen er gewarnt hatte. Es hätte politische Foren und Möglichkeiten gegeben, sagen die Kritiker, diese Entfremdung abzubauen. Doch mancher schien sie fast zu wünschen, aus Nostalgie für die klaren Verhältnisse des kalten Krieges oder aus Abneigung gegen die neue Machtpolitik Russlands, dessen Ambition, auf dem internationalen Parkett wieder auf Augenhöhe mitzuspielen.

Auch 1914 hätte man der Eskalation vorbeugen können. Schon dadurch, dass etwa die Trauerfeierlichkeiten in Anwesenheit des europäischen Adels und der Vertreter der Republiken stattgefunden hätten. Wien hätte ad oculos die Berechtigung seiner Gegenwehr demonstrieren können, ohne die späteren Reaktionen auf den Alleingang mit Rückendeckung des deutschen Reiches zu provozieren. Stattdessen wurden der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, und seine Gattin, Sophie von Hohenberg, in aller Stille überführt. Es gab keinen offiziellen Trauerkondukt durch Wien, wie es ihn 1916 geben sollte, als Kaiser Franz Joseph zu Grabe getragen wurde. Hintergrund war besonders die tiefsitzende Abneigung des Obersthofmeisters Franz Josephs, Alfred Fürst von Montenuovo, gegenüber dem Thronfolger, wegen dessen morganatischer Ehe – obwohl oder gerade weil Montenuovos Familie selbst mit dem Kaiserhaus morganatisch verwandt war.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Zu den fatalen Fehlentscheidungen der *Falken* um Hötzen Dorf, dem Befürworter eines Präventivkriegs gegen Serbien, gehörte die nur scheinbar nebensächliche Organisation der Beisetzung des Thronfolgers. Durch ein Staatsbegräbnis in Gegenwart der europäischen Staatsschefs hätte man erstens die Bedeutung des Mannes demonstriert, der in Sarajevo erschossen worden war, zweitens, vor aller Augen und mit deren stillschweigender Zustimmung die Notwendigkeit und Berechtigung angezeigt, von jenem Staat Aufklärung und Genußtuung zu fordern, der eventuell die Mörder geduldet oder vielleicht sogar unterstützt hatte. Eine Eskalation, die fatale Bündnis spirale, wäre dadurch wohl vermieden worden.

Im Blick der Historiker könnte so, meint Robert W. Merry, der Abschuss der malaysischen Maschine zu einem Ereignis werden, das die Geschichte in analoger Weise von ihrem Kurs abbringen könnte wie die Ermordung des österreichischen Erzherzogs in Sarajevo am 28. Juni 1914, das die Entwicklung in Gang setzte, die zum Ausbruch des Weltkriegs führen sollte. Die These, dass individuelle, scheinbar getrennte Ereignisse zu großen geopolitischen Konfrontationen führen können, bestätige der Abschuss der malaysischen Maschine und der darauf folgende politische und mediale Aufruhr. Weder konnte man unmittelbar nach dem Abschuss wissen, ob Russland verantwortlich war, noch war im Juli 1914 der Anteil der serbischen Regierung an der Vorbereitung des Attentats geklärt. Dennoch wurde die Regierung umgehend für mitschuldig befunden. Worum es den Serben vor 1914 ging, schreibt Jacob Heilbrunn, wäre von den größeren geopolitischen Interessen der europäischen Großmächte ebenso rasch an den Rand gedrängt worden wie 2014 die Interessen der Ukrainer oder der Russen in der Ostukraine. Merry zitiert den Kolumnisten E. J. Dionne Jr., der den Komplex in einem Satz zuspitzte: „The deaths of 298 innocent people [...] transformed the battle for Ukraine into a global issue.“<sup>3</sup> Der russische Standpunkt bzw. derjenige der ukrainischen Staatsbür-

---

Franz Ferdinand wurde in aller Stille überführt. Fürst Montenuovo verbot sogar die Teilnahme der Erzherzöge und anderer höhergestellter Persönlichkeit an der Beisetzung, eine Revanche über das Grab hinaus am Erzherzog-Thronfolger, der es gewagt hatte, sich über die Hausgesetze der Habsburger hinwegzusetzen und eine Mesalliance einzugehen. Die Särge des Ehepaars wurden nach der Überführung aus Bosnien in der Kapelle der Wiener Hofburg lediglich zwei Stunden aufgebahrt. Den Sarg Sophies von Hohenberg ließ Montenuovo eine Stufe tiefer stellen als den des Erzherzog-Thronfolgers, um den Rangunterschied beider auch nach ihrem Tod zu betonen. Auf dem Samtkissen vor dem Sarg Sophies lagen (symbolhaft für Hofdamen) ein schwarzer Fächer und ein Paar weiße Handschuhe, keiner ihrer Orden und sonstigen Ehrenzeichen. Vor dem Sarg des Erzherzogs lagen die Embleme seines Rangs: Erzherzogshut, Generalshut, Säbel und Orden. Nach Einbruch der Dunkelheit wurden die Särge nach Schloss Artstetten in Niederösterreich überführt, ohne militärisches Geleit oder Trauerparade durch die Wiener städtische Bestattung. Die Bevölkerung nahm dennoch Anteil.

<sup>3</sup> Vgl.: MERRY 2014.

ger, die sich als Russen verstehen, hatte mit dem Abschuss in der sich danach überhitzenden Weltmeinung keine Aussicht mehr durchzudringen. Auch die bosnischen Serben, die vor dem Attentat auf ein gewisses Verständnis für ihre Emanzipation von der Herrschaft der Habsburger rechnen konnten, und auch lange bei der europäischen Geisteselite einen Bonus hatten, weil sie über Jahrhunderte die Herrschaft der Osmanen ertragen und schließlich heldenmütig abgeschüttelt hatten – sie hatten mit dem Attentat von Sarajevo jeden Kredit verspielt. Der serbische Ministerpräsident soll gesagt haben, als er von dem Attentat in Sarajevo hörte: „Hoffentlich war das kein Serbe!“. Denn das Attentat traf ein durch die Balkankriege geschwächtes Serbien, das seine Hoffnung eher auf diplomatische Maßnahmen und internationalen politischen Druck setzte, um seine Ziele zu erreichen.

2014 argumentierten ‚Putin-Versteher‘, dass der russische Präsident kein Interesse an einer Eskalation des Konflikts um die Ost-Ukraine haben könne. Ihm ginge es aufgrund identitärer und geopolitischer Interessen darum, den mehrheitlich russischsprachigen Landesteilen eine wohlverstandene Autonomie von der westlich orientierten Westukraine zu sichern. Der Umstand, dass Russland über keine natürlichen Grenzen seines Territoriums verfügt, verlieh der Ukraine, die mehr als 350 Jahre zur russischen Einflussphäre gehört hatte, neben der identitären eine besondere strategische Bedeutung. Die Unabhängigkeitserklärung der Ukraine war für Russland bereits schwer zu verkraften gewesen, umso mehr die Gefahr, durch eine umfassende politische und militärische Westbindung die Ukraine und insbesondere die östlichen Landesteile als Einflussphäre und Pufferzone zu verlieren. Nicht allein der Umstand, dass ein Ereignis von regionaler zu weltpolitischer Bedeutung emporwuchs, löste ungute Assoziationen mit dem Schicksalsjahr 1914 aus, auch die deshalb vielfach kritisierte ‚Dämonisierung‘ der handelnden Politiker. Putin erschien in Karikaturen und verfremdeten Portraits als Wiedergänger Hitlers, seine Apologeten bzw. diejenigen, die seine Politik zu erklären versuchten, wurden als ‚Putleristen‘ verunglimpft, einer kruden, relativierenden Neuschöpfung aus Putin und Hitler, oder als ‚Putin-Versteher‘, so als hätte politischer Journalismus nicht in erster Linie mit tieferem Verste-

hen und weniger mit Parteinahme und Polemik zu tun, wie die Russland-Kennerin Gabriele Krone-Schmalz anmerkte<sup>4</sup>.

Im letzten Friedensjahr 1913 galt auch der Thronfolger Franz Ferdinand in großen Teilen der veröffentlichten Meinung als feiger Zauderer, weil er statt auf eine Konfrontation mit Serbien, die unabsehbare geopolitische Folgen hätte haben können, auf eine staatspolitische Lösung, die trialistische Reform der Doppelmonarchie und die Aussöhnung der Ethnien innerhalb des Vielvölkerstaates setzte. Krone-Schmalz wie auch andere Osteuropa-Experten und Politiker, prominent der ehemalige Bundespräsident Roman Herzog, die sich in einem Aufruf *Wieder Krieg in Europa? Nicht in unserem Namen*<sup>5</sup> für eine kluge, ausgleichende Politik gegenüber Russland einsetzten, hielt ein entgegengesetzter Aufruf vor, die Tatsachen zu verfälschen. Der große Russland-Kenner Karl Schlögel erklärte in der Tageszeitung *Die Welt* kurz und knapp, der Aufruf sei peinlich.<sup>6</sup> Die *FAZ* sprach von ‚Geschichtsvergessenheit‘, und *Die Zeit* und die *Süddeutsche Zeitung* erklärten apodiktisch und wahrheitswidrig, der Aufruf widerspreche den geopolitischen Tatsachen in der Region. Die Unterzeichner – unter ihnen der Schauspieler Mario Adorf, Luitpold Prinz von Bayern, der ehemalige Berliner Bürgermeister Eberhard Diepgen, der ehema-

---

<sup>4</sup> Diesen Standpunkt vertrat sie in mehreren Interviews und Vorträgen, und zuletzt in ihrem Buch mit dem bewusst gewählten Titel „Russland verstehen: Der Kampf um die Ukraine und die Arroganz des Westens“ (München: C. H. Beck Verlag 2015, im September des Jahres bereits in 12. Auflage). Markantester Gegenentwurf zu ihrem Standpunkt ist das Buch des obsessiven Putin-Kritikers Boris Reitschuster („Putins Demokratie“, München: Econ Verlag 2006), das 2014 „aktuell zur Krim-Krise“ erneut aufgelegt wurde.

<sup>5</sup> Der Wortlaut des Aufrufs „Wieder Krieg in Europa? Nicht in unserem Namen!“ sowie eine Liste prominenter UnterzeichnerInnen findet sich auf *Zeit Online*: <http://www.zeit.de/politik/2014-12/aufruf-russland-dialog> (13.09.2016).

<sup>6</sup> SCHLÖGEL, Karl: „Dieser Russland-Aufruf ist ein peinliches Dokument“. 60 prominente Deutsche von Roman Herzog bis Wim Wenders warnen Politik und Medien vor einer „Dämonisierung“ Russlands. Ein peinlicher Aufruf, der die Tatsachen auf den Kopf stellt.

In: *Die Welt*, 08.12.2014. <http://www.welt.de/debatte/kommentare/article135119551/Dieser-Russland-Aufruf-ist-ein-peinliches-Dokument.html> (13.09.2016).



lige Bundesminister Erhard Eppler, Pater Anselm Grün, Hans-Jochen Vogel und Ernst-Ulrich von Weizsäcker – seien, so der Gegenaufwurf der ‚Osteuropa-Experten‘, in der Mehrzahl keine Osteuropa-Experten, hätten also keine Ahnung, wovon sie reden.<sup>7</sup>

Dass sie alle herausragende Persönlichkeiten aus Politik und Gesellschaft waren, die durchaus in der Lage waren, sich ein klares Urteil zu bilden, zählte offenbar nicht. Andernorts war mit Bezug auf den ersten Aufruf gar die Rede von Verzichtspolitik und feigem Appeasement. Die Haltung gegenüber Russland, die trotz aller Kritik an der Innenpolitik Putins generell lange sachlich gewesen war, war in kürzester Frist nachgerade feindselig geworden, gerade auch gegenüber jenen, die nicht zu einer nachgiebigen, sondern zu einer abwartenden, von sachlichen Erwägungen geleiteten Politik mahnten. Zu ihnen gehörten maßgebliche Persönlichkeiten der deutschen Politik und Kultur, wie der ehemalige Außenminister Hans-Dietrich Genscher oder der Publizist Peter Scholl-Latour. Eine distanziert-kritische Haltung gegenüber Russland war beinahe über Nacht in eine aggressiv-konfrontative umgeschlagen.

Warner vor einem neuen Weltkrieg wiesen 2014 darauf hin, dass auch in der Donaumonarchie am Vorabend des Ersten Weltkriegs, insgesamt gesehen, wenig darauf hingedeutet hätte, dass man vor einer Katastrophe, geschweige denn einer kriegerischen Auseinandersetzung weltgeschichtlichen Ausmaßes stand. Doch das publizistische

---

<sup>7</sup> Im Gegenaufwurf mit dem Titel „Friedenssicherung statt Expansionsbelohnung. Aufruf von über 100 deutschsprachigen OsteuropaexpertInnen zu einer realitätsbasierten statt illusionsgeleiteten Russlandpolitik“ stand bereits einleitend zu lesen: „Obwohl es in diesem Text um die deutsche Russland- und Ukrainepolitik geht, nimmt kaum eine/r der UnterzeichnerInnen an der aktuellen Osteuropaforschung oder Ukraineberichterstattung teil. Vielmehr haben die meisten der Unterzeichnenden nur geringe Expertise zum postsowjetischen Raum, wenig relevante Rechercheerfahrung und offenbar keine Spezialkenntnisse zur Ukraine sowie den jüngsten Ereignissen dort.“

<https://www.change.org/p/the-interested-german-public-friedenssicherung-statt-expansionsbelohnung-aufruf-von-%C3%BCber-100-deutschsprachigen-osteuropaexpertinnen-zu-einer-realit%C3%A4tsbasierten-statt-illusionsgeleiteten-russlandpolitik> (13.09.2016).

Klima heizte sich stetig auf. In Wien war 1913 zwar die „Kriegsgefahr“ das häufigste Gesprächsthema,<sup>8</sup> doch dahinter verbargen sich die alten Sorgen, die der stets unruhige Südosten der Monarchie erneut, diesmal in größerem Maße, verursachte. Serbien hatte wider alle Erwartungen die Türkei geschlagen und träumte nun von einem großserbischen Reich aus Gebieten und Völkern der Donaumonarchie. Österreich hatte wie Russland die teilweise Mobilmachung angeordnet, an der galizischen Grenze standen sich Serben und Österreicher gegenüber. In Wien wusste man, dass eine Aggression Russlands zum Eingreifen auf serbischer Seite zwingen würde und damit eine kriegsrische Auseinandersetzung möglich werden könnte. Dennoch nannte man das ‚Vorwärts-Politik‘, die von einflussreichen Familien wie Schwarzenberg, Czernin, Nostitz, Clam-Martinitz oder Latour unterstützt wurde. Finanzgrößen und Industrielle wie Schoeller, Urban oder Kestranek sprachen sich offen für die Aggression aus.

Auch der britische Botschafter in Wien, Sir Fairfax Cartwright, meinte in einem Schreiben an das Foreign Office, Österreichs Geduld mit den fortgesetzten Sticheleien Serbiens könne nicht endlos sein:

Serbien wird eines Tages Europa an den Kragen gehen und einen Weltkrieg auslösen. Sie können sich kaum vorstellen, wie hier der Ingrimme wächst durch die dauernden Schikanen, die das kleine Land – unterstützt von Rußland – Österreich unablässig bereitet. Wir können von Glück sagen, wenn der Krieg diesmal noch vermieden wird. Bei der nächsten serbischen Krise wird Österreich sich ganz bestimmt keinerlei russische Einmischung mehr gefallen lassen, sondern wird die Differenzen mit dem Nachbarland bereinigen – coûte que coûte.<sup>9</sup>

Der eifrigste Anwalt eines schnellen Präventivschlages war der neuernannte Chef des Generalstabes, Conrad von Hötzendorf, der in

---

<sup>8</sup> Vgl.: COWLES, Virginia: 1913. Abschied von einer Epoche. Frankfurt a. M.: G. B. Fischer Verlag 1969.

<sup>9</sup> NICHOLSON, Sir Harold: Lord Carnock. London: Constable 1930, S. 390. Zitiert nach: COWLES 1969, S. 91.

dieser Hinsicht im Thronfolger Franz Ferdinand keinen Bundesgenossen hatte, weil dieser genauso wie der deutsche Kaiser angesichts der angespannten Lage die Lunte nicht an das Pulverfass legen wollte. Wilhelm II. schrieb im Februar 1913 in einem Brief an Franz Ferdinand über die „unerträgliche Spannung, die seit sechs Monaten auf Europa“ lastete, und meinte, es wäre „eine epochale Friedenstat, diese Spannung zu beheben“ – dazu bedürfe es „eines energischen Mannes mit moralischem Mut, der das erlösende Wort sprechen könne...“<sup>10</sup> Der energische Thronfolger war hin- und hergerissen zwischen dem kriegerischen Generalstabschef und dem deutschen Kaiser, schlug sich zuletzt aber auf Wilhelms Seite und untermauerte damit auch die Haltung Kaiser Franz Josephs, dem zuallerletzt an Krieg gelegen war.

Die Fürsprecher eines konsequenten Vorgehens gegen Serbien, vor allem höhere Offiziere und die Aristokratie, waren im höchsten Maße erzürnt und enttäuscht. Joseph Redlich, Mitglied des Reichsrates sprach vom „steinalten Mann auf dem Thron“ und „diesen Schwächlingen um ihn“, die nicht erkennen wollten, „dass nur das Schwert Österreich noch retten könne“.<sup>11</sup> Als der zweite Balkankrieg im Juli 1913 schließlich beendet war und Serbien sich um das Doppelte vergrößert hatte, stand Franz Ferdinand umso mehr unter Feuer, weil er die Gelegenheit versäumt hätte, den serbischen Unruhestifter ein für alle Mal zum Schweigen zu bringen. Um die Popularität des Thronfolgers war es in diesem Jahr nicht allzu gut bestellt. Österreichische wie deutsche Journalisten beschrieben ihn als kleinlichen, geizigen und aufbrausenden Autokraten, der sich nun auch als schwache Führungsfigur entpuppt hätte. Franz Ferdinand war alles andere als das. Das wussten auch seine Gegner. Sein Taktieren, das die Spannungen durch Reform beheben wollte und dabei auch den zwangsläufigen politischen Konflikt nicht scheute, wohl aber den militärischen, weil er

---

<sup>10</sup> Vgl.: CRANKSHAW, Edward: *The Fall of the House of Habsburg*. London: Longman 1963, S. 366. Zitiert nach: COWLES 1969, S. 91.

<sup>11</sup> Vgl.: FELLNER, Fritz; CORRADINI, Doris A. (Hg.): *Schicksalsjahre Österreichs. Die Erinnerungen und Tagebücher Josef Redlichs 1869–1936*. (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 105). Wien: Böhlau Verlag 2011, S. 541.

seiner Ansicht nach mehr gefährdete als einbrachte, entsprach eben nicht den Ambitionen manches Generalstäblers, Aristokraten oder eben auch Journalisten.

Die verwirrende Kombination aus Heißsporn und Zauderer schien manchem eine größere Gefahr als alle Präventivkriegsplaner, mit denen der Thronfolger in Verbindung gebracht wurde, namentlich mit Feldmarschall und Generalstabschef Conrad von Hötzendorf, obwohl er sich mit diesem oft und ausgiebig stritt und dessen Präventivkriegspläne gegen Serbien offen ablehnte. In seinen mehrbändigen Erinnerungen, die Hötzendorf 1921 veröffentlichte,<sup>12</sup> versuchte er, sich gegen die Vorwürfe zu verteidigen, die zu seiner Entlassung geführt hatten. Seine Präventivkriegs- bzw. Verteidigungskriegspläne hätten die lange im Voraus geplante Verschwörung Serbiens gegen die Monarchie verhindern können, wenn man ihm nur freie Hand gewährt hätte.

Der Thronfolger hatte sich stets dafür ausgesprochen, Frieden mit Serbien zu halten, und er hatte sogar die Annexion Bosnien-Herzegowinas missbilligt. Umso tragischer und verblendeter erscheint der Fanatismus, mit dem man im Südosten der Monarchie den Thronfolger zur Unperson stilisierte. Die Belgrader Zeitung *Republika* brachte zum Beispiel einen Leitartikel, in dem Franz Ferdinand „das Raubtier von Schönbrunn“<sup>13</sup> genannt wurde, weil er die Erwartungen der Radikalen in den Reihen revolutionärer serbischer Bünde wie der *Omladina*, der *Mlada Bosna* (*Jungbosnien*) oder der *Narodna Odbrana* (*Volks-Verteidigung*) nicht erfüllte.

Er war nicht der brutale Unterdrücker, sondern, viel schlimmer: Derjenige, der den südslawischen Völkern ihren Traum einer Gleichstellung zu erfüllen ‚drohte‘, jedoch eben unter habsburgischer Herrschaft, was der wahre Grund des sich stetig steigenden serbischen Zornes war. Belgrad vergab großzügig Stipendien an serbische Stu-

---

<sup>12</sup> HÖTZENDORF, Conrad von: Aus meiner Dienstzeit 1906–1918. Wien: Rikola Verlag 1921.

<sup>13</sup> Vgl.: MANDL, Leopold: Die Habsburger und die serbische Frage. Geschichte des staatlichen Gegensatzes Serbiens und Österreich-Ungarns. Wien: Verlag Moritz Perles 1917, S. 141.

dentem, die diese nationalistischen, anti-habsburgischen Leidenschaften in Artikeln und politischen Aktionen befeuerten.

Die Pläne des Thronfolgers waren durch ein Interview bekannt geworden, das der Erzherzog dem französischen Publizisten Gonard gewährt hatte. Darin hatte er sich für die Vereinigung Kroatiens, Dalmatiens und Bosniens zu einem Staat unter dem Zepter des Hauses Habsburg ausgesprochen.<sup>14</sup> Diese positiven Signale nährten in der serbischen Presse den Hass gegen die Person des Thronfolgers.

In Wien stellte ihn namentlich die deutschnationale Presse als Serbenfreund dar, der gegenüber den Slawen, schon wegen seiner unstandesgemäßen Ehe mit der böhmischen Gräfin Chotek, zu nachgiebig sei. In Budapest fürchtete man die Reformpläne des künftigen Kaisers, die Aufwertung der Südslawen, und stellte Franz Ferdinand als geschworenen Feind des Magyarentums dar. In Wahrheit waren dem Thronfolger nur jene ungarischen Kreise verhasst, die gegen die Monarchie arbeiteten, die sich illoyal verhielten. Besonders die nationalistisch-ungarische Presse war ihm zuwider, weil sie nicht nur gegen das Herrscherhaus polemisierte, sondern auch den Zusammenhalt der Monarchie gefährdete, indem sie die Minderheiten im Reich der Stefanskronen und gerade die Südslawen abwertete.

Die Abwertung seiner Person hatte er erstmals selbst erfahren müssen, als er 1895 zur Kur auf der Adria-Insel Lussin weilte. Es kamen ihm Gerüchte zu Ohren, er sei gewissermaßen in die Verbannung geschickt worden, weil er sich die Ungnade des Kaisers zugezogen hätte. Nicht eine Tuberkulose sei der Grund, sondern eine „andere“ Krankheit. Die ungarische Regierungszeitung *Magyar Hirlap* setzte den Gerüchten die Krone auf, als sie im Herbst 1895 unterstellte, man würde in Wien bereits für den Thronfolger beten.<sup>15</sup> Hofkreise hätten ihn schon immer als toten Mann angesehen. Seinem Zorn machte er in einem Brief an den Kaiser Luft. Er hätte es nicht für möglich gehalten, dass in einem Land, das zur Monarchie gehört, eine „solche infame Gemeinheit“ geschrieben werden könne, „wo aus jeder Zeile die unge-

---

<sup>14</sup> Vgl.: MANDL 1917, S. 143.

<sup>15</sup> Vgl.: FRANZEL, Emil: Franz Ferdinand d'Este. Leitbild einer konservativen Revolution. Wien: Herold Verlag 1964.

bändige Freude über meine Erkrankung und meinen muthmaßlichen Tod herausleuchtet“<sup>16</sup>.

Studiert man heute Zeitungen, Zeitschriften und Gesandtschaftsberichte aus den Jahren, die dem großen Völkerschlachten vorausgingen, meint man zu sehen, wie sich die dunklen Wolken des kommenden Unheils über dem Thronfolger und der Monarchie zusammenbrauten. Der alte Kaiser galt noch als Identifikationsfigur, der Nachfolger jedoch als Gefahr, dass sich die Monarchie noch einmal aus ihrem Schlaf aufrichten könnte. Es gab in der Donaumonarchie durchaus eine Presse, die die Pläne Franz Ferdinands wohlwollend kommentierte. Aber in vielen Blättern und Kommentaren wichtiger Politiker und Gesandter auf ungarischer oder serbischer Seite schien es gleichgültig zu sein, was der Thronfolger tat oder sagte. Es wurde ihm zum Nachteil ausgelegt.

Der letzte serbische Gesandte in Wien vor der Katastrophe, Jovan Jovanović, hatte dazu politische, aber auch persönliche Gründe. Franz Ferdinand soll ihn nicht geschätzt haben, ihm sogar die Antrittsaudienz verweigert haben<sup>17</sup>, und der Kaiser hätte ihn bei der Überreichung seines Beglaubigungsschreibens auffallend kühl behandelt. Vermutlich hatte sich Jovanović durch seine parteiische, teils schlicht infame Berichterstattung die Sympathien verscherzt. In seinem Nachtragsbe-

---

<sup>16</sup> DEDIJER, Vladimir: Die Zeitbombe. Sarajewo 1914. Wien u.a.: Europa Verlag 1967, S. 159.

Franz Ferdinand empörte sich über jene „Leute, die seit ihrem tausendjährigen Bestehen sich stets revolutionär gegen die bestehende Dynastie aufgelehnt haben und stets trachteten, diese Dynastie zu stürzen und sich mit den Feinden zu verbinden, diese Leute, welche meinem Kaiser nichts als schwere Kränkung, schweres Unglück und Unfrieden brachten. Man denke der Jahre 48, 59, 66 und endlich des 67-er Ausgleichs, welcher das alte bewährte Gefüge der Monarchie in seinen Grundfesten erschütterte. Daß ich in Ungarn nicht beliebt bin, weiß ich und ich bin in gewissem Sinne stolz darauf, denn ich verlange mir nicht die Hochachtung eines solchen Volkes. [...] Allerdings sollte einem dieß nicht wunder nehmen bei einer freimaurerischen Regierung, welche einen Kossuth verherrlicht und zu ihrem Zwecke benützt und in einem katholischen Lande die Zivil-Ehe einführt. Einer solchen Regierung ist allerdings ein konservativ und dynastisch denkender Mensch wie ich es bin ein Gräuel.“

<sup>17</sup> Vgl.: MANDL 1917, S. 118.

richt über die bosnischen Manöver, abgesandt am 6. Juli 1914, schrieb er zum Beispiel, die Herzogin von Hohenberg hätte die nochmalige Durchführung einer für die Soldaten überaus anstrengenden Übung gewünscht, der kommandierende General widersetzte sich, worauf Franz Ferdinand unwirsch reagierte – Jovanovićs abschließender Kommentar: „Seine despotische Natur zeigte sich oft in der Mißachtung der Menschen.“<sup>18</sup> Die Polemik gegen den Thronfolger war ihm wichtiger als die Wahrheit, denn die Herzogin hatte den Manövern nicht beigewohnt und war in Bad Ilidža geblieben.

In der deutschen Kulturzeitschrift *März*, für die Ludwig Thoma, Hermann Hesse oder Theodor Heuss schrieben, erschien im Januar 1914 ein Artikel von Stefan Großmann, der den Thronfolger in Schwarz-Weiß-Manier portraitierte. Es sei besser, so behauptete Großmann, wenn dieser Mann mit den „einfachen Definitionen“ noch „sehr viel Zeit haben [werde], sich auf seine männliche und schwere Aufgabe vorzubereiten“. Der Kaiser sei alt, der Einfluss des Erzherzogs wachse und damit „die Chance, dass dessen simple, reaktionäre Weltsicht wahr würde: Die Menschen sollen moralisch und religiös sein, die Magyaren müssen eine Lektion erhalten, Italien sei verabscheuungswürdig, weil es den Papst gefangen hält, und die Serben sollen die Macht Österreichs spüren“.<sup>19</sup> Die serbische Zeitung *Pijemont* druckte Großmanns Ausführungen begeistert nach, was kein Zufall war, denn das Blatt gehörte dem Hauptverschwörer gegen den Thronfolger, Oberst Dragutin Dimitrijević vulgo Apis und dessen Geheimbund *Ujedinjenje ili smrt* (*Vereinigung oder Tod*), besser bekannt als *Schwarze Hand* (*Crna Ruka*). *Pijemont* fügte jedoch einen Kommentar hinzu, der eine unverhüllte Morddrohung darstellte:

Wir haben diesen Artikel übersetzt, damit unsere Leser erfahren, wer der zukünftige österreichisch-ungarische Herrscher ist, was für

---

<sup>18</sup> Jova Jovanović' Bericht vom 6. Juli 1914, der am 10. Juli (27. Juni) unter der Nr. 237 und der vertr. Nr. 2555 registriert wurde – HHSA, FG. Zitiert nach: WÜRTHLE, Friedrich: Die Spur führt nach Belgrad. Die Hintergründe des Dramas von Sarajevo 1914. Wien u.a.: Molden Verlag 1975, S. 31.

<sup>19</sup> Vgl. DEDIJER 1967, S. 746.

ein Mensch er ist. Zu diesen Zeilen, die deutlich genug sind, können wir nur sagen, dass unsere Opfer und Vorbereitungen in der Aufrüstung nicht teuer genug sein können, denn Seine zukünftige Kaiserliche und Apostolisch-Königliche Majestät wird dafür, wenn sie ihr Leben in die eigenen Hände nimmt, an dem dafür bestimmten Tag bezahlen.<sup>20</sup>

Franz Ferdinand musste bezahlen, weil sein vorsichtiger außenpolitischer Kurs den Falken im eigenen Militär nicht gefiel und seine Reformpläne für die Monarchie den radikalen Nationalisten missfielen, ob sie nun deutsche, böhmische, ungarische oder serbische Nationalisten waren. Die Pressekampagne um den österreichisch-ungarischen Thronfolger ist nur ein Beispiel, wie sich das Klima, auch und gerade durch den Einfluss der Presse in den beiden Jahren vor Ausbruch des Krieges, verdüsterte. Die nationalen Stereotype, die bösartigen Polemiken und Schmähverse gegen Italiener, Serben, Russen, und gegen prominente Vertreter der europäischen Dynastien und der europäischen Politik, wie es der österreichische Thronfolger war, tauchen lange vor den Kriegshandlungen in der Presse auf und verschärfen sich zusehends.

Scharfe Artikel verhärteten zunehmend die Fronten und machten es den politisch Verantwortlichen immer schwerer, gegen eine wachsende Stimmung vernünftig und pragmatisch zu handeln. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers, hinter der eine kolossale mediale Hetze, eine bis heute nachwirkende Dämonisierung stand, war nicht nur deshalb traurig und fatal, weil Franz Ferdinand durchaus unter den fortgesetzten Angriffen der Medien litt – was er aber nur im Familienkreis offenbarte – sondern auch, weil die Monarchie damit des letzten Agnaten beraubt wurde, der willens und fähig gewesen wäre, ein konsequentes Regierungs- und Reformprogramm, wie auch immer dieses im Einzelnen ausgesehen hätte, gegen alle Widerstände umzusetzen. Nach Sarajevo wurden bezeichnenderweise diejenigen Politiker und Intellektuellen aus der gesamten Monarchie, die Franz

---

<sup>20</sup> DEDIJER 1967, S. 747.



Ferdinands Reformkonzept mitausgearbeitet hatten, in die politische Verbannung geschickt. Die Falken verdrängten die Reformer.

Als sich 2014 mit der Revolution auf dem Kiewer Maidan und der später folgenden russischen Annexion der Halbinsel Krim und den Kämpfen in der Ostukraine die Töne zwischen Brüssel, Washington und Moskau verschärften, verschärfte sich auch der Ton in den Medien. Von Medienkampagnen, Hetze gegen Russland, einseitiger Parteinahme für die Ukraine, ja von einer bewusst von der NATO und den Vereinigten Staaten gesteuerten Revolution in Kiew war die Rede, die zum Ziel hätte, Russland als Einflussfaktor zurückzudrängen. Auf der anderen Seite wurde die maßlose Polemik Russlands gegen die Ukraine, die Behauptung, der demokratische ‚Euromaidan‘ sei faschistisch dominiert, angeprangert. Man spekulierte über von Russland bezahlte ‚Trolle‘, die die Kommentarspalten der westlichen Presse unterwandern würden. Ein neuer kalter, auch ideologisch geführter Krieg schien ausgebrochen, da auf einmal wieder viel davon die Rede war, es gehe um einen Sieg des freien, demokratischen Westens über den repressiven, reaktionären Osten.

Diese Denkfigur durchzieht das 20. Jahrhundert, und wurde im Ersten Weltkrieg bereits weidlich bemüht. Die Mittelmächte erschienen in französischen und britischen Artikeln, Pamphleten, Plakaten und Versen als das Reich des Bösen, während für die deutsche und österreichische Presse das Zarenreich das ‚Reich der Finsternis‘ war, England als das ‚perfide Albion‘ galt, das Gott strafen möge, und die Italiener als die ‚verräterischen Abtrünnigen‘ galten, weil sie mitten im Krieg die Seiten gewechselt hatten. Die Stimmen eines Stefan Zweig oder Romain Rolland, die vor der Katastrophe und während ihres Verlaufs gegen die Scharfmacher anschrieben und vor einer Eskalation warnten, waren leise verglichen mit der Lautstärke der Polemiker.

Dessen eingedenk meinten hundert Jahre später viele normale Zeitungsleser und Online-Kommentatoren, man müsse heute vor einer Eskalationsspirale auf der Hut sein, die durch das Säbelrasseln der Militärs, aber vor allem durch die scharfen Töne in der Presse zu einer vermeidbaren Katastrophe getrieben werden könnte. Man solle sich erinnern, dass in der Julikrise für viele Zeitungskommentatoren, ganz

abgesehen von den Falken um den österreichischen Generalstabschef Conrad von Hötzendorf, sofort klar war, dass die serbische Regierung hinter dem Attentat von Sarajevo stecken würde. Untersuchungen wurde keine Zeit gelassen, das Ultimatum so scharf formuliert, dass Belgrad die Kooperation verweigern musste.

Als im Juli 2014 die malaysische Passagiermaschine MH17 über der Ostukraine abgeschossen wurde, mutmaßlich von pro-russischen Kräften, war sich die Presse schnell einig, dass nur der Kreml hinter dem Abschuss stecken könne. Klaus-Dieter Frankenberger schrieb in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*: „Der Westen wollte friedliche Kooperation, selbst dann, wenn alle Zeichen schon das Gegenteil nahelegten – bekommen hat er einen Massenmord.“<sup>21</sup> Frankenberger sprach von Putins „Politik der Hetze, der Annexion und der verdeckten Kriegsführung“. Dass das Bild des bösen Russen die Berichterstattung überlagere, wurde online von vielen Lesern kritisiert, teils so überwiegend, dass Redaktionen die Online-Debatte ganz ausschlossen, rasch unterbanden, und auch die These vertraten, hinter den kritischen Kommentaren würden von Putin bezahlte ‚Trolle‘ stecken.

Die Bildsprache ist ein ganz eigenes Kapitel, das im Ersten Weltkrieg zur Dämonisierung des Gegners erstmals umfassend eingesetzt wurde. Man denke an die Postkarten mit Aufschriften wie „Gott strafe England“ oder die zahlreichen Karikaturen, die deutsche Soldaten als Hunnen und Kindermörder darstellten. Nach dem Abschuss der malaysischen Maschine ging ein Bild um die Welt, das einen pro-russischen Separatisten an der Unfallstelle mit einem Teddybären in der Hand zeigte. Die Kommentare lauteten, er halte den Bären triumphierend in die Höhe, während das dazugehörige Video ein ganz anderes Bild vermittelte. Ende Juli 2014 löste das Titelbild des *Spiegel* mit der

---

<sup>21</sup> FRANKENBERGER, Klaus-Dieter: Friedhof der Illusionen. Der Westen wollte friedliche Kooperation – bekommen hat er einen Massenmord. Spät verhängen die Europäer Wirtschaftssanktionen. Wer sich über den möglichen Verlust von Arbeitsplätzen beklagt, sollte dies bei Putin tun. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30.09.2014. [http://www.faz.net/aktuell/politik/sanktionen-gegen-russland-friedhof-der-illusionen-13071999.html?fb\\_action\\_ids=1475601169354762&fb\\_action\\_types=og.recommends&fb\\_source=aggregation&fb\\_aggregation\\_id=288381481237582](http://www.faz.net/aktuell/politik/sanktionen-gegen-russland-friedhof-der-illusionen-13071999.html?fb_action_ids=1475601169354762&fb_action_types=og.recommends&fb_source=aggregation&fb_aggregation_id=288381481237582) (13.09.2016).

Titelzeile „Stoppt Putin jetzt!“ heftige Reaktionen aus, besonders in den sozialen Netzwerken, wo dem Nachrichtenmagazin Kriegstreiberi vorgeworfen wurde. Der *Spiegel*-Leitartikel forderte ein „Ende der Feigheit“. Europa müsse Putin „für den Abschuss von Flug MH17 zur Rechenschaft ziehen“.

Die Absturzstelle von Flug MH17 ist ein Albtraum, der Europa heimsucht. Noch immer liegen Leichenteile zwischen Sonnenblumen. 298 Unschuldige sind hier ermordet worden, die Welt wurde Zeuge, als marodierende Banditen in Uniform die Toten bestahlen, ihnen die Würde nahmen. Hier, in der ostukrainischen Einöde, hat sich Putins wahres Gesicht gezeigt. Der russische Präsident steht enttarnt da, nicht mehr als Staatsmann, sondern als Paria der Weltgemeinschaft.<sup>22</sup>

Serbien war mit dem Attentat vom 28. Juni 1914 endgültig zum Paria geworden – so wie 1999 durch den Krieg gegen die albanische Bevölkerung im Kosovo –, zumindest auf österreichischer und später auch auf deutscher Seite. Franzosen oder Engländer sahen 1914 die serbische Politik eher als Selbstverteidigung, nachdem Wien alles getan hatte, um Serbien als Konkurrenten in der Region möglichst klein zu halten. Bosnien spiele für Serbien historisch, politisch und geostrategisch eine große Rolle, hieß es damals, so wie die Ukraine für Russland, wie mancher hundert Jahre später erklärte. Russland könne daher nicht zusehen, wie es aus der Ukraine verdrängt werde und sich eine ‚raumfremde‘ Macht, die Vereinigten Staaten mit der NATO, dort festsetze. Das sei eine offensichtliche geostrategische Parallele zu den Vorgängen vor 1914, als Wien mit allen diplomatischen und wirtschaftspolitischen Mitteln verhindern wollte, dass Serbien seinen regionalen Einfluss ausweiten könnte. Nachdem Wien nicht verhindern hatte können, dass sich das Königreich Serbien mit den Balkankriegen um das Kosovo und weitere Gebiete vergrößerte, baute Wien das nunmehr unabhängige Albanien als Gegengewicht auf. In der Presse wur-

---

<sup>22</sup> Ende der Feigheit. Europa muss Putin für den Abschuss von Flug MH17 zur Rechenschaft ziehen. In: Der Spiegel, 28.07.2014, Nr. 31/2014.

den zugleich die machtsversessenen, unterdrückerischen Serben zur Standardfigur der Karikaturisten, während sie etwa in der englischen Presse im Laufe des Weltkrieges zu Freiheitskämpfern aufgebaut wurden, die seit jeher gegen das ehrlose, repressive Wien gekämpft hätten. Die Donaumonarchie war für die aufstrebenden Nationalismen vor und nach 1914 der ‚Völkerkerker‘, gegen den Serben oder auch Böhmen zu Recht aufstehen würden.

2013/14 war es Russland, das einerseits mit allen hinlänglich bekannten, bis vor kurzem noch tabuisierten Stereotypen eingedeckt wurde, und andererseits von europäischen Links- wie Rechtspopulisten und der USA-kritischen Linken als die Macht gefeiert wurde, die dem völker- und nationenzerstörenden Hegemon bzw. dem Imperialismus der USA Widerstand leisten würde. Aber auch konservative Christen sehen in Russland nicht erst seit der Ukraine-Krise das Gegengewicht zu einer EU, die ihr christlich-abendländisches Erbe bewusst unterdrücken und durch eine Lehre vom neuen, von allen tradierten Bindungen emanzipierten Menschen ersetzen würde.

Der ehemals linksradikale, heute linksnational orientierte deutsche Publizist Jürgen Elsässer sang 2004 ein Loblied auf die Serben im koso-varischen Mitrovica, die dort aushalten und damit die vollständige Albanisierung des Kosovo mit Unterstützung der Vereinigten Staaten verhindern würden<sup>23</sup>, genauso wie er 2014 die Russen gegen ihre Dämonisierung durch ‚den Westen‘ verteidigte, die nur machtpolitischen Interessen dienen würde. Auch der Schriftsteller Peter Handke hatte bekanntlich während des Bosnienkrieges und wieder nach dem Kosovo-Konflikt die These vertreten, die Dämonisierung der Serben sei der Beweis, dass es der EU und den Vereinigten Staaten nicht um humanitäre Belange, sondern um die Durchsetzung politischer Interessen gehe. Außerdem lenke man von der eigenen historischen Schuld ab, indem man den anderen zur Verkörperung des absoluten Bösen stilisiere.

Milošević wurde wegen seiner Bosnien- und Kosovo-Politik mit Hitler verglichen, ebenso wie Putin 2014, was sich gerade in Deutsch-

---

<sup>23</sup> Vgl. ELSÄSSER, Jürgen: „Kristallnacht“ im Kosovo. <http://www.heise.de/tp/artikel/16/16998/1.html> (13.09.2016).

land verbieten sollte, wie Frank Schirmmacher meinte<sup>24</sup>. Der Kiewer Historiker Karl Volokh erklärte etwa, Russlands Behandlung der Krimtataren erinnere an Hitlers Behandlung der Juden vor 1938.<sup>25</sup> Die damaligen Autoritäten hätten alles getan, um den Juden zu zeigen, dass sie nicht willkommen seien, so wie die russischen heute. Auch wenn es stets abgestritten wurde, war man dabei, die Auseinandersetzung mit Russland auf eine höhere weltanschauliche Ebene zu heben, wie das die deutsche intellektuelle Elite 1914 getan hatte, und gab damit den konservativ-christlichen Verteidigern Russlands und den Warnern vor einem neuen kalten oder gar heißen Krieg recht. Durch historische Vergleiche, selbst mit der Shoah und der Politik Hitlers; durch die Überzeichnung, weniger die Analyse der sozial miserablen, undemokratischen Zustände in Russland, auch durch die These eines festsitzenden undemokratischen Charakters der Russen, wie er nach 1945 lange den Deutschen unterstellt wurde, sollte ganz offenbar demonstriert werden, dass es nicht um einen Regionalkonflikt in der Ukraine, sondern um Sein und Nichtsein des Westens im Angesicht einer neuen aggressiven, anti-liberalen, freiheitsfeindlichen, ja totalitären Bedrohung gehe.

Auf ganz eigene, aber doch sehr ähnliche Weise hatte man 1914 mit Blick auf Serbien und seinen russischen Bundesgenossen argumentiert. Das Zarenreich, das noch wenige Jahre vorher als Garant der europäischen Stabilität gegolten hatte, das der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, mit Begeisterung besucht hatte und vorher und nachher davor warnte, dass eine Konfrontation mit Russland Europa in den Untergang treiben würde, dieses Russland war mit der Julikrise und der Parteinahme für Serbien, mit der jeder klar Denkende fest rechnen musste, der Inbegriff der Unzivilisiertheit geworden.

---

<sup>24</sup> Vgl.: SCHIRRMACHER, Frank (Hg.): Der westliche Kreuzzug. 41 Positionen zum Kosovo-Krieg. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt DVA 1999.

<sup>25</sup> Vgl.: GOBLE, Paul: Russia's Treatment of Crimean Tatars Recalls Hitler's Treatment of Jews Before 1938, Volokh Says. In: Window on Eurasia, 20.03.2015. <http://windowoneurasia2.blogspot.be/2015/03/russias-treatment-of-crimean-tatars.html> (13.09.2016).

Vor 2013/14 war Russland kritisch betrachtet worden, hinsichtlich des Zustands der Zivilgesellschaft, der ‚gesteuerten Demokratie‘. Die Ukraine-Krise verdrängte die kritische, sachliche Distanz jedoch in erstaunlichem Maße. Sie öffnete das Feld für alte, überwunden geglaubte negative Generalisierungen, hier zivilisierter Westen, dort zivilisationsfeindlicher Osten. Diesen besorgniserregenden Paradigmenwechsel schien eine wache Öffentlichkeit, die nicht mehr so ‚schweigsame Mehrheit‘ durchaus zu bemerken. Die deutsche Öffentlichkeit, schrieb die Frankfurter Allgemeine Zeitung 2014, sei eine Gemeinschaft der ‚Russlandverstehers‘. Die Gefahr bestehe, erklärte der Historiker Hans-Ulrich Winkler, dass Deutschland sich wieder vom Westen ab- und seinem fatalen Sonderweg zuwenden könnte. In einem Artikel über die Versenkung des amerikanischen Passagierdampfers *Lusitania* im Mai 1915, der zum Kriegseintritt der Vereinigten Staaten gegen das deutsche Reich geführt hatte, schrieb Willi Jasper in der *Welt* vom 1. März 2015, Deutschland müsse „endgültig auf einen Sonderweg verzichten und sich als stabile und solidarische Kraft im westlichen Wertesystem bewähren. Dann hat die geistige Elite Deutschlands die historische Chance, erstmals für eine positive Kontinuität zu wirken.“<sup>26</sup> Diese Chance würde es jedoch verpassen, wenn es überhol-

---

<sup>26</sup> Jasper, Willi: „Der Furor teutonicus“. Die Versenkung der „Lusitania“ 1915 durch ein deutsches U-Boot war ein Terrorakt. Das Angriffsziel war die westliche Zivilisation. In: *Welt* am Sonntag, Nr. 9, 01.03.2015, S. 64.

Jasper beschreibt die „nationalistisch-romantische Sinnstiftung des Krieges“ auch durch den Terrorakt, „in der sich das ‚Deutschtum‘ im Widerspruch zur französischen Demokratie (‚Ideen von 1789‘) und dem englischen Liberalismus definierte – als Bewahrung und Bewährung der Eigenart der ‚westlichen Kultur‘ gegenüber der ‚westlichen Zivilisation‘“, er erwähnt auch Thomas Manns Verteidigung der deutschen Kultur gegen die westliche Zivilisation, aber mit keinem Wort die Hintergründe der Versenkung.

Er behauptet unkorrekt, dass die *Lusitania*-Katastrophe in der revisionistischen Kriegsschulddiskussion keine Rolle spiele, „ihre symbolische und kulturhistorische Bedeutung“ wird keineswegs „negiert“, wie er behauptet. Gegen den angeblichen „Terrorakt“ protestierte der US-amerikanische Präsident Woodrow Wilson in schärfster Form. Die deutsche Regierung wies den Protest zurück. Da die *Lusitania* Munition und anderes Kriegsmaterial an Bord hatte, galt sie für die deutsche Marine als Kriegsschiff. Nach deutscher Ansicht bestand kein Zweifel

te Stereotype wiederbelebe und sich der Eskalationslogik eines neuen kalten Krieges unterwürfe, entgegneten die als ‚Russlandverstehler‘ Geschmähten.

Erzherzog Franz Ferdinand hatte sich deutlich gegen einen Präventivkrieg mit Serbien ausgesprochen, wie ihn der Chef der bewaffneten Macht der Monarchie, Conrad von Hötzendorf, immer wieder gefordert hatte, weil er Russland auf den Plan rufen würde. Der Thronfolger galt fortan in der nationalen Presse als Defätist und Slawenfreund, der möglichst nicht in Verantwortung kommen sollte. 2014 suggerierte die deutsche Ausgabe der *Huffington Post*, man solle die Russland-Expertin Krone-Schmalz in Talkshows nicht mehr zu Wort kommen lassen. Zwischen den Zeilen wurde klar, dass der eigentliche Grund der Umstand war, dass ihre Meinung dem Mainstream-Diskurs widersprach, sie die einseitige Eskalationsrhetorik gegenüber Russland kritisiert und einen konstruktiven, rationalen, den westlichen, auch deutschen Interessen nützlichen und nicht dämonisierenden Umgang mit Russland angemahnt hatte. Damit sei sie, so die Zeitung, eine gefährliche Anwältin einer neuen, fatalen Appeasement-Politik geworden. Es mag verständlich sein, wenn russische Intellektuelle und Op-

---

an der Rechtmäßigkeit der Versenkung. Als US-Präsident Wilson in einer weiteren Note noch einmal von Deutschland verlangte, die Versenkung der Lusitania als Verbrechen zu verurteilen, trat der amerikanische Außenminister William Jennings Bryan zurück, weil die Note Wilsons den Charakter eines Ultimatums hätte und die Vereinigten Staaten in einen Krieg mit Deutschland verwickeln könnte. Nach Bryans Meinung hatte Deutschland ein Recht zu verhindern, dass seinen Feinden Kriegsmaterial geliefert wird. Wenn solche Schiffe Passagiere in der Hoffnung an Bord nehmen, dass sie dann nicht angegriffen werden, so sei das kein legitimer Schutz vor einer Zerstörung. Vgl. <http://www.deutsche-schutzgebiete.de/lusitania.htm> (13.09.2016).

„Im Fall der ‚Lusitania‘ waren vermutlich mehrere Tonnen Dynamit an Bord, denn nur so läßt sich die ungewöhnlich heftige Detonation nach dem Torpedotreffer erklären. Die deutsche Botschaft in Washington wußte von der Fracht und warnte mehrfach, daß solche Schiffe ohne Warnung angegriffen würden. Jedoch hielt der Kapitän der Lusitania sein Schiff für schnell genug, den U-Booten auszuweichen – ein Irrtum, wie sich dann erwies, den mehr als tausend Menschen mit dem Leben büßen mußten.“ Vgl. Lexikon der populären Irrtümer. Bertelsmann 1996; Encyclopädie Encarta (Wie geschah es wirklich? Stuttgart 1990, Stichwortartikel „Lusitania“).

positionspolitiker eine deutliche Sprache üben. Gari Kasparow meinte, Putin müsse wie ein „Krebsgeschwür“ herausgeschnitten werden.<sup>27</sup> Aber selbst seriöse deutsche Periodika wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* oder das deutsche Wochenmagazin *Focus* verfielen 2014 in einen verstörend-polemischen Stil, der nicht zu ihrem Anspruch zu passen schien. Nach einer Diskussionsrunde im deutschen Fernsehen bei Günter Jauch am 8. März 2015 über die Frage, ob sich Russland zu einer Diktatur entwickle, schrieb das Politmagazin *Focus*:

Eine mehr als zwielichtige Rolle spielen besonders die deutschen SPD-Politiker. Ex-Gedöns-Kanzler Gerhard Schröder hängt an der Leitung von Nord Stream/Gazprom, die Rubel/Euros flott fließen lässt. Matthias Platzeck, auch er ein SPD-Politiker, kuschelt sich jetzt ins russische Lobbyisten-Dasein. „Zu suggestiv“ seien ihm die Fragen bei ‚Günther Jauch‘, quält er schmallippig hervor, zu „schlicht“. Man sei im Deutschland-Russland-Dialog bitteschön „aufeinander angewiesen“. Aber vielleicht ist Platzeck ganz einfach angewiesen auf das schöne Geld, das ihm seine schabigen Auftritte für das abwiegelnde Schwätz-Geschäft bescheren. Sozis aller Länder, vereinigt euch! Es wird euch nicht schaden.<sup>28</sup>

Als deutsche Intellektuelle und Politiker wie der ehemalige Bundespräsident Roman Herzog in dem bereits erwähnten Aufruf *Wieder Krieg in Europa? Nicht in unserem Namen!* ihre Sorge vor einer Eskalation des Ukraine-Konflikts äußerten und aufforderten, Russland nicht weiter zu dämonisieren, meinte der Osteuropa-Historiker Karl Schlögel nicht nur, dieses Dokument sei „peinlich“, er erklärte, man würde mit dem Finger auf die Medien zeigen: „Was ist das, wenn nicht

---

<sup>27</sup> Vgl.: „Kasparow nennt Putin ‚Krebsgeschwür‘“. In: Zeit Online, 05.03.2015. <http://www.zeit.de/politik/ausland/2015-03/kasparow-nennt-putin-krebsgeschwuer> (13.09.2016).

<sup>28</sup> Nemzow-Tochter: „Russische Führung ist politisch für den Mord verantwortlich“. In: Focus, 09.03.2015. [http://www.focus.de/kultur/kino\\_tv/focus-fernsehclub/tv-kolumne-guenther-jauch-tv-kolumne-guenther-jauch\\_id\\_4526753.html](http://www.focus.de/kultur/kino_tv/focus-fernsehclub/tv-kolumne-guenther-jauch-tv-kolumne-guenther-jauch_id_4526753.html) (13.09.2016).



der Versuch, die Arbeit von Journalisten zu beeinflussen, ihnen ein schlechtes Gewissen einzureden und auf sie Druck auszuüben.“<sup>29</sup>

Medien haben nach den schlimmen Erfahrungen, die man mit einseitiger, propagandistischer Instrumentalisierung im 20. Jahrhundert gemacht hat, eine große Verantwortung, sie agieren nicht im luftleeren Raum. Sie müssen sich, wollen sie seriös sein, über die Auswirkungen der Art und Weise, wie berichtet wird, Gedanken machen. Gerade die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs führt deutlich vor Augen, welche fatale Rolle die Medien durch die Kreation von Feindbildern, durch Zuspitzung, durch die Karikierung des anderen spielen können. Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, erschien den Nationalisten, vor allem der deutschnationalen Kriegspartei, als feiger, unentschlossener Zauderer, der obendrein mit einer böhmischen Adelligen verheiratet war, also das Geschäft der Reichsfeinde, der Slawen, qua Familienbande betreiben müsse. Im Frühstadium des Ukraine-Konflikts wurden in den Niederlanden Stimmen laut, die forderten, die Tochter Putins, die dort studierte und wohnte, des Landes zu verweisen. Sie erschien als Feind im eigenen Lande, als Spionin. Die Spionen-Furcht war vor dem Ersten Weltkrieg – und sie ist es auch in der Ukraine-Krise – ein Indiz einer aufgeheizten, überhitzten Unkultur des Verdachts, die sich gegen jeden richtet, der eine vom Mainstream abweichende Meinung vertritt, der als Verteidiger und Unterstützer des Feindes gilt.

In der Julikrise 1914 wurden Deutsche, die seit Jahren in London lebten, einfache Gewerbetreibende, vom Pöbel verprügelt, ihre Geschäfte verwüstet. Karl Kraus beschreibt in beklemmenden Bildern die hasserfüllte Stimmung gegenüber Italienern, Engländern, die sich in Beschimpfungen und Übergriffen in der Wiener Straßenbahn und anderswo äußerte. Im Jahr 2014 wurden russische Künstler wie Valerij Gergijev, der Dirigent der Münchner Philharmoniker, oder die russische Sopranistin Anna Netrebko zu eindeutigen Stellungnahmen gegen den russischen Präsidenten gedrängt. Boulevardblätter behaupteten die ‚Komplizenschaft‘ der Sängerin mit einem russischen Separatistenführer in der Ostukraine, obwohl Netrebko sich mit ihm ablichtete

---

<sup>29</sup> Vgl.: SCHLÖGEL 2014.

lassen musste, um ihre Spende an das örtliche Operntheater übergeben zu können. Natürlich ist es der Versuch, die Arbeit von Journalisten zu beeinflussen, wie Schlögel beklagte, wenn man sie an ihre Verantwortung erinnert, nicht Teil der Eskalationsspirale zu werden: Die Folgen unsachlicher, polemischer Berichterstattung können fatal sein.

## **Literaturverzeichnis**

- COWLES, Virginia: 1913. Abschied von einer Epoche. Frankfurt a. M.: G. B. Fischer Verlag 1969.
- CRANKSHAW, Edward: The Fall of the House of Habsburg. London: Longman 1963.
- DEDIJER, Vladimir: Die Zeitbombe. Sarajewo 1914. Wien u.a.: Europa Verlag 1967.
- Div. Autoren: Friedenssicherung statt Expansionsbelohnung. Aufruf von über 100 deutschsprachigen OsteuropaexpertInnen zu einer realitätsbasierten statt illusionsgeleiteten Russlandpolitik.  
<https://www.change.org/p/the-interested-german-public-friedenssicherung-statt-expansionsbelohnung-aufruf-von-%C3%BCber-100-deutschsprachigen-osteuropaexpertinnen-zu-einer-realit%C3%A4tsbasierten-statt-illusionsgeleiteten-russlandpolitik> (13.09.2016).
- Div. Autoren: Wieder Krieg in Europa? Nicht in unserem Namen! In: Zeit Online: <http://www.zeit.de/politik/2014-12/aufruf-russland-dialog> (13.09.2016).
- ELSÄSSER, Jürgen: „Kristallnacht“ im Kosovo.  
<http://www.heise.de/tp/artikel/16/16998/1.html> (13.09.2016).
- FELLNER, Fritz; CORRADINI, Doris A. (Hg.): Schicksalsjahre Österreichs. Die Erinnerungen und Tagebücher Josef Redlichs 1869–1936. (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 105). Wien: Böhlau Verlag 2011.
- FRANKENBERGER, Klaus-Dieter: Friedhof der Illusionen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.09.2014. [http://www.faz.net/aktuell/politik/sanktionen-gegen-russland-friedhof-der-illusionen-13071999.html?fb\\_action\\_ids=1475601169354762&fb\\_action\\_types=og.recommends&fb\\_source=aggregation&fb\\_aggregation\\_id=288381481237582](http://www.faz.net/aktuell/politik/sanktionen-gegen-russland-friedhof-der-illusionen-13071999.html?fb_action_ids=1475601169354762&fb_action_types=og.recommends&fb_source=aggregation&fb_aggregation_id=288381481237582) (13.09.2016).

- FRANZEL, Emil: Franz Ferdinand d'Este. Leitbild einer konservativen Revolution. Wien: Herold Verlag 1964.
- GOBLE, Paul: Russia's Treatment of Crimean Tatars Recalls Hitler's Treatment of Jews Before 1938, Volokh Says. In: Window on Eurasia, 20.03.2015. <http://windowoneurasia2.blogspot.be/2015/03/russias-treatment-of-crimean-tatars.html> (13.09.2016).
- HÖTZENDORF, Conrad von: Aus meiner Dienstzeit 1906–1918. Wien: Rikola Verlag 1921.
- JASPER, Willi: „Der Furor teutonicus“. Die Versenkung der „Lusitania“ 1915 durch ein deutsches U-Boot war ein Terrorakt. Das Angriffsziel war die westliche Zivilisation. In: Welt am Sonntag, Nr. 9, 01.03.2015.
- MANDL, Leopold: Die Habsburger und die serbische Frage. Geschichte des staatlichen Gegensatzes Serbiens und Österreich-Ungarns. Wien: Verlag Moritz Perles 1917.
- MERRY, Robert W.: The Ghosts of World War I Circle over Ukraine. Erneut publiziert auf: Nova Srpska Politička Misao, 23.07.2014. <http://www.nspm.rs/nspm-in-english/the-ghosts-of-world-war-i-circle-over-ukraine.html> (13.09.2016).
- NICHOLSON, Sir Harold: Lord Carnock. London: Constable 1930.
- o. V.: „Kasparow nennt Putin ‚Krebsgeschwür‘“. In: Zeit Online, 05.03.2015. <http://www.zeit.de/politik/ausland/2015-03/kasparow-nennt-putin-krebsgeschwuer> (13.09.2016).
- o. V.: Ende der Feigheit. Europa muss Putin für den Abschuss von Flug MH17 zur Rechenschaft ziehen. In: Der Spiegel, 28.07.2014, Nr. 31/2014.
- o. V.: Nemzow-Tochter: „Russische Führung ist politisch für den Mord verantwortlich“. In: Focus, 09.03.2015. [http://www.focus.de/kultur/kino\\_tv/focus-fernsehclub/tv-kolumne-guenther-jauch-tv-kolumne-guenther-jauch\\_id\\_4526753.html](http://www.focus.de/kultur/kino_tv/focus-fernsehclub/tv-kolumne-guenther-jauch-tv-kolumne-guenther-jauch_id_4526753.html) (13.09.2016).
- Lexikon der populären Irrtümer. Bertelsmann 1996; Encyclopädie Encarta (Wie geschah es wirklich? Stuttgart 1990, Stichwortartikel „Lusitania“).
- SCHIRRMACHER, Frank (Hg.): Der westliche Kreuzzug. 41 Positionen zum Kosovo-Krieg. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt DVA 1999.

SCHLÖGEL, Karl: „Dieser Russland-Aufruf ist ein peinliches Dokument“.

In: Die Welt, 08.12.2014. <http://www.welt.de/debatte/kommentare/article135119551/Dieser-Russland-Aufruf-ist-ein-peinliches-Dokument.html> (13.09.2016).

WÜRTHLE, Friedrich: Die Spur führt nach Belgrad. Die Hintergründe des Dramas von Sarajevo 1914. Wien u.a.: Molden Verlag 1975.



# Die Haltung der Evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen gegenüber dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs<sup>1</sup>

Mircea ABRUDAN

## Einleitung

Das Jahr 2014 stand im Zeichen des Gedenkens an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der auch als ‚der Große Krieg‘ in die Weltgeschichte eingegangen ist. Konferenzen, Ausstellungen, offizielle Gedenkveranstaltungen auf höchster politischer Ebene, wissenschaftliche und publikumsorientierte Veröffentlichungen zeichneten das Gedenkjahr aus.

Es wurden neue und vielseitige Fragestellungen, Hintergrundinformationen und Interpretationen zu diesem großen historischen Ereignis und insbesondere dessen sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und spirituellen Folgen entwickelt.<sup>2</sup> In diesen Kontext von Gedenken und wissenschaftlicher Aufarbeitung schreibt sich auch der vorliegende Beitrag ein.

---

<sup>1</sup> Diese Arbeit wurde durch die finanzielle Unterstützung des Sektorenbetriebsprogramms zur Personalentwicklung 2007–2013 ermöglicht, welches vom Europäischen Sozialfonds im Rahmen des Projektes Nr. POSDRU/159/1.5/S/132400 mitfinanziert wird: *Erfolgreiche junge Forscher – berufliche Entwicklung im interdisziplinären und internationalen Zusammenhang*.

<sup>2</sup> Über den Krieg im allgemeinen: HIRSCHFELD, Gerhard; KRUMREICH, Gerd; RENZ, Irina [Hg.]: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Erneut aktualisierte und erweiterte Studienausgabe. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2014; PIPER, Ernst: Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs. Berlin: List Taschenbuch 2014; LEONHARD, Jörn: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs. München: Beck Verlag 2014; RAUCHENSTEINER, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2013; WINTER, Jay [Hg.]: The Cambridge History of the First World War, Band I–III. Cambridge: Cambridge University Press 2014.

Ziel dieser Studie ist es in erster Linie, zu zeigen, wie die Führungskräfte der siebenbürgisch-sächsischen Landeskirche Augsburgischer Bekenntnisses (A. B.) dem kaiserlichen Manifest Franz Josephs *An meine Völker* vom 28. Juli 1914<sup>3</sup> folgten und wie sie durch die Stimmen des Bischofs Friedrich Teutsch<sup>4</sup>, des Hermannstädter Stadtpfarrers Adolf Schullerus<sup>5</sup>, der Prediger der Pfarrkirche von Hermannstadt<sup>6</sup> und des Landeskonsistoriums die Stimmung und die Kriegsbereitschaft ihrer Glaubensgenossen beeinflusst haben. Ein weiteres Ziel ist es, die Mittel zu beschreiben, durch die die Loyalität zur Monarchie, der Patriotismus und die Begeisterung der Siebenbürger Sachsen zu Beginn des

---

<sup>3</sup> Das ursprüngliche maschinengeschriebene und mit der Hand des Königs unterzeichnete Dokument kann auf der Website des Österreichischen Nationalarchivs eingesehen und heruntergeladen werden: <http://wk1.staatsarchiv.at/diplomatie-zwischen-krieg-und-frieden/voelkermanifest-kaiser-franz-josephs-1914/#/?a=artefactgroup71> [27.11.2014].

<sup>4</sup> Friedrich Teutsch (1852–1933): Bekanntster siebenbürgisch-sächsischer Historiker und Bischof der Evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen in den Jahren 1906–1930. Hat Geschichte und Theologie in Heidelberg, Leipzig und Berlin studiert. Seine Bibliografie zählt 1351 Veröffentlichungen. Vgl. SPEK, Rudolf: Bibliographie Friedrich Teutsch. In: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge, Band 47, 1933, S. 81–125; SCHULLER, G. A.: Bischof D. Friedrich Teutsch. In: Die evang. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen mit den angeschlossenen evang. Kirchenverbänden Altrumänien, Banat, Beßarabien, Bukowina, Ungarisches Dekanat. Festschrift herausgegeben vom Institut für Grenz- und Auslandsdeutschtum an der Universität Marburg. Jena: Verlag von Gustav Fischer 1923, S. 1–25; KLEIN, Karl Kurt: Sachsenbischof Friedrich Teutsch. In: Südostdeutsche Heimatblätter. 2. Jahrgang, 1953, S. 5–18; EISENBURGER, Eduard: Friedrich Teutsch. In: DROTLEFF, Dieter [Hg.]: Taten und Gestalten. Bilder aus der Vergangenheit der Rumäniendeutschen. Band II. Hermannstadt: Hora Verlag 2002, S. 116–119.

<sup>5</sup> Adolf Schullerus (1864–1928): Evangelischer Lehrer, Pfarrer, Stadtpfarrer von Hermannstadt, Vikar der evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien und Senator im Bukarester Parlament. Er studierte evangelische Theologie in Bern, Leipzig und Budapest. Über sein Leben und Werk vgl. TEUTSCH, Friedrich: Denkrede auf Adolf Schullerus. In: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge, Band 46, 1932 (3), S. 331–410. GÖLLNER, Carl: Adof Schullerus. Sein Leben und Wirken in Wort und Bild. Bukarest: Kriterion Verlag 1986.

<sup>6</sup> Gerhard Schuster und August Schuster.

Krieges durch die Evangelische Kirche in Siebenbürgen gefördert und unterstützt wurden.

Die Forschung basiert auf folgenden Quellen: Die Rundschreiben des evangelischen Konsistoriums in Hermannstadt; die Leitartikel und Predigten, die in den *Kirchlichen Blättern* – also der offiziellen Zeitschrift der evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen – im August und September 1914 veröffentlicht wurden; sowie auf der Predigt, die der Bischof Friedrich Teutsch am 1. November 1914 von der Kanzel der Hermannstädter Stadtpfarrkirche hielt und die zu Beginn des folgenden Jahres im Drotleff Verlag gedruckt wurde<sup>7</sup>.

## **Die Sachsen und der Erste Weltkrieg**

Zu Beginn muss betont werden, dass die Teilnahme bzw. Situation der Sachsen, deren Männer während des Ersten Weltkrieges auf den Schlachtfeldern und in den Schützengräben gekämpft hatten, bislang weder von sächsischen, noch von rumänischen oder ungarischen Historikern die notwendige Aufmerksamkeit erhielt, geschweige denn systematisch untersucht wurde – was in Anbetracht der Bedeutung des Krieges für die Entwicklung der Welt im 20. Jahrhundert erstaunlich ist.<sup>8</sup> Tatsächlich wurden die einzigen historiographischen Arbeiten über den Ersten Weltkrieg aus sächsischer Perspektive von Friedrich Teutsch geschrieben, der zusammen mit seinem Vater Georg Daniel Teutsch<sup>9</sup> grundsätzlich die Historiographie der Siebenbürger Sach-

---

<sup>7</sup> TEUTSCH, Friedrich: Treue zum Herrscherhaus. Eine Ansprache. Hermannstadt: Joseph Drotleff 1915. Die Predigt ist im Anhang wiedergegeben.

<sup>8</sup> ABRUDAN, Mircea-Gheorghe: Primul Război Mondial reflectat în istoriografia și memorialistica sașilor ardeleni. In: BOLOVAN Ioan; COJOCARU Gheorghe; TĂMAȘ Oana Mihaela [Hg.]: Primul Război Mondial. Perspectivă istorică și istoriografie. Cluj-Napoca: Academia Română, Centrul de Studii Transilvane/Presă Universitară Clujeană 2015, S. 75–84.

<sup>9</sup> Georg Daniel Teutsch (1817–1893): Studierte am evangelischen Gymnasium in Schäßburg (Sighișoara), an der Evangelischen Theologischen Fakultät in Wien und an der Universität in Berlin. Zwischen 1846–1863 war er als Professor für Geschichte und klassische Sprachen am Schäßburger Gymnasium tätig. Gleichzeitig entwickelte er eine fruchtbare historiografische und kulturelle Aktivität, indem er



sen stark prägte – durch die *Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk*<sup>10</sup>, die in vier Bänden und mehreren Auflagen erschienen sind; und die *Geschichte der evangelischen Kirche in Siebenbürgen*<sup>11</sup>, welche in zwei Bänden in Hermannstadt 1921 und 1922 veröffentlicht wurden. Laut Adolf Armbruster ist damit eine „sakrale Tradition“ entstanden, die durch keine zeitgenössischen Autoren kritisiert oder in Frage gestellt wurde und später als „teutsche Tradition“<sup>12</sup> bezeichnet wurde.<sup>13</sup>

Der Krieg wurde von den Siebenbürger Sachsen, die um 1914 etwa 230.000 Angehörige zählten<sup>14</sup>, sowie im Fall der anderen Nationalitäten der Donaumonarchie mit Euphorie begrüßt. Das Gefühl von Loyalität und Pflichtbewusstsein gegenüber dem Monarchen in Wien wurde durch das starke Vertrauen in die Unbesiegbarekeit des Deutschen Reiches, das als das wahre ‚Vaterland‘ gesehen wurde, noch verstärkt.

---

mehrere Werke zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen veröffentlichte und sich als treuer Korrespondent der verschiedenen siebenbürgisch-sächsischen Zeitungen betätigte. Eine wichtige Funktion hatte er auch bei der Gründung und Entwicklung des *Vereins für siebenbürgische Landeskunde*. Im Jahre 1861 wurde er Mitglied des evangelischen Konsistoriums, am 21. April Presbyter der lutherischen Kirche in Agnetheln und am 19. September 1867 zum Superintendent (Bischof) der Evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen gewählt. Seine kulturellen, politischen und kirchlichen Verdienste wurden von den Siebenbürger Sachsen kurz nach seinem Tod anerkannt, indem am 19. August 1899 im Hof der evangelischen Stadtpfarrkirche in Hermannstadt eine monumentale Statue in Bronze aufgestellt wurde. Vgl. TEUTSCH, Friedrich: Georg Daniel Teutsch: Geschichte seines Lebens. Hermannstadt: Druck und Verlag von W. Krafft 1909. BINDER, Ludwig: Georg Daniel und Friedrich Teutsch als Historiker. In: Forschungen zur Volks- und Landeskunde. Band 21, 1978 (2), S. 57–80.

<sup>10</sup> TEUTSCH, Friedrich: Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Band I, II, III, IV. Hermannstadt: Drotleff Verlag 1899–1926.

<sup>11</sup> TEUTSCH, Friedrich: Geschichte der evangelischen Kirche in Siebenbürgen. Band I. 1150–1599. Band II. 1700–1917. Hermannstadt: W. Krafft Verlag 1921–1922.

<sup>12</sup> ARMBRUSTER, Adolf: Hundert Jahre Geschichtsschreibung. In: SCHUSTER, Oskar [Hg.]: Epoche der Entscheidungen. Die Siebenbürger Sachsen im 20. Jahrhundert. Köln/Wien: Böhlau Verlag 1983, S. 225f.

<sup>13</sup> Ebda., S. 225f.

<sup>14</sup> TEUTSCH, Friedrich: Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig: Verlag von K. F. Roehler 1916, S. 350.

Die Mobilisierung basierte also auf ausgesprochen sentimentalischen Gründen; unterstützt wurde sie durch die Eliten, die auf einen schnellen Sieg der Mittelmächte hofften. So erklärt sich die rasche Reaktion auf den Aufruf zu den Waffen durch den Kaiser und König: Anmeldungen zum Kriegsdienst wurden durch die Mitarbeit von Freiwilligen und Geldspenden, die Kriegsmaschinerie durch landwirtschaftliche Erzeugnisse und Waren für die Kriegsanleihen unterstützt.

Die Begeisterung hielt allerdings nicht allzu lange an: Das unerwartete Andauern der militärischen Operationen, der Eintritt Rumäniens in den Krieg 1916 auf Seiten der Entente<sup>15</sup> und die Frontöffnung in Siebenbürgen, die vor allem von Sachsen bewohnte Gebiete betraf, hatten eine erhebliche psychologische Wirkung auf die Menschen in diesen Gemeinden, was zu Unsicherheit führte, die allmählich in Panik umschlug. Die Folge war die massenhafte Evakuierung der Bevölkerung in die weniger von der Frontlinie bedrohten Gebiete.<sup>16</sup>

Der Sieg der Entente und der starke Wunsch nach Wahrung der siebenbürgisch-sächsischen Identität in einem neuen, möglichst vorteilhaften politischen Rahmen führte im Januar 1919 in Mediasch zur Entscheidung, der Vereinigung Siebenbürgens mit Rumänien zuzustimmen.<sup>17</sup>

---

<sup>15</sup> Über die Teilnahme Rumäniens im Krieg vgl. TORREY, Glenn E.: *The Romanian Battlefront in World War I*. Kansas: University Press of Kansas 2012.

<sup>16</sup> SIGERUS, Emil [Hg.]: *Aus der Rumänenzeit. Ein Gedenkbuch an sturmbelegte Tage. Zugunsten der siebenbürgisch-sächsischen Kriegswitwen und -waisen*. Hermannstadt: Druck und Verlag von Joseph Drotleff 1917.

<sup>17</sup> Details über die Zustimmung der Sachsen zur rumänischen Karlsburger Nationalversammlung, die dort beschlossene Vereinigung Siebenbürgens, des Banats, der Marmarosch und der rumänischen Ungarnteile mit dem Königreich Rumänien, beziehungsweise der Entwicklung der Mediascher Konferenz bei: CIOBANU, Vasile: *Contribuții la cunoașterea istoriei sașilor transilvăneni 1918–1944*. Sibiu: Hora Verlag 2001, S. 29–67 und CIOBANU, Vasile: *Germanii din România în anii 1918–1919*. Sibiu: Editura Honterus 2013, S. 17–131.

## Die Propaganda in den *Kirchlichen Blättern*

In Hermannstadt seit dem 5. Mai 1897 herausgegeben, sind die *Kirchlichen Blätter* bis heute die offizielle Zeitschrift der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien. Vom ersten Jahr der Herausgabe bis in die Zwischenkriegszeit erschien die kirchliche Zeitung wöchentlich im A4 Format in Hermannstadt, mit einer variablen Anzahl von 8 bis 12 Blättern.

Die Seiten enthielten Predigten der siebenbürgisch-sächsischen Geistlichkeit; Studien über die Geschichte der Siebenbürger Sachsen und deren Volkskirche; Artikel über wichtige religiöse und weltliche Ereignisse aus Siebenbürgen, der Habsburgermonarchie, dem deutschen Reich und ganz Europa. Auf den letzten Seiten etablierte sich seit Gründung der *Kirchlichen Blätter* eine Rubrik, die Rundschreiben und Beschlüsse des evangelischen Landeskonsistoriums in Hermannstadt publizierte; außerdem enthielt sie Hirtenbriefe des Bischofs, Stellenausschreibungen und Bewerbungsankündigungen der Pfarr- und Lehrstellen sowie eine Reihe von Daten und Statistiken demographischer, konfessioneller, nationaler, sozialer, wirtschaftlicher und landwirtschaftlicher Natur, die in Zusammenhang mit dem siebenbürgisch-sächsischen Volk und seiner Kirche standen.

Die Reichweite der Zeitschrift umfasste praktisch alle 1911 existierenden 257 Pfarreien und Pfarrämter der Evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen. Die Leser des kirchlichen Blattes waren meistens Dekane und Mitglieder der Bezirkskonsistorien; weiters zählten zur Leserschaft aber auch Pfarrer, Prediger, Gemeindemitglieder und Hunderte von Lehrern<sup>18</sup>, die in dem komplexen und gut organisierten

---

<sup>18</sup> Gemäß der internen Statistik der Kirche von 1911 war die Evangelische Kirche A. B. in Siebenbürgen in 245 Gemeinden und 12 Filialen organisiert, die von 342 Priestern und 99 Predigern geleitet wurden und zu denen weitere 53 ordinierte Lehrer zählten, die in einigen Bedingungen (Abwesenheit, Krankheit oder Tod des Pfarrers) die Pfarramtsfunktion übernehmen konnten. Vgl. Statistisches Jahrbuch der evangelischen Landeskirche A. B. im Grossfürstenthum Siebenbürgen. XI. Jahrgang. Hermannstadt 1911, S. 95.

sächsischen konfessionellen Schulsystem tätig waren<sup>19</sup>. Mit anderen Worten: Die Publikation erreichte die ganze kulturelle Elite und die meisten Meinungsträger der Siebenbürger Sachsen, darunter Pfarrer in den ländlichen Gebieten. Diese hatten besonderen Einfluss – vor allem Sonntagspredigten enthielten nicht nur religiöse Inhalte, sondern behandelten auch brisante soziopolitische Themen.<sup>20</sup> Über die Dorfpfarrer gelangte der Inhalt der *Kirchlichen Blätter* auch zur ungebildeten Landbevölkerung; sie hatten also besonderen Einfluss auf deren Meinungsbildung.

Bei der Lektüre der Zeitungsausgaben aus den ersten zwei Monaten des Krieges (August–September 1914) ist klar erkennbar, dass die teilweise anonym veröffentlichten Predigten und Artikel und die vom Konsistorium verfassten Rundschreiben einen ausgesprochen propagandistischen Charakter haben. Man arbeitete daran, die Liebe und Loyalität der Sachsen zu Thron und Vaterland auszubauen, die nationale Einheit und den sozialen Frieden sowie die Spendenfreudigkeit zu fördern, den Krieg gegen Serbien zu rechtfertigen und die staatlichen Kriegsanstrengungen zu unterstützen.

Den Höhepunkt der Spannungen im bewaffneten Konflikt mit Serbien ansprechend rechtfertigte der sächsische Bischof die Politik der Wiener Regierung mit der Äußerung: „Unsere Monarchie hat, der tollkühnen Selbstüberhebung des Nachbarlandes gegenüber, von dem aus mit den verwerflichsten Mitteln gegen die Ruhe und den Bestand des Vaterlandes seit Jahren gearbeitet wurde, Serbien den Krieg erklä-

---

<sup>19</sup> Nach einer statistischen Tabelle aus dem Sommer des Jahres 1916 unterrichteten in den evangelischen Hauptschulen mit vier Klassen 587 siebenbürgisch-sächsische Lehrer. Vgl. *Kirchliche Blätter*. VIII. Jahrgang, Nr. 29. Hermannstadt, 15. Juli 1916, S. 292–297.

<sup>20</sup> Zur Rolle des evangelischen Pfarrers in der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft im Laufe der Geschichte Siebenbürgens vgl. SCHULLER, Richard: *Der siebenbürgisch-sächsische Pfarrer. Eine Kulturgeschichte*. Nachdruck der Ausgabe Schäßburg 1930. Als Festgabe für Paul Philippi zum 80. Geburtstag im Auftrag des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde herausgegeben und mit einer Einführung sowie Registern versehen von Ulrich, A. Wien. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2003.

ren müssen“<sup>21</sup>. Er beschreibt ferner die Stimmung in der Monarchie mit der Bemerkung:

[...] durch das ganze Land geht ein Gefühl der Hingabe an das Vaterland und ein Entschluß, für das Vaterland die Opfer zu bringen, die der grossen Sache wert sind. Das gemeinsame Gefühl der Liebe bis in den Tod, die im Gedanken des Vaterlandes gipfelt und das Leben jener weihet, die sie einmal empfunden, läßt die eigene Kleinheit demütig empfinden.<sup>22</sup>

Schließlich setzte der Bischof seine Hoffnung auf die göttliche Vorsehung, und betete: „Allmächtiger, der Schützer des Rechts und der Gerechtigkeit, verleihe unsern Streitern den Sieg, er segne den König und das Vaterland“.<sup>23</sup>

Die nächste Ausgabe, die am 8. August 1914 erschien, ist ebenfalls sehr aufschlussreich für das Verständnis der Haltung der evangelischen Kirchenwürdenträger gegenüber dem Krieg. Diese folgende Stellungnahme ist dem Leitartikel *Kriegspredigt* entnommen, der eine Rede wiedergibt, die allem Anschein nach von einem Mitglied des Hermannstädter Klerus gehalten wurde – innerhalb eines der besonderen eucharistischen Dienste (Beichte, Kommunion und Predigt)<sup>24</sup>, die in der Pfarrkirche in Hermannstadt in der Zeitspanne 3.–8. August für die sächsischen Soldaten, jungen Wehrpflichtigen und neu mobili-

---

<sup>21</sup> Kirchliche Blätter. VI. Jahrgang. Nr. 31. Hermannstadt, 1. August 1914, S. 370.

<sup>22</sup> Ebda.

<sup>23</sup> Ebda.

<sup>24</sup> Die gewöhnlichen Sonntagsgottesdienste der evangelischen Sachsen enthielten damals keine Eucharistiefeier, die die Teilnahme der Gläubigen zum Abendmahl eröffnete, wie es der Brauch in den katholischen und orthodoxen Kirchen ist. Der Gottesdienst beschränkte sich auf die Bibellesungen und die Predigt des Pfarrers. Die Eucharistiefeier wurde nur zu großen Festen (die Geburt Christi – Weihnachten, die Auferstehung Christi – Ostern und Pfingsten) zelebriert und mußte durch die Beichte der Gläubigen und die Versöhnung aller mit der Gemeinschaft vorbereitet werden. Vgl. ROTH, Erich: Geschichte des Gottesdienstes der Siebenbürger Sachsen. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht Verlag 1954; KLEIN, Christoph: Die Beichte in der evangelisch-sächsischen Kirche Siebenbürgens. Göttingen: Verlag Vandenhoeck und Ruprecht 1980.

sierten Reservisten organisiert wurden<sup>25</sup>. Sie behandelt zwei Fragen: 1) „Ist unsere Kriegserklärung an Serbien berechtigt?“ und 2) „Welche Pflichten legt sie uns auf?“.<sup>26</sup>

Die erste Frage wird durch einen Text, der „allerlei Reibungen“, „Klassenkämpfe“ und „Massenaufstände“ der letzten Jahrzehnte thematisiert, beantwortet. Der Prediger stellt fest:

[...] alle diese heftigen Kämpfe haben sich seit einer Woche gestillt; die Spannungen und Stürme im ungarischen Abgeordnetenhaus haben sich gelegt. Was sehen wir? Die Bürger des gesamten großen Vaterlandes fast ausnahmslos sind geeint; alle vor freudiger Begeisterung bereit Recht und Ehre Österreich-Ungarns zu schützen; alle erfüllt von der Kraft des guten Gewissens!<sup>27</sup>

Als Hinweis auf den Verlauf der Ereignisse, die zu dieser kriegerischen Auseinandersetzung geführt haben, lenkt er die Aufmerksamkeit darauf, dass dies kein Krieg der Eroberung oder Unterwerfung sei, begonnen aus Willkür oder Besitzgier, sondern dass ‚die Schuld‘ für die Eskalation des diplomatischen Konflikts ganz beim angegriffenen Land, dem „infamen Serbien, von unersättlichem, wilden Hass gegen uns erfüllt, wie von Größenwahn gebläht, wie von niedrigen, tierischen Machtgelüsten verlockt“, liege. „Mit gutem Gewissen treten [sic] wir vor unsern heiligen Gott“, denn in diesem Fall gelte „es die Ehre des Vaterlandes, den Schutz seines Ansehens, seiner Macht und Kraft, die Sicherheit seines Besitzes und die Wohlfahrt seiner Bürger!“ zu schützen.<sup>28</sup>

Die begeisterte Haltung der Bürger, der Regierung und des Militärs, die positiv auf den Aufruf antworteten, wird weiter gelobt, und ebenso „der vielgeprüfte, vielerfahrene greise König“. Der Verfasser fragt sich schließlich rhetorisch „kann denn der König anders? Kön-

---

<sup>25</sup> Kirchliche Blätter. VI. Jahrgang. Nr. 33. Hermannstadt, 15. August 1914, S. 391.

<sup>26</sup> Kriegspredigt. In: Kirchliche Blätter. VI. Jahrgang. Nr. 32. Hermannstadt, 8. August 1914, S. 373.

<sup>27</sup> Ebda.

<sup>28</sup> Ebda.

nen seine Völker anders“ – da nicht mehr und nicht weniger als „die heiligsten Güter des Lebens [auf dem Spiel] stehen. Das Vaterland ist in Gefahr“. Daher wäre nur eine einzige Schlussfolgerung möglich, und die laute wie folgt: „Das Gewissen drängt zum Krieg. Gott will ihn. Eine hohe Stunde in der Geschichte Österreich-Ungarns ist angebrochen! – Unsere Kriegserklärung ist sittlich und berechtigt“<sup>29</sup>.

Zur zweiten Frage, die sich auf die Folgen der Kriegserklärung bezieht, gibt der Verfasser zunächst einen Überblick über die Schrecken, Leiden und Nöte, die eine bewaffnete Auseinandersetzung für alle mit sich bringt, danach unterstützt die Predigt den erwähnten Plan durch einen Appell an das „höchste Ideal der Vaterlandsliebe“, auf deren Altar es wert sei, solche Opfer zu bringen. Die Sätze, die die Zuhörer mobilisieren sollten, lauten wie folgt:

Jetzt wollen wir unsere Liebe zur Heimerde, die Liebe zu König und Vaterland erweisen. Jetzt bezeuge jedermann, was Sprache er spreche, was Glauben er auch bekenne, welchen Beruf er auch übe, ob sein Herz edler Taten fähig ist, oder ob er bisher nur mit Worten geflunkert hat. [...] Opfer! Opfer des Heeres, Opfer aller Bewohner! Opfer an Zeit und Geld, Opfer an Blut und Leben, Opfer aller Art – wollt ihr sie gerne darbringen? – Leicht ist's nicht. [...] Nichtswürdig wären wir, wenn wir's nicht freudig hergäben für die hohen, heiligen Güter, die wir zum Leben brauchen.

In einem emotionalen Appell instrumentalisiert der Prediger Gott und den Glauben seiner Leser:

Gott mit uns!, das will sagen: Gott soll uns auch während der bevorstehenden Kriegsnot das höchste sein, unser Halt in Freud und Leid, Kraft und Trost, Liebe und Wahrheit, Glück und Seligkeit! [...] Große Opfer für König und Vaterland kann nur bringen, wer Gottesglauben hat! Gottesglaube und Vaterlandsliebe hängen untrennbar zusammen.

---

<sup>29</sup> Kriegspredigt 1914, S. 373–374.

Um vor seinen Lesern die angebliche Gerechtigkeit der Sache vor Gott zu untermauern sowie um an die Treue zu Thron und Land zu appellieren, zitiert der Schriftsteller nicht nur Kaiser Franz Joseph, sondern auch zwei fast mythische Figuren aus der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts: Den Schriftsteller, Dichter und Veteran der Napoleonischen Kriege, Karl Immermann (1796–1840); sowie den Architekten der deutschen Einheit, den Kanzler Otto von Bismarck (1815–1898)<sup>30</sup>.

Die Schlussworte und die abschließende Ermahnung lauten wie folgt:

Der Gottesglaube befähigt uns, heiligen Krieg zu führen gegen den äußern Feind, aber auch einen heiligen Befreiungskrieg gegen alles, was in unserer eigenen Mitte krank und faul, schlecht und gemein ist. Der Gottesglaube verjüngt unsere Seele, macht sie auch jetzt hochgemut, pflichtfreudig, opferwillig! [...] Der Gedanke an das Vaterland hält [sic] uns zusammen! Daraufhin reichen wir uns die Hand, daraufhin vertrauen wir uns Gott. Denn wir wissen, Gott wird uns nimmermehr verlassen, wenn wir ihn nicht verlassen. Gott mit uns! Richtiger: Wir mit Gott! Amen.<sup>31</sup>

Die Richtigkeit der Kriegserklärung wird als von Gott anerkannt und der ersehnte Sieg als sicher dargestellt – als Garant hierfür sollte nicht nur Kaiser Franz Joseph dienen, der zu diesem Zeitpunkt bereits seit sechs Jahrzehnten regierte, sondern vor allem der von den Siebenbürger Sachsen verehrte Reichskanzler Bismarck, Sieger des deutsch-französischen Krieges von 1870 und Symbol der deutschen Einheit.

Die am 15. August 1914 veröffentlichte Ausgabe ist sehr aufschlussreich bezüglich der Vorsorge-Maßnahmen, welche die Leitung der siebenbürgisch-sächsischen Kirche gegen die Auswirkungen des mi-

---

<sup>30</sup> Zu ihm und seinem politischen Schaffen vgl. EYCK, Erich: Bismarck und das deutsche Reich. Stuttgart: Eugen Rentsch Verlag 1955; STEINBERG, Jonathan: Bismarck: A life. New York: Oxford University Press 2011.

<sup>31</sup> Kriegspredigt 1914, S. 373–374.



litärischen Konflikts auf ihre Gemeinde einleitete; aber auch in Bezug auf die Art und Weise, in der die Mobilisierung in den sächsischen Gemeinden vonstattenging. Weiters finden sich darin Informationen darüber, welche Rolle der evangelische Klerus bei den Einberufungszeremonien auf dem Lande spielte – ein Prozess, der auf der sozialen Ebene eine festliche Dimension bekam, was deutlich die Euphorie und Begeisterung der Rekruten aufzeigt.

Dies lässt sich aus dem Artikel *Unsere Landbevölkerung und die Mobilisierung* aus der Rubrik „Nachrichten aus nah und fern“ herauslesen. Darin enthalten ist ein Bericht aus der Bistritzer Ortschaft Lechința (Lechnitz), wo die Einberufung von 180 Männern in folgender Art und Weise ablief: Die Rekruten wurden ins Gemeindezentrum einberufen, von wo aus die ganze Gemeinde Richtung Pfarrhof ging, um vom Pfarrer den Segen zu bekommen. Am folgenden Sonntag wurde dann in der Pfarrkirche ein Kriegsgottesdienst gefeiert, in dessen Zentrum die Predigt des Pfarrers und das Abendmahl aller Männer und Frauen standen. Nach dem Gottesdienst ging die ganze Gemeinde „unter den Klängen der Musik“ zum Bahnhof, wo „mit schwerem Herzen Abschied genommen wurde“. Nach der Abfahrt der Soldaten, merkte der Lechnitzer Korrespondent am Ende seiner Beschreibung an, versank die ganze Pfarrei in eine „Stille wie im Grabe“, und alle Herzen wurden von einem einzigen Wunsch erfüllt: „O, kehren sie alle, alle wieder gesund und siegreich in unseren Kreis zurück“.<sup>32</sup>

Die Begeisterung der Massen angesichts des Kriegsausbruches und die Euphorie, die die ganze siebenbürgische Gesellschaft umfasste,<sup>33</sup> wird vom Hermannstädter Prediger G. Schuster im Leitartikel „Krieg. Aus einer Predigt von G. Schuster“<sup>34</sup> beschrieben und noch bestärkt.

---

<sup>32</sup> Kirchliche Blätter. VI. Jahrgang. Nr. 33. Hermannstadt, 15. August 1914, S. 391.

<sup>33</sup> Über die Auswirkungen des Krieges auf die siebenbürgische Gesellschaft vgl. BOLOVAN, Ioan: *Primul Război Mondial și realitățile demografice din Transilvania. Familie, moralitate și raporturi de gen*. Cluj-Napoca: Editura Școala Ardeleană 2015.

<sup>34</sup> Krieg. Aus einer Predigt von G. Schuster. In: Kirchliche Blätter. VI. Jahrgang. Nr. 33. Hermannstadt, 15. August 1914, S. 385.

Nachdem er sich rhetorisch fragt: „Wer von uns ist nicht in den Krieg verwickelt [?]“, lobt der sächsische Geistliche vor allem die „Mütter[,] die für die Heimat Söhne geboren und gestillt haben“ um dann diejenigen anzusprechen, die die patriotische Stimmung, „wie in einem frivolen Theaterstück“ noch mehr anheizten.

Um diese Emotionen zu beruhigen, verweist Schuster mit den Worten: „Krieg ist mit Vernunft gekämpft“ auf eine alttestamentarische Bibelstelle<sup>35</sup>. So versuchte der Hermannstädter Prediger seine Landsleute und Glaubensgenossen zur Besinnung zu rufen, indem er an ihre Vernunft appellierte. Außerdem versuchte er, sie zu ermutigen und die Hoffnung auf ein Wiedersehen zu schüren, auch „wenn es sichergestellt ist, dass nicht alle, die gehen[,] auch zurück kommen werden“. Ziel von Schusters Predigt war es offenbar, angesichts der hysterischen Kriegsbegeisterung an das Leid der Angehörigen zu erinnern, um diese Begeisterung etwas zu dämpfen.

Im Rundschreiben von Bischof Teutsch vom 12. August 1914 verlangt dieser Informationen über die Situation vor Ort – der Pfarrer jeder Ortschaft sollte eine Tabelle anfertigen, in der die Namen aller evangelischen Bürger, die als Soldaten eingezogen worden waren, verzeichnet sein sollten – inklusive Informationen über die Einheit, in der sie dienten.<sup>36</sup>

In der Ausgabe vom 22. August wird ein Artikel des Hermannstädter Stadtpfarrers Adolf Schullerus veröffentlicht, der der Geburtstagsfeier des Kaisers Franz Joseph gewidmet war. Überraschend vielleicht für einen protestantischen Theologen, aber ganz üblich für einen Geistlichen seiner Zeit, zeichnet Schullerus das Lebensbild des Kaisers in einer göttlichen und heiligen Aura, indem er von der Person des achtzigjährigen Monarchen als einer „Gottesgabe“ und einem „Auser-

---

<sup>35</sup> „Pläne kommen zum Ziel, wenn man sich recht berät; und Krieg soll man mit Vernunft führen“. Vgl. Das Buch der Sprichwörter, Kapitel 20, Vers 18. In: Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft 1991, S. 639.

<sup>36</sup> Kirchliche Blätter. VI. Jahrgang. Nr. 33. Hermannstadt, 15. August 1914, S. 394.

wählten Gottes“ spricht; an dessen Beispiel sichtbar würde, „wie ein Leben vollendet sein kann“.<sup>37</sup>

Schullerus tut nichts anderes, als eine für die damalige Zeit noch gemeine Idee auszudrücken, die auch von der siebenbürgisch-sächsischen Presse – vor allem um die Zeit des Todes Franz Josephs – weiter verbreitet wurde: Nämlich die kollektive Vorstellung, dass der apostolische Kaiser und König Österreich-Ungarns aufgrund seiner Langlebigkeit und seiner langen Regierungszeit eine „Verkörperlichung der ganzen Monarchie“ darstelle, „so dass er unsterblich schien“.<sup>38</sup>

Diese Vorstellung ist nicht identisch mit dem ‚Mythos des guten Kaisers‘, den wir bei den Rumänen in Siebenbürgen während des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts finden<sup>39</sup>, sondern vor allem mit der mittelalterlichen politischen Auffassung vom monarchischen Gottesgnadentum, des von Gottes Gnaden auserwählten und durch die Kirche investierten Herrschers; eine ‚mythische Aura‘, die Kaiser Franz Joseph umgab und womit er sowohl in Österreich als auch in Ungarn investiert wurde.<sup>40</sup>

<sup>37</sup> SCHULLERUS, Adolf: Königs Geburtstag. In: Kirchliche Blätter. VI. Jahrgang. Nr. 34. Hermannstadt, 22. August 1914, S. 398.

<sup>38</sup> Franz Joseph I. In: DROTLEFF, Josef [Hg.]: Kalender des Siebenbürger Volksfreundes für das Jahr 1917. Hermannstadt: Druck & Verlag Joseph Drotleff, S. 50.

<sup>39</sup> BUD, Alexandru-Bogdan: Limitele loialității dinastice: Iosif al II-lea și românii din Transilvania în Epoca Modernă. Cluj-Napoca: Academia Română/Centrul de Studii Transilvane 2015; DIN, Petre: Mitul lui Iosif al II-lea în sensibilitatea colectivă a românilor ardeleni. Cluj-Napoca: Napoca Star 2001; DIN, Petre: Mitul bunului împărat în sensibilitatea colectivă a românilor din Transilvania în secolul al XVIII-lea. Cluj-Napoca: Napoca Star 2003; ANDREI, Mirela: Românii ardeleni și împăratul austriac. Avatarurile mitului „bunului împărat“ de la sfârșitul secolului al XVIII-lea la perioada postpașoptistă. In Revista Bistriței. XV, 2001, S. 215–223.

<sup>40</sup> Auswahl Literatur: FEDRIGOTTI, Anton Bossi: Kaiser Franz Joseph I. und seine Zeit. Zürich/München: Ringier Verlag 1978; BLED, Jean-Paul: Franz Joseph. Der letzte Monarch der alten Schule. Ins Deutsche übertragen von Marie-Therese Pitner und Daniela Homan. Wien/Graz: Böhlau Verlag 1988; DRIMMEL, Heinrich: Franz Joseph: Biographie einer Epoche. 3. Auflage. München/Wien: Amaltea Verlag 1992; MAGRIS, Claudio: Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2000; DICKINGER, Christian, Franz Joseph I.: die Entmythisierung. Wien: Ueberreuter Verlag 2001; ARAD, Lily: The crown of Jerusalem: Franz Joseph's Dream of an ideal empire. Jerusalem: Spectrum 2012;

Während seiner Rede veranschaulicht der Hermannstädter Pfarrer wichtige Errungenschaften des Monarchen; eine interne, nämlich den Frieden in der Monarchie und die Einheit der Völker des riesigen Reiches nach der Revolution von 1848–1849<sup>41</sup>; und zwei externe: die Stärkung der Grenzen des Imperiums nach Außen und das Bündnis und die ‚brüderliche Verbindung‘ mit Deutschland.

Schullerus' Meinung ist, dass in diesen „politischen Vollendungen“ und in des Kaisers Prestige im In- und Ausland – welches er durch Bismarcks Aussage „Wenn nur einmal Franz Josef zu Pferde steigt, dann folgen ihm alle seine Völker!“ zu untermauern sucht<sup>42</sup> – der Grund für die Kriegsbegeisterung liegt, mit der die Bevölkerung auf den Ruf des Souveräns für den Kriegseinsatz reagierte. Der Hermannstädter Kleriker erklärte seinen Glauben an die Unbesiegbarkeit der Mittelmächte, und rief: „Unsere Monarchie und das Deutsche Reich! So lange sie zusammenstehen, wird keine Macht der Erde sie überwinden!“<sup>43</sup>. Die Rede rechtfertigt weiter die Ereignisse, die zum Ausbruch der militärischen Konfrontation geführt haben, und stellt die kaum haltbare Behauptung auf, dass diese nicht vermieden hätte werden können – obwohl der Kaiser ein Mann des Friedens sei.

---

WHEATCROFT, Andrew: Habsburgii. Personificarea unui imperiu. București: Editura Vivaldi 2003, S. 439–440.

<sup>41</sup> Dass Schullerus' Behauptung, zumindest was die Nationalitätenfrage in Österreich-Ungarn betrifft, nicht den realen Tatsachen entsprach, ist von der historischen Forschung klar gezeigt worden. Sicher hat die Geschichtsschreibung die österreichisch-ungarische Monarchie unterschiedlich beurteilt, manchmal idealisierend oder dämonisierend, Tatsache ist aber, dass auch die großen nationalen Widersprüche, die in Ungarn weniger zufriedenstellend nach 1868 gelöst wurden als in Österreich, zum Zusammenbruch dieses Reiches führten. Vgl. diesbezüglich: RUMPLER, Helmut: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Wien: Carl Ueberreuter Verlag 2005, S. 261–560; MITU, Sorin; GRÄF, Rudolf: Europa und die Vereinigten Staaten von Amerika. Innenpolitik, Internationale Konflikte und Beziehungen. Klausenburg: International Book Access 2009, S. 222–225.

<sup>42</sup> Vgl. SCHULLERUS: Königs Geburtstag, S. 398.

<sup>43</sup> Ebda.

Er lobt weiter das angeblich ‚starke dynastische Gefühl‘ der Völker der Doppelmonarchie<sup>44</sup> und unterstreicht, dass dieses in engem Zusammenhang mit der Persönlichkeit Franz Josephs stünde; noch einmal betonend, dass Gott ihn vor allem Volk auserwählt habe. Zum Abschluss ruft Schullerus den kaiserlichen Mythos und die Figur des Kaisers an, dem er eine messianische Mission zuschreibt:

Glück zu dem König! So rufen wir heute uns zu. Und wie einst im Volke Israel dem jungen König das Schwert in die Hand gedrückt wurde, daß er des Reiches Schutz und Schirm sei, so ist nun unserm greisen König Gottes Schwert in die Hand gegeben.<sup>45</sup>

Am 22. August 1914 publizierte das evangelische Landeskonsistorium ein Rundschreiben, welches gleichzeitig in den *Kirchlichen Blättern* abgedruckt wurde. Darin wird über die Veröffentlichung eines kleinen Buches von 112 Seiten informiert, das den Patriotismus und die Loyalität zum Thron stärken sollte – dementsprechend trug es den suggestiven Titel *Mit Gott für König und Vaterland! Zum Geleit ins Feld*.<sup>46</sup>

Die Gemeinden wurden aufgefordert, Exemplare vorzubestellen.<sup>47</sup> Die Anzeige des Konsistoriums hatte ein starkes Echo in den Pfarrämtern, eine Meldung vom 25. September 1914, in der Nachrichten-Rubrik der *Kirchlichen Blätter*, vermerkt, dass 82 Gemeinden bereits 6044

---

<sup>44</sup> Die Geschichtsschreibung zeigt wieder, dass Schullerus in diesem Punkt die damalige Realität nicht in ihrer Ganzheit darstellt, sondern er übertreibt, indem er manche Strömungen, wie den Nationalismus und die Autonomiebestrebungen der Rumänen, Slowaken und Kroaten in Ungarn genauso unterschlägt wie die Krise der Dynastie in den letzten drei Jahrzehnten des Reiches. Und obwohl Kaiser Franz Joseph von seinen Völkern geachtet wurde und bei seinen ‚Untertanen‘ eine gewisse Popularität genoss, waren die verschiedenen Skandalgeschichten, unglückliche Ehen und andere Formen der ‚Flucht aus dem Purpur‘, die die Dynastie erlebte, auf der Tagesordnung. Vgl. RUMPLER, Helmut: Eine Chance für Mitteleuropa, S. 553–560.

<sup>45</sup> SCHULLERUS: Königs Geburtstag, S. 397–399.

<sup>46</sup> TEUTSCH, Friedrich [Hg.]: *Mit Gott für König und Vaterland! Zum Geleit ins Feld*. Hermannstadt: W. Krafft Verlag 1914.

<sup>47</sup> Vgl. *Kirchliche Blätter*. VI. Jahrgang. Nr. 34. Hermannstadt, 22. August 1914, S. 406.

Exemplare des empfohlenen Büchleins bestellt hätten, so dass die Auflage bereits vergriffen und eine zweite Auflage gedruckt würde, für diejenigen Gemeinden, die den Titel noch nicht bestellt hatten.

Die systematische und angestrengte Beschäftigung der Evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen zur Förderung der Kriegsanstrengungen des Staates und seiner Bürger sind deutlich in der Ausgabe vom 12. September der *Kirchlichen Blätter* widergespiegelt: Offenbar als Antwort auf Anfragen von Lesern wurde eine Reihe veröffentlicht, die als Anleitung zum Verfassen von Sonntagspredigten dienen sollte. Sie enthielt eine Liste mit 21 homiletischen Titeln von sächsischen lutherischen Geistlichen, empfohlen speziell für die Zeit während des Krieges.

Die Themen waren vielfältig, darunter findet sich das Attentat in Sarajevo – hier dargestellt als Märtyrertod; die Loyalität gegenüber dem Thron und der Dynastie; die göttliche Gerechtigkeit des Krieges; der Sieg der österreichisch-deutschen Allianz; die Aufforderung zum Beitritt zur Armee und zu Spenden für Kriegsoffer; der Nutzen des Kriegsaufwandes; die Förderung nationaler Interessen durch den Krieg; die Entwicklung der Heldenverehrung und der Trost für trauernde Familien; Ermahnungen zum Gebet für den Sieg der kaiserlich-königlichen Truppen; den Abschluss eines dauerhaften Friedens und die Reue vor Gott. Bezeichnend für den Zweck, dem diese Liste diene, ist die Tatsache, dass von 21 Titeln nur drei ein spirituelles Thema behandeln, alle anderen behandeln Kriegsfragen.

Durch die Themenauswahl dieser Predigten und deren Exemplifizierung in den Ausgaben der folgenden Monate kann man beobachten, dass der siebenbürgisch-sächsische Klerus willig der Kriegspropaganda<sup>48</sup> diene und dadurch die These vom gerechten Krieg und dessen Notwendigkeit für die gesamte Monarchie stütze, Ideen, die

---

<sup>48</sup> Über die Kriegspropaganda in Österreich-Ungarn und in den anderen beteiligten Staaten im Ersten Weltkrieg vgl. DEMM, Eberhard: Ostpolitik und Propaganda im Ersten Weltkrieg. Frankfurt a. M./Wien: Peter Lang 2002; BREMM, Klaus-Jürgen: Propaganda im Ersten Weltkrieg. Darmstadt: Theiss Verlag 2013; BUXBAUM, Elisabeth: Des Kaisers Literaten. Kriegspropaganda zwischen 1914 und 1918. Wien: Ed. Steinbauer 2014.

auch in anderen Teilen der Monarchie von Seiten des katholischen Klerus gepredigt wurden.<sup>49</sup> Ziel war der persönliche und materielle Einsatz aller Bürger. Tatsächlich wurden so die siebenbürgisch-sächsischen Geistlichen von Verkündern des Evangeliums, des Friedens und des Himmelreichs zu Multiplikatoren der Kriegspropaganda.

In den Seiten der *Kirchlichen Blätter* finden wir daher den gleichen Mechanismus der royalistischen und patriotischen Kriegspropaganda, die in den ersten Monaten des Konflikts auch durch die zwei Hauptorgane der kirchlichen Presse der Siebenbürger Rumänen, *Telegraful Român* (*Der rumänische Telegraph*, orthodoxes Blatt, erschienen in Hermannstadt) und *Unirea* (*Die Union*, griechisch-katholisches oder uniertes Blatt, erschienen in Blaj) verbreitet wurde.<sup>50</sup>

Offen bleibt aber die Frage, ob diese Kriegspropaganda durch den Klerus verschiedener Kirchen und Glaubensgemeinschaften in Siebenbürgen und in anderen Teilen der Monarchie freiwillig oder als Folge des politischen Drucks der Regierungen aus Wien und Budapest stattgefunden hat.

## Die Predigt von Bischof Friedrich Teutsch

Die programmatische Rede des siebenbürgisch-sächsischen evangelischen Bischof Dr. Friedrich Teutsch, die er am 1. November 1914 in der Pfarrkirche von Hermannstadt gehalten hatte, wurde im folgenden Jahr beim Drotleff Verlag unter dem Titel *Treue zum Herrscherhaus* veröffentlicht.

Die Predigt des anerkannten Führers nicht nur der evangelischen Kirche, sondern auch der ‚sächsischen Nation‘ in Siebenbürgen, bebil-

---

<sup>49</sup> RETTENWANDER, Mathias: Der Krieg als Seelsorge. Katholische Kirche und Kriegsfrömmigkeit in Tirol im Ersten Weltkrieg. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2005, S. 70–176, 230–269; FEICHTINGER, Josef: Kämpfen für das Heiligste. Tiroler Stimmen zum Ersten Weltkrieg. Bozen: Raetia Verlag 2013, S. 130–153.

<sup>50</sup> NEAMȚU, Tudor Valentin: Propagandă și cenzură în Transilvania „Marelui Război“. In: MACAVEI, Anamaria; POP, Roxana Dorina [Hg.]: Scrieri pe alese... Lucrările Conferinței Naționale O filă de istorie: om, societate, cultură în secolele XVII–XXI. Cluj-Napoca: Presa Universitară Clujeană 2012, S. 353–368.

dert die glorreiche Vergangenheit der ‚natio saxonica‘<sup>51</sup>: Er schilderte die sieben Jahrhunderte sächsischer Geschichte in Siebenbürgen und stilisierte die Minderheit dabei zu den Erfüllern eines mittelalterlichen Auftrages – sie wären die ‚Beschützer der Krone‘.<sup>52</sup>

Die Treue dieses kleinen Volkes für die mittelalterlichen ungarischen Herrscher und deren rechtliche Nachfolger, die Habsburger und das österreichische Kaiserhaus, wird von Teutsch in eine fast messianische Berufung der Gemeindemitglieder umgedeutet. Wichtiger als je zuvor wäre die Treue zu „König und Vaterland“, „die Treue der vielen Tausende, die mit dem Tode ihre Treue besiegeln, mit einem Siege und einem Frieden, der solcher Opfer wert ist!“.<sup>53</sup>

Die Predigt beginnt mit einem kurzen Gedicht, das die Tugend der Treue besingt und weiter deren Auswirkungen und ihren Wert für die Gesundheit der ‚Seele des Volkes‘ beschreibt; dabei fordert er auch, für diese Treue das Leben zu opfern.

Der Bischof fährt mit den Worten fort, dass die halbe Welt die Mörder Franz Ferdinands unterstützt hätte, und lobt in Anbetracht dessen die Kriegserklärung und die Unterstützung durch „den deutschen Kaiser und das deutsche Volk, [die] eingedenk des Bündnisses, das sie an uns bindet, in rechter Nibelungentreue sich unserm König und seinen Völkern an die Seite stellten.“<sup>54</sup>

Die Anrufung Deutschlands bedeutet nichts anderes als die Verstärkung des Gefühls der nationalen Zugehörigkeit der Siebenbürger

---

<sup>51</sup> In Friedrich Teutschs Schriften erscheinen die ‚natio saxonica‘ und die ‚sächsische Nation‘ als etymologisch verwandte Begriffspaare, die parallel und mit demselben Sinn (Volk, Nation, Ethnie) verwendet werden. Unter beiden verstand und bezeichnete er sowohl das ‚siebenbürgisch-sächsische Volk‘, als auch die ‚deutsche Nationalität‘ oder ‚deutsche Ethnie‘ im modernen Sprachsinne. Vgl. dazu: MÖCKEL, Andreas: Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein bei den Siebenbürger Sachsen. In PHILIPPI, Paul [Hg.]: Studien zur Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert. Köln/Graz: Böhlau Verlag 1967, S. 1–21; BEYER, Hans: Geschichtsbewusstsein und Nationalprogramm der Siebenbürger Sachsen. In PHILIPPI 1967, S. 56–113.

<sup>52</sup> Vg. TEUTSCH, Friedrich: Treue zum Herrscherhaus. Eine Ansprache. Hermannstadt: Joseph Drotleff 1915.

<sup>53</sup> Ebda., S. 14.

<sup>54</sup> Vgl. ebda., S. 1.



Sachsen zum ‚Mutterland‘ oder ‚Ursprungsland‘, wie in dieser Epoche Deutschland genannt wurde, im Gegensatz zu ‚Vaterland‘ oder ‚Heimat‘, wie Siebenbürgen beschrieben wurde.

Das Hauptargument, auf dem Teutsch seine programmatische Rede zur Stärkung der Loyalität zum Monarchen aufbaut, ist die Idee des Herrschers als Vertreter der Gemeinschaft, was sich im politischen Testament Friedrich II. von Preußen unter dem Spruch „Der Fürst ist der erste Diener des Staates“<sup>55</sup> widerspiegelt. Um die Loyalität der Bevölkerung zum Kaiser zu verstärken, beruft Teutsch sich auf die Wissenschaft, die er sein ganzes Leben lang betrieb – nämlich die siebenbürgisch-sächsische Geschichtsschreibung. Gemäß seiner Interpretation der Geschichte erzählte er seinen Zuhörern, dass „das ursprüngliche Treuverhältnis zwischen Volk und König ein durchaus persönliches gewesen ist“<sup>56</sup>, denn ihre Ahnen und das sächsische Volk seien im mittelalterlichen Ungarn „im Dienst der ungarischen Könige, in Dienst des Landes“ als ‚Gäste‘ (hospites) der Könige und ‚Verteidiger‘ (protectores) der Krone nach Siebenbürgen gerufen worden. Gleichzeitig erläuterte er, dass im Mittelalter die ungarischen Könige und besonders die ungarische Krone als Verkörperung und Symbol des Staates betrachtet wurden.

Um diese Ideen auszuführen, beschreibt der Historiker und Bischof die biographische Laufbahn von vier Persönlichkeiten der siebenbürgisch-sächsischen Geschichte: Marcus Pemfflinger, Albert Huet, Johann Sachs von Harteneck und Samuel von Brukenthal. Dabei werden die letzten drei als Helden der Loyalität und treue Kämpfer für das Haus Habsburg dargestellt – eine Treue, die den Anschluss „dieses Landes an das Abendland und die deutsche Kultur“ gesichert hätte – zwei Begriffe, die für Teutsch offenbar untrennbar zusammengehören.<sup>57</sup>

Am Ende seines historischen Exposés schließt Teutsch:

---

<sup>55</sup> Vgl. Duden: Das große Buch der Allgemeinbildung. Mannheim: Duden 2013, S. 84.

<sup>56</sup> TEUTSCH 1915, S. 3.

<sup>57</sup> Ebda., S. 4.

[...] so ist ein reiches Erbe gewesen, das unsere Zeit aus der Vergangenheit und unsere Väter von den Vorfahren übernahmen, da wir es ihnen gleich zu tun versuchten in der Treue zum Herrscherhaus. Denn alles, was solcher Treue Inhalt gibt, das zeichnet die sächsische Treue zum jetzigen erlaucheten Träger der Krone, zu unserm König Franz Josef I.<sup>58</sup>

Teutsch zeichnet nicht nur das Bild einer väterlichen und stets schützenden Beziehung Franz Josephs zu den Siebenbürger Sachsen seit der Revolution 1848, er beschönigt auch sonst die siebenbürgische Geschichte der vorigen sieben Jahrzehnte. Thema und Zweck seiner Rede – die Stärkung der Loyalität des Volkes gegenüber dem König, und durch ihn an den Staat – lassen einen Einfluss der Budapester Regierung vermuten, sich in die Flut der Rundschreiben und Loyalitätsadressen einzugliedern, wie von kirchlichen und politischen Führern verlangt wurde.<sup>59</sup> Die Lektüre der siebenbürgisch-sächsischen Presse und eines Teils der zeitgenössischen Korrespondenz der kirchlichen und politischen Führer der Sachsen, insbesondere nach 1876, bestärkt diese Vermutung.

Diese Quellen zeigen deutlich eine ganz andere Beziehung der Siebenbürger Sachsen zum Kaiser in Wien: In der allgemeinen Wahrnehmung hatte der Habsburgische Herrscher sie in den Händen der aggressiven Vereinheitlichungs- und Magyarisierungspolitik der Budapester Regierung im Stich gelassen. Aus diesem Grund orientierten sich die Führer der Siebenbürger Sachsen vor allem nach der deutschen Vereinigung und der Proklamation Wilhelms I. als Kaiser in Pa-

---

<sup>58</sup> TEUTSCH 1915, S. 12.

<sup>59</sup> Die Budapester Regierung verlangte von allen Kirchenwürdenträgern, dass sie vor ihrer Bestätigung (die Bischöfe und Metropolen wurden von der jeweiligen Kirchenversammlung gewählt, benötigten aber eine Anerkennung oder Bestätigung von der Regierung bzw. dem Kaiser) einen geheimen Treueid unterschrieben, wo schwarz auf weiß geschrieben stand, dass sie sich immer loyal dem Kaiser, der Regierung und der Doppelmonarchie gegenüber verhalten werden. Sie verpflichteten sich insbesondere, in Kriesenmomenten Rundschreiben an den Klerus und die Gläubigen zu verschicken, die deren Loyalität zur Dynastie stärken sollten.

ris stärker zu diesem hin, zu dem sie sich enger verbunden fühlten<sup>60</sup>; nicht nur durch die Zugehörigkeit zur gleichen deutschen Ethnie und Sprache, sondern auch durch das gleiche protestantisch-evangelischen Glaubensbekenntnis. Teutsch besteht deswegen auf der bedingungslosen Loyalität der Sachsen gegenüber dem „Herrscher und Vaterland“, wofür man bereit sein sollte, „jedes Opfer zu bringen, um die Zukunft zu sichern“.<sup>61</sup>

Die brennende Rede des Bischofs, leidenschaftlich und auf seiner Auffassung der Geschichte basierend, scheint die gewünschte Wirkung gehabt zu haben, denn der Verleger erwähnt in einem Hinweis am Ende der Broschüre, dass „die ganze Versammlung in der Kirche sich erhob und sang *Gott erhalte, Gott beschütze* – also die populäre und offizielle Hymne der Habsburgermonarchie zwischen 1826–1918, nach dem Text von Lorenz Haschka und der Musik von Joseph Haydn.

Die Führer der Evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen führten also auf der Ebene der öffentlichen und offiziellen Reden, gesprochen und gedruckt, eine heftige Kampagne für Loyalität gegenüber dem habsburgischen Kaiserhaus und dem österreich-ungarischen Vaterland, indem sie die Kriegserklärung als gerecht und notwendig darstellten. Dabei hofften sie auf einen Sieg, der den inneren Zusammenhalt des Staates stärken und die Bedeutung der Donaumonarchie erhöhen würde. Sie sahen es offenbar als ihre aus der Vergangenheit resultierende Pflicht an, dem Thron Treue zu beweisen.

---

<sup>60</sup> BÖRNER, Karl Heinz: Kaiser Wilhelm I., 1797 bis 1888. Deutscher Kaiser und König von Preussen: eine Biographie. Berlin: Pahl-Rugenstein Verlag 1984.

<sup>61</sup> TEUTSCH 1915, S. 14.

## **Anhang**

**Bischof Dr. Friedrich Teutsch:**

***Treue zum Herrscherhaus. Eine Ansprache***

Der Mensch hat nichts so eigen,  
So wohl steht ihm nichts an,  
Als daß er Treu erzeugen  
Und Freundschaft halten kann.

Wer aus der Poesie der Völker die Lieder sammeln wollte, die zum Preis der Treue gesungen worden sind, er becäme einen wunderbaren Strauß unverweltlicher Blüten zusammen, denn kaum ein Anderes hat auf die Seele des Volkes, obs in jugendlichem Alter vor allem an Männerkampf und Waffenklang sich erfreute oder auf höheren Stufen der Entwicklung daneben die Treue auf anderen Gebieten suchte, einen solchen Eindruck gemacht als die Treue bis zum Tode.

Aber gewaltiger als alle Poesie neuer und alter Zeit ist das Leben das, was es an Taten vollendeter Treue bietet. Vor allem ist das, was wir tief ergriffenen Herzens jetzt erleben, ein hohes Lied der Treue. Es war doch ein Großes und Gewaltiges, was wir jetzt erfahren haben, daß in demselben Augenblick, wo die halbe Welt als Beschützer der serbischen Königsmörder unsere Monarchie in einen schweren Krieg verwickelte, der deutsche Kaiser und das deutsche Volk, eingedenk des Bündnisses, das sie an uns bindet, in rechter Niebelungentreue sich unserm König und seinen Völkern an die Seite stellten – ich hatte einen Kameraden, einen besseren findest du nicht!

Es ist dieses aber nur dadurch möglich geworden, daß der Gedanke der Treue in den einzelnen Herzen lebendig ist, vor allem die Treue gegen den Herrscher, der hier als Repräsentant der Gemeinschaft erscheint, wie anders als einst in Frankreich, wo es hieß: „der Staat bin ich“, während diese Treue den deutschen Grundsatz loht: „Der Fürst ist der erste Diener des Staates“.

Das ursprüngliche Treuverhältnis zwischen Volk und König ist ein durchaus persönliches gewesen. Der Fürst kannte den Einzelnen, der Einzelne den Fürsten, vielleicht waren sie zusammen aufgewachsen, hatten sich gemeinsam an Taten erfreut, sie gehörten zusammen. Es liegt ein Ideal in solchem Zusammenhang, aber heut nur möglich in kleinsten Staaten, wo die Gefahr nicht ausgeschlossen ist, daß dabei „Dörchläuchting“ von der Höhe des Throns ganz in die Mitte der Untertanen steigt. Aber ob der König dem Einzelnen näher oder ferner steht, an ihm, an seiner persönlichen Tüchtigkeit wächst der Einzelne, und Bestes von des Königs eigenem Wesen geht in die über, die zu ihm aufsehen. Aber dazu muß ein Anderes hinzukommen, die Übereinstimmung in den Meinungen, in den Zielen. Es ist ein freundlicher Gedanke, daß in Ungarn im mittelalterlichen Latein und im staatsrechtlichen Sprachgebrauch *corona* nicht allein Krone, Königtum, sondern auch das Reich bedeutet, das im König verkörpert ist, den Staat!

Das führt mitten hinein in unsere Geschichte, an deren Anfang die Inschrift auf dem alten Spiegel der Hermannstädter Provinz steht: „*ad retinendam coronam*“, sie bezeichnet die Aufgabe, zu der wir hierher gerufen worden sind: zum Schutz des Königs und des Reichs.

Das bezeichnet von vorn herein Treuverhältnis. Nicht umsonst deutet die Sage die gekreuzten Schwerter im sächsischen Wappen. Als unsere Väter in das Land gekommen waren, da stießen sie zwei Schwerter kreuzweis in die Erde und schwuren über ihnen dem König und dem Land Treue. Es liegt eine tiefe Symbolik darin. Über den Schwertern wurde der Treuschwur geleistet, die Treue ließ sich nur mit dem Schwert verteidigen, es sollte eine inhaltreiche Kampf- und Leidensgeschichte werden und dann wieder bezeichneten die Schwerter das Gericht, es sollte ein Kampf ums Recht werden, eine Geschichte voll Treue um Treue!

Auch hier ist es zunächst ein persönliches Verhältnis gewesen, in dem die Dankbarkeit gegen die Arpaden mitsprach, aus deren Geschlecht Geisa II. stammte, der die Sachsen in die neue Heimat gerufen hatte. Aber das Verhältnis wurde bald zu einem sachlichen. Beide Teile erkannten, daß die Einwanderung ebenso dem Lande Nutzen brachte, wie sie den Einwanderern die Möglichkeit freier Entwicklung bot.

Sie haben dem Land den freien Bürger- und Bauernstand gebracht, Burgen gebaut und das Land urbar gemacht, Bildung und Gesittung hier heimisch gemacht, gewiß um zunächst die eigne Entwicklung zu stützen, in arbeitssamer Gegenwart die Zukunft zu sichern, aber diese Arbeit stand im Dienst des Landes, im Dienst des Königs. So stehn neben einander die ehrenden Worte König Ludwigs, die er an die Sachsen 1370 richtete, als sie zum Schutz der Grenze die Landskrone gebaut hatten: sie seien diejenigen Bürger seines Reichs, auf deren Kraft die Sicherheit der Grenze wie auf festen Säulen ruhe und deren unwandelbare Treue die Erfahrung fortwährend rühmlich bewähre, wie die Hermannstädter Provinz schon 1351 an ihn geschrieben „mit voller Unterwerfung unter die königl[iche] Befehle und mit der ganzen Standhaftigkeit stetiger Treue“ – und die anerkennenden Worte des Königs Mathias, um andrer zu geschweigen, wie die Sachsen das Reich mit Städten und Dörfern geziert und vergrößert und diese, wie ihre Tapferkeit, des Landes Kraft, Stütze und Vormauer seien (1468).

Mit der Schlacht bei Mohatsch (1526) beginnt ein neuer Abschnitt in unserer Geschichte, wie in der Ungarns und es beginnt zugleich die dauernde Verbindung des Hauses Habsburg mit diesen Ländern.

Als Johann Zapolya von dem Land auf den Schild erhoben wurde, da haben auch die Sachsen, in der Treue, die sie dem Land verband, zunächst mit ihm gehalten. Als das Land als solches sich von ihm lossagte, haben sie das gleiche getan, und von dem Augenblick, wo sie dem Haus Habsburg den Treueid geleistet, hat sie hinfort das Wort geführt. Schuld und Ehre der Völker muß nach den Taten ihrer Führer beurteilt werden und wer sie als Maßstab nimmt, wird zugeben müssen, daß auch in unseren kleinen Verhältnissen Großes geleistet worden ist. Im 200jährigen Kampf für das Haus Habsburg hat unser Volksstamm sein Bestes geleistet, die geistlich-sittlichen und die materiellen Kräfte in die Wagschale geworfen und Alles getan, um dem erlauchten Herrschergeschlecht hier die Krone zu sichern, weil sie darin die Bürgschaft sahen für den Anschluß dieses Landes an das Abendland und die deutsche Kultur, die uralte Frage für diese Länder, die im gewaltigen Krieg, der jetzt die Welt bewegt, in so großer Weise wie noch nie vor das lebende Geschlecht gestellt wurde.

Es kann nicht Aufgabe dieser kurzen Abendstunde sein, auch nur in kürzesten Zügen die ganze Vergangenheit und Gegenwart hier zu zeichnen, aber es führt eine gewaltige Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart, deren Pfeiler auf der einen Seite Pemfflinger und Huët, auf der andern Harteneck und Brukenenthal sind – und sie stehen auf dem Fels der Treue.

Pemfflinger ist ein Schwabe von Geburt gewesen, nicht ganz der Mann, den unserer frühere Forschung in ihm gesehen, aber die Volksanschauung hat ihn zu der Höhe gehoben, weil er eine Sehnsucht jenes Geschlechtes in sich verkörpert hat, die Anerkennung des Hauses Habsburg in diesen Landen, um die der schwere Kampf im 16. Jahrhundert tobte, und der die Prägung auf der Hermannstädter Münze (1551) Ausdruck gab: „sub umbra alarum tuarum protege nos“, beschütz uns unter dem Schatten deiner Flügel, mit Beziehung auf den Doppeladler, das alte Wappen des Hauses. Es ist heut noch ergreifend, wenn man die alten pergamentenen Rechnungen aus dem National-Archiv, „deren wir mit ganzen Laden voll haben“, aufschlägt und darin liest, was jenes arme Geschlecht um der Treue willen gelitten und geleistet – aber wo hat die Treue jemals nach Opfern gefragt? Hier sammeln sie ein Fähnlein Soldaten „gegen unsre und des ganzen Reiches Feinde“, dort stellen sie Büchschenschützen „zur Verfolgung und Ausrottung Johannis, der sich König nenne“, Pemfflinger selbst legte für seinen Herrn 20.000 Gulden aus und schonte, nach Ferdinands Wort in seinem Dienst „weder Hab noch Gut, weder Gesundheit noch selbst das Leben“. Die sächsischen Orte wurden verwüstet, ihre Habe ein Raub der Flammen und des Feindes, die befestigten Kirchen und Burgen mußten Belagerungen, hier und dort auch Übergabe und Plünderung aushalten, Pemfflinger ging zuletzt selbst, um zu den zahllosen tröstenden Worten endlich die rettende Tat zu holen, nach Ungarn, „ich bin wie ein Vogel und habe nicht wo ich mein altersmüdes Haupt hinlegen soll“, schreibt er an Ferdinand und im Februar 1537 „ich erwarte nichts mehr und wenn etwas kommt, wird es zu spät sein, denn inzwischen kann es der Tod vollenden“. Wenig später ist er in der Fremde gestorben „sein Grab kennt Niemand mehr“, – ein Opfer der

Treue. In diese Kirche ist lange Zeit eine Gedenktafel gehangen, die das Volk auf ihn deutete:

„Schirmer des Rechts war er und des Bösen eifrigster Gegner,  
Teuer den Besten stets – nie niedrigem Geize ergeben“.

Im selben Jahr, da Pemfflinger starb, ward Albert Huet geboren, bestimmt die Fahne aufzunehmen, die jener einst getragen hatte, auch er von 1577 an Träger des Amtes, das Pemfflinger bekleidete, Hermannstädter Königsrichter und Komes der Sachsen.

Er hat weiter ausgegriffen als sein Vorgänger. Auch zu seiner Zeit war die große Frage des Landes der Anschluß an das Abendland, der in der Anerkennung des habsburgischen Throns verkörpert war, aber daneben galt es, die Reformation, die die Sachsen angenommen hatten, in Leben umzusetzen, auf allen Gebieten die neuen geistigen und sittlichen Kräfte, die sie gebracht, Taten schaffen zu lassen. Und das ist nun das Herzerhebende, wie es nicht bloß bei Huet sondern bei allen unsern führenden Männern sich zeigt, die Treue, die im Herzen lebendig ist, schafft nicht nur Taten nach einer Seite, sie befähigt die starke Manneskraft, sich in dem Dienst des Volkes auch auf andern Gebieten zu bewähren. Bei Allen wird die Treue zur bewußten Tat, zur Heimatsliebe, zum Kampf ums Recht. „Dieweil ich guter deutscher Nation bin – konnte Huet an den Kaiser schreiben – und dem k[aiserlichen] Hof von Jugend treulich gedient, habe ich mich beschliessen, Euer Majestät aufrichtig zu dienen, davon ich gesonnen, auch hinfür nicht abzulassen. Wie das Weiße im österreichischen roten Schild in der Mitte ist, also ist die Lauterkeit in meinem Herzen gegen Eure Majestät in allen Sachen“ (1593). Derselbe Mann, der in Pflicht seines Amtes als oberster Heerführer der Sachsen in den Krieg zog und nach dem Bericht der Zeitgenossen „nicht achtete der um und über ihn fliegenden Kugeln“, wußte die Lebensgrundlagen des sächsischen Volkes zu stärken, indem er sie fester und tiefer legte.

Die Grundlagen und die Formen bürgerlicher Arbeit in unsern Städten sind damals die Zünfte gewesen. Jene Zeit hat Neuordnungen für alle geschaffen und sie haben alle mit einander nicht nur die



zünftige Arbeit im Auge gehabt, sondern das was diese allein tüchtig machen kann, Kenntnisse, Zuverlässigkeit, Treue in der Arbeit. Huets Beziehungen und seine Aufgaben reichten von dem Kaiserhof in Wien und dem polnischen Königshof bis zur hohen Pforte in Konstantinopel, aber es war ihm nicht zu gering, Anteil zu nehmen an der Schaffung neuer Gesetze für das Gymnasium hier, nach deren Abschluß er im neu eingerichteten Auditorium eine Rede hielt über das Thema: Die Schule eine Pflanzstätte des Gemeinwesens. Und als er starb, schenkte er nicht nur eine reiche Gabe an Geld der Anstalt, sondern auch seine wertvolle Bibliothek, von der ein Rest heut noch vorhanden ist. Vor allem ihm ists zu verdanken, daß „der Sachsen Eigen-Landrecht“ damals geschaffen wurde, in sofern eine der bedeutendsten Taten der Vergangenheit, weil das gemeinsame Recht, das nun die Sachsen umschloß, der feste Reif war, der sie unlösbar zusammenhielt. Dadurch waren die einzelnen Ansiedlungen zuerst in nähere Verbindung getreten, daß sie das gleiche Recht sich erwarben, nun schuf das Gesetz, das alle Fragen des Lebens regelte, eine neue Einheit, die es erst recht ermöglichte, die Macht der Treue auf allen Gebieten in die Wagschale zu werfen. Schon die Zeitgenossen haben den vollen Wert dieser schöpferischen Tat erkannt und Bal. Wagner, der große Freund des Honterus, hat prophetisch sie gepriesen, da er dem Handbuch des bürgerlichen Rechtes, das Honterus zusammengestellt, und das ein Vorläufer des Eigen-Landrechtes ist, den poetischen Liedergruß vorausschickte:

Sieh, da sorgtet ihr bald voll treuen Sinns, daß den Städten  
 Werde der schirmende Wall, der im Gesetz besteht,  
 Daß auch das Recht sich in Geist des neuen Lebens erneue.  
 Unserm Glauben nicht mehr dohend mit feindlichem Sinn,  
 Und wie eine Kirche die sieben Burgen umschließe,  
 Ein gemeinsam Gesetz schützend die Treuen erfreu!

Es ist nicht zu viel gesagt, die Reformation fand hierin erst ihren Abschluß, nun war sie gesichert für die Zukunft. Die Zeitgenossen hatten Recht, wenn sie Albert Huet auf seinem Grabstein den großen

Sachsengrafen nannten und die Inschrift, einst hier in der Kirche, von ihm kündete:

Hieher begrub das Haus Huet den teuersten der Söhne –  
Aber dem Tode fern lebt er im Lichte des Ruhms.

Angesichts der Treue der Sachsen zum Herrscherhaus und zur evang[elischen] Kirche urteilte damals ein Jesuit über sie (1585): Diese Germano-Sachsen in Siebenbürgen sind von allen Völkern in Ungarn am geeignetesten zur Treue, sie sind härter als Stein und unbeweglicher wie der Felsen. Und als Rudolf II. nach langem Kampf für kurze Zeit Siebenbürgen unter seinen Szepter bekam, da schrieb er an die Sachsen (4. November 1600): „Sobald wir erfahren, daß Siebenbürgen wieder unter unsere Botmäßigkeit zurückgeführt sei, haben wir für unsere erste Pflicht gehalten, vor allem zu Euch ein Wort der Ermutigung zu sprechen, die Ihr nach Herkunft und Sprache und was mehr ist als Alles, nach angestammter Reinheit der Gesinnung Deutsche d. i. unseres Blutes seid. Unsere Räte und Untergeordnete haben uns mitgeteilt, wie eifrig Ihr zu jeder Zeit gewesen, uns Eure Treue zu bewähren... Daher haben wir dem Führer unserer Truppen und unsern Räten befohlen, in allem besondere Rücksicht auf Euch zu nehmen, und lassen es uns angelegen sein, daß Euch die Treue, mit der Ihr uns ergeben seid, nicht gereue!“.

Solche Treue, die in der Tiefe der Seele wurzelt und den ganzen Menschen erfüllt, sie kann auch zum Gegensatz führen und zwar da, wo die Handlung des Andern nicht nur mit der eigenen Überzeugung im Widerspruch steht, sondern vor allem auch dem Ganzen zu schaden droht, dem doch zuletzt beide dienen, Herrscher und Volk. Das kann bisweilen tragische Konflikte geben. Auch wir haben sie erlebt. Es war im Jahre 1625, Gabr[iel] Bethlen Fürst von Siebenbürgen. Da hatten ihm seine Räte eingeredet, es werde ein festeres Band zwischen den einzelnen Völkerschaften im Lande sich knüpfen, wenn diese nicht mehr getrennt, sondern in sächsischen Städten zusammen wohnten und so beschloß der Landtag in Weißenburg, es solle hinfort dem Adel und den Seklern freistehen, in den sächsischen Städten

Häuser zu kaufen. Die Sachsen sahen darin nicht nur eine Verletzung des Rechts, sondern sie sahen ihre Zukunft bedroht, denn wenn Jene sich in den sächsischen Städten niederließen, dann wollten sie nicht nur dort hausen und leben, sondern nach ihrem Recht leben, der Adel keine Steuern zahlen, beide sich dem sächsischen Gericht nicht stellen, nicht nur die „Ein- und Reinigkeit des Volkes“ ging verloren, auch die Landstandschaft, die politische Stellung stand auf dem Spiel. Darum beschloß die Nationsuniversität zum Fürsten zu ziehen und „im Fall mit Bitt nichts konnt erhalten werden – erzählt der Schäßburger Ratsschreiber Zach. Filkenius, der mit dabei war – sollt man auch ein Summam Geld bieten neben Aufweisung der Privilegien. Im Fall aber auch dasselbe nicht helfen wollt, sollte man Extrema tentieren (das Äußerste versuchen) und neben den Privilegiis Gut, Blut und Alles aufsetzen bis auf den letzten Tropfen und es in Gottes Namen wagen“. Und so fuhren sie nach Weißenburg in 20 Kutschen und baten um Audienz, die der Fürst erschreckt sofort gewährte. Als er hörte, um was es sich handelte, entschuldigte er sich: der Adel sei schuld an dem Beschluß. „Gott soll mich aus dieser Stelle nicht führen, falls ich die Vernichtung eurer Freibriefe im Sinne führe. Hab ich doch, was mein ist durch Euch; mein Hemd, meinen Dolman, meine Kleider, meine Schuhe kauft Ihr, mit Essen und Trinken erhaltet Ihr mich“. Der Kanzler aber, wohl um die Sachsen in Verlegenheit zu bringen, fragte: warum sie sich so offenbarlich zur Rebellion geschickt und wie sie solches entschuldigten? Da antwortete der Königsrichter von Hermannstadt: „Mit unserer Treue!“

Das Recht war gerettet, der Fürst ließ ab vom Beschluß.

Wie sehr die Treue zum Fürsten von selbst zur Treue für Volk und Vaterland wurde und zu bewußten Opfern führte, das zeigt das ergreifende Schicksal des Hermannstädter Königsrichters Joh[annes] Lutsch.

Das Land stand, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, wieder einmal in schwerem Kampf um sein Dasein. Die Türken waren die Herren im Lande, dem Fürsten trauten sie nicht mehr, der Tribut war nicht mehr zu erschwingem, als Geisel dafür nahmen sie den sächsischen Königsrichter und schickten ihn nach Konstantinopel. Nicht daß er

die Pflicht erfüllte, sondern wie ers tat, ist das Bedeutsame. Als er gegen den Willen seiner Hausfrau aufbrach – sein Haus stand auf dem großen Ring, wo jetzt das Reissenfelssche Haus steht – da überlegte er: wir leben nicht uns, sondern Gott, dem Vaterland und den Freunden und in Ausführung seines Wahlspruchs: „Süß und ehrenvoll ist's sterben für's Vaterland“, zauderte er keinen Augenblick, zu gehen, obwohl voll böser Ahnungen. Er ist in Konstantinopel 1661 gestorben, auch sein Grab ist unbekannt, aber die Zeitgenossen fühlten und wir mit ihnen, was für eine stärkende Macht ein solches Heldentum der Treue in sich birgt.

Drei Jahre nach seinem Tod wurde der Mann geboren, der – auch nicht aus unserm Blut, aber mit uns verwachsen, als ob seine Wiege hier gestanden – bestimmt war, als ein Repräsentant sächsischen Wesens unsere Treue zu tragischer Höhe zu führen, Joh[annes] Zabanius, Sachs von Harteneck. Ihm war vergönnt, nicht nur zu erleben wofür viele Geschlechter wie es schien umsonst ihr Blut vergossen hatten, sondern es selbst mit herbei zu führen, den Übergang Siebenbürgens unter das Haus Habsburg (1691).

Wie energisch und eindrucksvoll muß doch das deutsche Leben inmitten des sächsischen Volkes auch damals gewesen sein, daß der fremde Mann, dessen Vater um seines Glaubens willen aus Ungarn vertrieben wurde, hier nicht nur einwurzelte, sondern ein Vorkämpfer auf verschiedenen Lebensgebieten, ein Führer sondergleichen wurde. Zuerst, indem er die Treue zum Herrscherhaus in seiner Person verkörperte. Es war – nach namenlosen Opfern – gelungen, an Stelle der türkischen Oberhoheit die des Hauses Habsburg in Siebenbürgen zu setzen, nun sollte unter dem Szepter europäischer Kultur ein neues Leben hier erstehen. Das Leopoldinische Diplom vom 4. Dezember 1691 hatte dem Land die Grundlage weiterer Entwicklung gegeben, indem es die alten Rechtsgrundlagen bestätigt hatte, aber es mußte den alten Formen vielfach neues Leben gegeben werden und es gab der Sachsen Feinde so unendlich viele, die magyarische Partei, die in ihnen das deutsche Wesen bekämpfte, die adlige, die den Bürger nicht achten mochte, den sie nicht verstand, die katholische, die den Protestanten haßte. All dem gegenüber faßte Harteneck das politische Glau-

bensbekenntnis seines Volkes in das Wort: „Wir kennen nächst Gott in der Welt keinen andern Trost als denjenigen, welchen wir bei unserm, seit unzählbaren Jahren sehnlich erwünschten deutschen Landesfürsten suchen und zu finden hoffen“. In langem Aufenthalt in Wien als Vertreter der Sachsen suchte er für dieses arme, vielbedrückte Volk Verständnis und Freunde zu erwerben. „Eure Majestät werden nicht zugeben – sprach er zum Kaiser – daß der sächsische Stand dem Untergang entgegengeführt und das deutsche Gedächtnis in Siebenbürgen ausgelöscht werde“. Und der Kaiser durfte ihm erwidern: „Sie können ihre Prinzipalen versichern, daß ich auf Ihre Nation immer ein besonderes Absehen haben und nicht gestatten werde, daß sie unterdrückt werde oder fallen möge“.

Die Treue zum Herrscher nahm hier nun einen neuen Zug an, der in dieser Größe noch nie bei uns zu Tage getreten. Wenn die Treue zum Herrscherhaus Taten erzeugen sollte, dann mußte das sächsische Volk gerade unter den schweren Verhältnissen der Zeit innerlich stark gemacht werden, um der Aufgabe gewachsen zu sein. Harteneck erkannte mit scharfem Blick wie viel Krankes und Schwaches und Absterbendes im Volk vorhanden sei, die traurigen Folgen eines fast 300-jährigen Krieges zeigten sich auf allen Gebieten, aber gerade darum sollte an Stelle des Schwachen neues Starkes gesetzt werden, das erst recht imstande sei, die Treue in Taten umzusetzen. Vor allem sollte die führende Schichte des Volkes umgewandelt werden, die Beamten, die seine Leitung in der Hand hatten. Der vielhundertjährige Kampf, der das Land heimgesucht hatte, hatte gerade auch unter den Beamten verwüstend gewirkt. Sie hatten gelernt, nach oben sich zu ducken und nach unten das Volk zu drücken. Vergebens hatte schon ein Jahrhundert früher (1613) die sächsische Nationsuniversität Beschlüsse gegen ihre Selbstsucht und gegen die Gewissenlosigkeit gefaßt, mit der sie sich zu bereichern bestrebt waren und die Rechte und Freiheiten des Volkes beiseite schoben. Mit eisernem Besen sollten sie weggefegt werden und Menschen an ihre Stelle kommen, die das Herz auf dem rechten Fleck, Ehre und Wohlfahrt des Volkes als eigne Ehre ansahen und bereit waren, den eignen Nutzen hinter den des Volkes zu setzen.

Hartenecks tragisches Schicksal ist bekannt. Er fiel gegen die mächtige Verbindung, die alle Parteien gegen ihn zusammenfaßte und wurde des Hochverrates angeklagt, er, der mit stolz erhobenem Haupt von sich sagen konnte: „Gott und mein Gewissen sind Zeugen, daß in meinen Adern kein einziger Tropfen Blut rollt, dem die Treue gegen meinen durchlauchtigsten Herrscher mangelt.“ Als sein Haupt auf dem großen Ring in Hermannstadt gefallen war (5. Dezember 1703), konnte das Volk nicht glauben, daß ihm nicht Gnade zu teil geworden und erzählte, der Bote von Wien sei vor den Toren aufgehalten worden bis das Haupt gefallen. Uns tuts weh, daß die Volksgenossen ihn im Stich gelassen haben, aber an der mit dem Tod bezahlten Treue erhebt sich unser Herz auch heute.

Und was sollen wir von Brukenthal sagen, dem treuen Eckart seines Volkes, der in einer Zeit, wo es selbst nicht imstande war, sein Recht und seine Freiheit zu verteidigen, ihm Schild und Speer war, bis es sich soweit erholt hatte, den Kampf selbst wieder aufzunehmen? Damals stand Alles auf dem Spiel. Das freie Sachsenland sollte ein höriger Boden des Staates werden, die großen Gemeindeländer, die allein auch dem einzelnen Bauern ein Auskommen ermöglichen, als Herrngut eingezogen werden, die politische Stellung des sächsischen Volkes als des gleichberechtigten Landstandes vernichtet werden, das evang[elische] Bekenntnis der alten Rechte und der Freiheit der Religionsübung beraubt werden. Da hatte Brukenthal den Mut, das Festhalten an alle dem, was dem Volk teuer war, die Treue zu seinen heiligsten Lebensgütern geradezu als Wahlspruch aufzustellen, daß Jeder, Freund und Feind, von vorne herein wußte, woran er mit ihm war: Ich will meinem Glauben und Volkstum treu bleiben!

Wie wußte er diese Treue zu vereinigen mit der Treue zum Herrscherhaus, zu Maria Theresia. Je tiefer wir in dieses einzigartige Verhältnis des Staatsmannes zu Herrscherin hineinsehen, um so mehr nötigt es Bewunderung ab. Hier die hochgemute Frau, erfüllt von der Aufgabe, für ihre Völker zu denken und zu sorgen, eine warmfühlende geistvolle Natur, dort der Mann, der aus kleinen Verhältnissen zur höchsten Höhe gestiegen war, ohne die innere Bescheidenheit zu verlieren, bereit, für den kleinen Mann zu sorgen, den er aus eigner

Anschauung kannte und für den großen Staat, der zum ersten Mal in dieser Größe auch in den Gesichtskreis unseres Volkes trat, beide aber getragen von dem Gedanken der Pflicht und der Verantwortung für ihr Tun und Lassen. Die unbedingte Treue zur Herrscherin fand ihren schönsten Ausdruck in der unbedingten Wahrhaftigkeit des dienenden Staatsmannes gegen seine Herrin. Sie verlangte Wahrheit von ihm und er gab sie ihr und so wuchs das gegenseitige Vertrauen. Sie sprach es einmal aus, daß sie wisse, wie viele Feinde Brukenthal habe, weil sie ihm vertraue. In wunderbarer Weise wußte er den „allerhöchsten Dienst“ mit den Pflichten gegen das eigene Volk zu vereinigen und wie er sein Volk für jenen neu erzog und durch selbstlose Pflichterfüllung dabei voranging, so konnte er der Kaiserin einmal schreiben: „Ein Volk, das immer zu fürchten hat, ist nicht glücklich. Wenn es aber dazu gebracht wird, daß es sich selbst verachtet, wegwirft und keinen Wert mehr auf sich legt, ist es wahrhaft unglücklich“. Daß es den eigenen Wert erkannte, es ist nicht das letzte, was es Brukenthal verdankt.

Wenn ich diese Deichhauptmannsarbeit ansehe, die er geleistet, durch immer neue Schutzwehren, die er aufrichtete, durch Stärkung der alten, sein Volk zu schützen und in solch bewußter Tat die Liebe zur Heimat zu stärken, dann höre ich die herrliche Ballade von Douglas – wir freuen uns heute, daß das kein Engländer, sondern ein Schotte ist –, zu dem sein König das Wort sprach: Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat so liebt wie Du!

So ist ein reiches Erbe gewesen, das unsere Zeit aus der Vergangenheit und unsre Väter von den Vorfahren übernahmen, da wir es ihnen gleich zu tun versuchten in der Treue zum Herrscherhaus. Denn Alles, was solcher Treue Inhalt gibt, das zeichnet die sächsische Treue zum jetzigen erlauchten Träger der Krone, zu unserm König Franz Joseph I.

Zunächst der persönliche Einschlag. Der erlauchte Herr hat es uns nie vergessen, daß wir bei seiner Thronbesteigung in stürmischer Zeit ohne Wanken an seiner Seite gestanden, wie das erste Wort, das er zu uns redete, ein Wort der Anerkennung für unsere Treue war. Mas Manifest vom 21. Dezember 1848 „An unser treues Sachsenvolk“ trug sie an der Stirne: „Als Wir beim Antritt Unsrer Regierung alle, un-

ter Unsrer kaiserlichen Krone vereinigten Völker überblickten, war es Unserm Herzen wohltuend und hat Uns hohen Trost gewährt, in einer Zeit, wo jene heiligen Bande der Treue und Anhänglichkeit der Völker an den Thron vielfachen Versuchungen ausgesetzt und die Begriffe von Freiheit und Unabhängigkeit zur Verwirrung der Gemüter mißbraucht wurden, die hohe Ausopferung zu erkennen, mit welcher Ihr bereitwillig Haus und Hof, Werkstätte und Pflug verlassen und mit freudiger Hingebung von Gut und Blut die Waffen ergriffen habt, um den seit Jahrhunderten bestehenden Bau der Gesamtmonarchie, ihre Einheit und Kraft, so wie die Rechte unseres kaiserlichen Hauses in dem Augenblick drohender Gefahr zu stützen und zu schirmen. Thron und Staat, für die Ihr gekämpft, werden Euch die verdiente Anerkennung zollen und die Bürgschaften zu schätzen wissen, welche Eure von unsern Ahnen oft belobte Tapferkeit, Ausdauer und Treue, vornehmlich aber Euer Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit und der vernünftige Gebrauch der unter Euch heimisch gewordenen Freiheit, für den Glanz der Krone und den Bestand des Staates gewähren“. Und niemals ist an höchster Stelle vergessen worden, daß unser Volk aus seiner Armut, wie jetzt vor hundert Jahren im Jahr 1813 und 1815, so 1848 die „sächsischen Jäger“ aufstellte, die voll Mut und Begeisterung für das Vaterland und für den Landesfürsten in den Kampf zogen!

Es ist uns nicht immer leicht gemacht worden, im Lauf der letzten zwei Menschenalter uns einzufügen in neue Verhältnisse. Neue Aufgaben brachte die neue Zeit, wir sahen mehr als einmal Güter, die wir für die höchsten halten müssen, bedroht und meinten, uns wehren und jene verteidigen zu müssen – und doch ist es uns gelungen, Staatstreue und Königstreue stets miteinander zu vereinigen. Lange Jahre haben wir darunter gelitten, daß wir die Empfindung hatten, als umfasse uns das Vaterland nicht mit gleicher Liebe wie andere, aber die Treue nach der einen und andern Seite, wurzelnd in einer leidenschaftlichen Heimatliebe, war nie erschüttert und sie erlaubte uns in entscheidenden Augenblicken stets ein offenes Wort auch der höchsten Stelle gegenüber, an der mehr als einmal Fürsten geklagt haben, daß sie so selten die Wahrheit zu hören bekämen. Wir danken unserm König, das er sie, wenn wir sie sagten, huldvoll entgegennahm! Wir haben dankba-



ren Herzens nie vergessen, was wir Ihm, unserm höchsten irdischen Schutzherrn zu danken haben. Es hieße unsere ganze Geschichte der letzten Menschenalter ausrollen, der schwersten Kämpfe gedenken, wenn es hier dargestellt werden sollte. Ihm danken wir vor allem die Möglichkeit, daß unsre Kirchenverfassung in der freien Art aufgebaut und durchgeführt werden konnte, wie wir sie jetzt haben, daß bei der Erschütterung der politischen Verhältnisse, wo die alten Formen des politischen Bestandes wankten und zuletzt zusammenfielen, in die Kirche sich retten konnte, was an nationalen und geistigen Gütern unser Eigentum und unser Erbe war. Ihm und seinem erhabenen Schutz verdanken wir zuletzt, daß wir als eigen geartete Volkspersönlichkeit den schweren Sturm der Jahre überstanden haben.

Als jetzt der Aufruf des Königs erschien, in seiner einfachen Wahrfähigkeit und mit dem persönlichen Bekenntnis des auf der Höhe menschlichen Alters angelangten Mannes, wie er gehofft, die Jahre, die ihm Gott noch schenke, im Frieden zu erleben, da lohnte die Treue zum Herrscher und zum Vaterland in hellen Flammen auch in uns auf, wir emphanen in einer nie erlebten Stärke, wie unzerreißbar wir mit all unserm Fühlen und Denken, mit dem ganzen Leben und Dasein in diesem Vaterland verankert sind –

„hier sind die starken Wurzeln deiner kraft,  
dort in der fremden Welt stehst du allein,  
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt“.

Dem Volksgemüt wird immer, in aufgeregten Zeiten mehr noch wie in ruhigen, das Vaterland im Herrscher personifiziert erscheinen. Im Treueid, den das Heer dem Herscher leistet, ist die Treue zum Vaterland mit eingeschlossen.

Mir stehen in diesem Augenblick zwei Erlebnisse vor der Seele, in denen unsers Königs freundliche Gesinnung und seine Huld uns gegenüber sich spiegeln. Als Se[ine] Majestät im Jahre 1876, nach langer Pause, wieder einmal in Hermannstadt war, besuchte er auch dieses Gotteshaus, erfreute sich an dem alten Bild im Chor und den alten Grabsteinen in der neuen Kirche und sprach im Anschluß an die Ein-

zelheiten aus unserer Geschichte, die Bischof G[eorg] D[aniel] Teutsch ihm erzählte, seine Verwunderung darüber aus, wie dieser Volkstamm hier deutsch geblieben sei und beim Abschied auf dem Bahnhof zum Bischof: „Es freut mich, daß ich den guten altsächsischen Geist hier gefunden habe“, worauf der Bischof dankend erwiderte: „Gott segne Eure Majestät auch dafür“. Und als am 11. Januar 1907 Se[ine] Majestät die Gnade hatte, mich nach Ablegung des Treueides zu empfangen, sprach der erlauchte Herr: „Ich habe den Sachsen viel zu danken. Ich kenne ihre Treue und Anhänglichkeit und so solls bleiben!“

Ja, so solls bleiben! Und das um so mehr, weil wir damit in den großen Wettstreit des vielsprachigen Österreich-Ungarn eintreten, wo bei Ausbruch des Krieges jeder Volksstamm dem andern es zuvortun wollte in edler Hingabe an den Herrscher und an das Vaterland, bereit jedes Opfer zu bringen, um die Zukunft zu sichern.

Nicht nur große Menschen, auch gewaltige Ereignisse tragen ein Zeitalter auf eine höhere Stufe der Menschheit hinauf. Wir spüren in diesen Tagen, daß die ewige Welt in unsre Endlichkeit sichtbarer als sonst hereinragt und uns selbst zu höherem Dasein emporhebt.

Ein Teil der höhern Welt zeigt sich in der Treue, die wir jetzt erleben. Sie wird gemehrt und geadelt durch die verehrungswürdige Persönlichkeit unseres erlauchten Königs, über den auch das Leid seine dunkeln Schleier gebreitet hat und der gerade auch durch solches seinen Völkern nahgerückt ist – nichts Menschliches ist ihm fremd geblieben. Als vor wenigen Jahren der Krieg drohend sein Haupt erhob, da sagte er zu seinen Ratgebern: machen Sie Frieden, Sie haben noch niemals einen Krieg erlebt. Und jetzt, wo ein unerhörter Krieg, der uns aufgezwungen wurde mit seinem Jammer und seiner Not durch die Lande geht, da mags ihm zu Mut sein, wie dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen vor hundert Jahren, da er einen Major nach seinen zwei Söhnen fragte und die Antwort erhielt: „Es geht ihnen gut, Majestät; sie sind beide für Eure Majestät gefallen“. Da wandte der König erschüttert sich ab: „Nicht für mich, nicht für mich, wer könnte das ertragen? Sie starben für das Vaterland“. Die höchste Treue ist auch für uns jetzt: um der Treue willen sterben können. Gott, der die Geschichte der Völker in gerechten Händen wägt, lohne die Treue der

Millionen, die bereit sind, für König und Vaterland ihr Leben in die Schanze zu schlagen, die Treue der vielen Tausende, die mit dem Tode ihre Treue besiegeln, mit einem Siege und einem Frieden, der solcher Opfer wert ist!

Wir aber beugen uns voll Ehrfurcht vor der Hoheit unseres Königs:

Deiner Landeswappen und Fahnen Pracht  
Leuchtet wie lodernde Flammen,  
Dein Haar, das Kummer weiß gemacht,  
Überschimmert sie alle zusammen.  
Alle Kaiserpracht, die von Vätern Dir kam,  
Muß ganz verblassen und schweigen  
Neben dem großen Kaisergram,  
Der ganz Dein eigenstes Eigen...  
So frostig steil empor wie Du  
Stieg nie ein Lebensjäger  
Dir viel das Herbstes und Hellste zu,  
Du Kronen- und Kreuzesträger.  
Wo hat an Glanz und Gram ein Mann  
Zugleich so viel getragen?  
Wir schweigen und beten die Gottheit an,  
Die Dich gekrönt und geschlagen!

## Literaturverzeichnis

- ABRUDAN, Mircea-Gheorghe: Primul Război Mondial reflectat în istoriografia și memorialistica sașilor ardeleni. In: BOLOVAN, Ioan; COJOCARU, Gheorghe; TĂMAȘ, Oana Mihaela [Hg.]: Primul Război Mondial. Perspectivă istorică și istoriografie, Cluj-Napoca: Academia Română, Centrul de Studii Transilvane/Presă Universitară Clujeană 2015.
- ANDREI, Mirela: Românii ardeleni și împăratul austriac. Avatarurile mitului „bunului împărat” de la sfârșitul secolului al XVIII-lea la perioada postpașoptistă. In: Revista Bistriței. XV, 2001.

- ARAD, Lily: The crown of Jerusalem: Franz Joseph's Dream of an ideal empire. Jerusalem: Spectrum 2012.
- ARMBRUSTER, Adolf: Hundert Jahre Geschichtsschreibung. In: SCHUSTER, Oskar [Hg.]: Epoche der Entscheidungen. Die Siebenbürger Sachsen im 20. Jahrhundert. Köln/Wien: Böhlau Verlag 1983.
- BEYER, Hans: Geschichtsbewusstsein und Nationalprogramm der Siebenbürger Sachsen. In: PHILIPPI, Paul [Hg.]: Studien zur Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert. Köln/Graz: Böhlau Verlag 1967.
- Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft 1991.
- BINDER, Ludwig: Georg Daniel und Friedrich Teutsch als Historiker. In: Forschungen zur Volks- und Landeskunde. 21, 1978 (2).
- BLED, Jean-Paul: Franz Joseph. Der letzte Monarch der alten Schule. Ins Deutsche übertragen von Marie-Therese Pitner und Daniela Homan. Wien/Graz: Böhlau Verlag 1988.
- BOLOVAN, Ioan: Primul Război Mondial și realitățile demografice din Transilvania. Familie, moralitate și raporturi de gen. Cluj-Napoca: Editura Școala Ardeleană 2015.
- BÖRNER, Karl Heinz: Kaiser Wilhelm I. 1797 bis 1888. Deutscher Kaiser und König von Preussen: eine Biographie. Berlin: Pahl-Rugenstein Verlag 1984.
- BREMM, Klaus-Jürgen: Propaganda im Ersten Weltkrieg. Darmstadt: Theiss Verlag 2013.
- BUD, Alexandru-Bogdan: Limitele loialității dinastice: Iosif al II-lea și românii din Transilvania în Epoca Modernă. Cluj-Napoca: Academia Română/Centrul de Studii Transilvane 2015.
- BUXBAUM, Elisabeth: Des Kaisers Literaten. Kriegspropaganda zwischen 1914 und 1918. Wien: Ed. Steinbauer 2014.
- CIOBANU, Vasile: Contribuții la cunoașterea istoriei sașilor transilvăneni 1918–1944. Sibiu: Hora Verlag 2001.
- CIOBANU, Vasile: Germanii din România în anii 1918–1919. Sibiu: Editura Honterus 2013.
- DEMM, Eberhard: Ostpolitik und Propaganda im Ersten Weltkrieg. Frankfurt a. M./Wien: Peter Lang 2002.

- DICKINGER, Christian: Franz Joseph I. Die Entmythisierung. Wien: Ueberreuter Verlag 2001.
- DIN, Petre: Mitul lui Iosif al II-lea în sensibilitatea colectivă a românilor ardeleni. Cluj-Napoca: Napoca Star Verlag 2001.
- DIN, Petre: Mitul bunului împărat în sensibilitatea colectivă a românilor din Transilvania în secolul al XVIII-lea. Cluj-Napoca: Napoca Star 2003.
- DRIMMEL, Heinrich: Franz Joseph. Biographie einer Epoche. 3. Auflage. München/Wien: Amaltea Verlag 1992.
- EISENBURGER, Eduard: Friedrich Teutsch. In: DROTLEFF, Dieter [Hg.]: Taten und Gestalten. Bilder aus der Vergangenheit der Rumäniendeutschen. Band II. Hermannstadt: Hora Verlag 2002.
- EYCK, Erich: Bismarck und das deutsche Reich. Stuttgart: Eugen Rentsch Verlag 1955.
- FEDRIGOTTI, Anton Bossi: Kaiser Franz Joseph I. und seine Zeit. Zürich/München: Ringier Verlag 1978.
- FEICHTINGER, Josef: Kämpfen für das Heiligste. Tiroler Stimmen zum Ersten Weltkrieg. Bozen: Raetia Verlag 2013.
- GÖLLNER, Carl: Adof Schullerus. Sein Leben und Wirken in Wort und Bild. Bukarest: Kriterion Verlag 1986.
- HIRSCHFELD, Gerhard; KRUMEICH, Gerd; RENZ, Irina [Hg.]: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Erneut aktualisierte und erweiterte Studienausgabe. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2014.
- DROTLEFF, Josef [Hg.]: Kalender des Siebenbürger Volksfreundes für das Jahr 1917. Hermannstadt: Druck & Verlag Joseph Drotleff.
- Kirchliche Blätter. VI. Jahrgang. Hermannstadt: 1914.
- Kirchliche Blätter. VIII. Jahrgang. Hermannstadt: 1916.
- KLEIN, Christoph: Die Beichte in der evangelisch-sächsischen Kirche Siebenbürgens. Göttingen: Verlag Vandenhoeck und Ruprecht 1980.
- KLEIN, Karl Kurt: Sachsenbischof Friedrich Teutsch. In: Südostdeutsche Heimatblätter. 2, 1953.
- LEONHARD, Jörn: Die Büchse der Pandora: Geschichte des Ersten Weltkriegs. München: Beck Verlag 2014.
- MAGRIS, Claudio: Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2000.

- MITU, Sorin; GRÄF, Rudolf: Europa und die Vereinigten Staaten von Amerika. Innenpolitik, Internationale Konflikte und Beziehungen. Klausenburg: International Book Access 2009.
- MÖCKEL, Andreas: Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein bei den Siebenbürger Sachsen. In PHILIPPI, Paul [Hg.]: Studien zur Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert. Köln/Graz: Böhlau Verlag 1967.
- NEAMȚU, Tudor Valentin: Propagandă și cenzură în Transilvania „Marelui Război“. In: MACAVEI, Anamaria; POP, Roxana Dorina [Hg.]: Scrieri pe alese... Lucrările Conferinței Naționale O filă de istorie: om, societate, cultură în secolele XVII-XXI. Cluj-Napoca: Presa Universitară Clujeană 2012.
- PIPER, Ernst: Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs. Berlin: List Taschenbuch 2014.
- RAUCHENSTEINER, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2013.
- RETENWANDER, Mathias: Der Krieg als Seelsorge. Katholische Kirche und Kriegsfrömmigkeit in Tirol im Ersten Weltkrieg. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2005.
- ROTH, Erich: Geschichte des Gottesdienstes der Siebenbürger Sachsen. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht Verlag, 1954.
- RUMPLER, Helmut: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Wien: Carl Ueberreuter Verlag 2005.
- SCHULLER, G. A.: Bischof D. Friedrich Teutsch. In: Die evang. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen mit den angeschlossenen evang. Kirchenverbänden Altrumänien, Banat, Beßarabien, Bukowina, Ungarisches Dekanat. Festschrift herausgegeben vom Institut für Grenz- und Auslandsdeutschtum an der Universität Marburg. Jena: Verlag von Gustav Fischer 1923.
- SCHULLER, Richard: Der siebenbürgisch-sächsische Pfarrer. Eine Kulturgeschichte. Nachdruck der Ausgabe Schäßburg 1930. Als Festgabe für Paul Philippi zum 80. Geburtstag im Auftrag des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde herausgegeben und mit einer Einführung sowie Registern versehen von Ulrich A. Wien. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2003.

- SIGERIUS, Emil [Hg.]: Aus der Rumänenzeit. Ein Gedenkbuch an sturm- bewegte Tage. Zugunsten der siebenbürgisch-sächsischen Kriegswit- wen und -waisen. Hermannstadt: Druck und Verlag von Joseph Drot- leff 1917.
- SPEK, Rudolf: Bibliographie Friedrich Teutsch. In: Archiv des Vereins für die Siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge, Band 47, 1933.
- Statistisches Jahrbuch der evangelischen Landeskirche A. B. im Gross- fürstenthum Siebenbürgen. XI. Jahrgang. Hermannstadt 1911.
- STEINBERG, Jonathan: Bismarck: A life. New York: Oxford University Press 2011.
- TEUTSCH, Friedrich: Treue zum Herrscherhaus. Eine Ansprache. Her- mannstadt: Joseph Drotleff 1915.
- TEUTSCH, Friedrich: Georg Daniel Teutsch. Geschichte seines Lebens. Hermannstadt: Druck und Verlag von W. Krafft 1909.
- TEUTSCH, Friedrich: Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsi- sche Volk. Band I, II, III, IV. Hermannstadt: Drotleff Verlag 1899–1926.
- TEUTSCH, Friedrich: Geschichte der evangelischen Kirche in Siebenbü- rgen. Band I. 1150–1599. Band II. 1700–1917. Hermannstadt: W. Krafft Verlag 1921–1922.
- TEUTSCH, Friedrich: Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Ge- genwart. Leipzig: Verlag von K. F. Roehler 1916.
- TEUTSCH, Friedrich [Hg.]: Mit Gott für König und Vaterland! Zum Geleit ins Feld. Hermannstadt: W. Krafft Verlag 1914.
- TORREY, Glenn E.: The Romanian Battlefront in World War I. Kansas: University Press of Kansas 2012.
- WHEATCROFT, Andrew: Habsburgii. Personificarea unui imperiu. Bucu- rești: Editura Vivaldi 2003.
- WINTER, Jay [Hg.]: The Cambridge History of the First World War. Vol. I–III. Cambridge: Cambridge University Press 2014.

# Lucian Boias Perspektive auf den ersten Weltkrieg in deutscher Übersetzung: ein Vergleich

Susanne TEUTSCH

Anhand der Historiographie des Ersten Weltkriegs lässt sich gut dokumentieren, wie sich gemeinsame Krisen gemeinsam besser verarbeiten lassen und welche Herausforderungen damit verbunden sind. Für die vielen national und ideologisch unterschiedlich geprägten Stimmen, die noch dazu verschiedene Sprachen sprechen, einen gemeinsamen Kanon zu finden, braucht Zeit und Engagement. Bis es etwa zu der Veröffentlichung des von den Historikern Jean-Jacques Becker und Gerd Krumeich aus deutsch-französischer Perspektive gemeinschaftlich verfassten Werkes *La Grande guerre. Une histoire franco-allemande* (Paris: Tallandier 2008) / *Der große Krieg. Deutschland und Frankreich 1914–1918* (Essen: Klartext-Verlag 2010) kam, mussten fast 100 Jahre vergehen. Die vielen Perspektiven auf den Krieg, die nationale Sichtweisen und Traditionen widerspiegeln, wurden und werden dabei immer durch das Gewicht der einzelnen Stimmen beeinflusst – und dabei spielt besonders im Fall von Übersetzungen der globalisierte Buchmarkt eine entscheidende Rolle.

Als sich um das Jahr 2014 der Beginn des Ersten Weltkrieges für viele Länder in Europa zum 100. Mal jährte, gab das Anlass für eine Reihe von Neuerscheinungen und Übersetzungen zu diesem Thema. Neben Bestsellern aus dem anglophonen Raum, wie Christopher Clarks *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, wurden auch Bücher aus im deutschen Sprachraum weniger bekannten Literaturen, wie der rumänischen, übersetzt. Als Beispiel dafür soll Lucian Boias Werk *Germanofilii* in seiner deutschen Übersetzung *Die Germanophilen* in dieser Analyse den zentralen Bezugspunkt darstellen. In diesem Werk und für sein Verständnis spielt die Entwicklung des Geschichtsdiskurses eine wichtige Rolle, denn Lucian Boias Perspektive ist das Produkt vorangegangener Spannungen. Es baut auf diesen auf, weshalb deren Kenntnis auch Voraussetzung für die Rezeption des Buches ist. Er geht davon aus, dass die Sichtweise, dass Rumäni-



ens Elite eher zum Anschluss an Frankreich und die Entente tendierte, so nicht haltbar sei, wie bisher behauptet. Dafür präsentiert er eine Reihe an einflussreichen ‚germanophilen‘ Persönlichkeiten, mit dem Ziel, der rumänischen Geschichtsschreibung eine neue Stimme hinzuzufügen. Die Frage ist nun, ob die deutsche Übersetzung, die nicht von der Kenntnis eines spezifisch rumänischen Diskurses seitens der LeserInnen ausgehen kann, in dem größeren Kontext deutschsprachiger Geschichtsschreibung ebenso funktioniert und wie sich die Funktion des Textes dadurch verschiebt. Um das Werk im deutschsprachigen Raum zu positionieren, ist deswegen die Ausgangs- und Zielsituation im Kontext des Buchmarkts und der Transfer von einer zur anderen von großer Bedeutung.

Der literarische Markt als Feld im Sinne Pierre Bourdieus ist durch Machtverhältnisse organisiert; die AutorInnen und Texte definieren sich durch ihre unterschiedlichen zentralen bzw. peripheren Positionen und sind miteinander durch ein Netz an Beziehungen wie Herrschaft oder Unterordnung, Entsprechung oder Widerspruch verbunden. Die Werteinheit wird bei Bourdieu durch die verschiedenen Kapitalsorten dargestellt, wie ökonomisches, soziales, kulturelles und symbolisches Kapital, die sich auch untereinander übertragen lassen. Die Herrschenden bestimmen die Legitimität innerhalb des Feldes, diese ist aber immer umstritten und kann in Frage gestellt werden. Norbert Bachleitner fasst das folgendermaßen zusammen;

Schließlich ist zu unterstreichen, dass die durch die Parameter dominant – dominiert gebildete Struktur der Kräfteverhältnisse zwischen Sprachen bzw. Literaturen nicht starr, sondern dynamisch und veränderbar ist; periphere Literaturen besitzen das Potential, die Zentren zu subvertieren.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> BACHLEITNER, Norbert; WOLF, Michaela: Einleitung. Zur soziologischen Erforschung der literarischen Übersetzung im deutschsprachigen Raum. In: Dies. [Hg.]: Streifzüge im translatrischen Feld. Zur Soziologie der literarischen Übersetzung im deutschsprachigen Raum. Wien: LIT Verlag 2010, S. 7–33, S. 9.

So gibt es nach Bourdieu auch kein transhistorisches Gesetz, das die Verhältnisse zwischen den Feldern festlegt,<sup>2</sup> selbst wenn man davon ausgehen kann, dass heute beispielsweise in Industrienationen die Wirkung des ökonomischen Feldes besonders stark ist. Die prägende Struktur ist demnach immer das Ergebnis einer permanenten Auseinandersetzung. Dadurch wird auch die Dimension der Geschichte eingefügt, die in jedem einzelnen Feld als interne Dynamik präsent ist. Den Vorteil im Feldbegriff sieht Bourdieu darin, dass man bei jedem Feld die Grenzen und den Zusammenhang mit den anderen Feldern neu bestimmen muss. Die Felder der Kulturproduktion stehen im Besonderen unter dem Einfluss zweier Hierarchisierungsprinzipien: Dem heteronomen Prinzip, das die ökonomischen und politischen Faktoren betrifft, und dem autonomen Prinzip, bei dem die Priorität der künstlerischen Form und der ästhetischen Gestaltung betont wird, wie es beispielsweise von der *L'art pour l'art*-Strömung vertreten wurde.<sup>3</sup> Von dem Kräfteverhältnis dieser Prinzipien hängen schlussendlich die Bedingungen ab, unter denen Kultur produziert wird.

Und Bourdieu weist immer wieder darauf hin, dass das Machtfeld durch materielle Ressourcen und politische Entscheidungen die Bedingungen im Feld der kulturellen Produktion von außen entscheidend beeinflussen kann. Er denkt diese Eingriffe nicht als direkte administrative oder zensurpolitische Durchgriffe (obwohl auch Versuche in diese Richtung immer wieder unternommen werden), sondern eher im Sinn einer Beeinflussung der Rahmenbedingungen, unter denen das Spiel im kulturellen Feld gespielt wird.<sup>4</sup>

Bei der Betrachtung der unterschiedlichen Bedingungen kultureller Produktion in verschiedenen Ländern wird diese Einflussnahme deutlich durch staatliche Investitionen und Subventionen, aber auch

---

<sup>2</sup> Vgl.: BOURDIEU, Pierre: *Die Regeln der Kunst*. Aus dem Französischen übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2014, S. 449–489.

<sup>3</sup> Vgl. ebda., S. 344.

<sup>4</sup> Vgl.: MÜLLER, Hans-Peter: *Pierre Bourdieu*. Berlin: Suhrkamp 2014, S. 215.

durch die direkten Eingriffe der Politik durch die Schaffung von mit großer Macht ausgestatteten staatlichen Institutionen. In Rumänien hatten etwa ab den 1950er Jahren der Staatsverlag oder die Zensurbehörde vor allem eine einschränkende Wirkung auf die Autonomie des Kulturbetriebs. Ein weiteres Beispiel dafür sind Tabus, wie etwa das kommunistische Regime in den Jahren nach 1989 in Rumänien oder der Opfermythos in Österreich, der die Thematisierung der Verantwortlichkeit für die Verbrechen während des Nationalsozialismus lange Zeit verhinderte.

Ebenso wie die anderen Felder ist auch das translatorische Feld hierarchisch strukturiert, die Verhältnisse definieren sich über das kapitale Gewicht der einzelnen Sprachen. Über ihre Position im globalen Feld der Literatur entscheidet nicht nur die quantitative Dominanz und das ökonomische Kapital, sondern auch das symbolische Kapital, das einer hohen Autonomie entspricht, die eine Sprache bzw. Literatur erworben hat. Durch die Übertragung in eine andere Sprache eignen sich das Werk und der Autor immer eine neue Position an, die durch die neue Sprache und den Kontext bestimmt wird und dadurch seine Ausgangsposition beeinflusst: „[...] die Übersetzung ist daher immer auf mehreren Ebenen ein asymmetrisch strukturierter Austauschvorgang.“<sup>5</sup> Je nach Position wird zwischen dominanten/zentralen Sprachen und dominierten/peripheren Sprachräumen unterschieden, wobei die weltweiten Übersetzungsströme von den zentralen zu den peripheren Sprachräumen verlaufen.<sup>6</sup>

Das bedeutet, dass aus dominanten Sprachen sehr viel übersetzt wird, diese sich aber ihrerseits gegenüber anderen Sprachen verschließen, wohingegen dominierte Sprachen offener auf Einflüsse von außen reagieren. Laut einer Studie des Budapest Observatory, die auf den Aufzeichnungen des Index Translationum aus den Jahren 1990–2005 basiert, machen in den USA und England Übersetzungen weniger als 5% der jährlichen Neuerscheinungen aus, während Überset-

---

<sup>5</sup> BACHLEITNER; WOLF 2010, S. 7f.

<sup>6</sup> Ebda., S. 8.

zungen aus dem Englischen weltweit den Markt anführen.<sup>7</sup> In den meisten europäischen Ländern stammen 40–60% der Übersetzungen aus dem Englischen, in den Niederlanden sind es sogar über 70%.<sup>8</sup> Während die Anzahl der weltweiten Übersetzungen in den letzten Jahren anstieg, schrumpft gleichzeitig die Bandbreite an Sprachen. Wenige zentrale Sprachen dominieren den Übersetzungsmarkt zunehmend und lassen somit die hierarchischen Verhältnisse auf dem literarischen Weltmarkt erkennen. Die Orientierung an kommerziellen Gesichtspunkten führt demnach zu einer Verringerung der Diversität.

Das Deutsche nimmt durch seinen verhältnismäßig großen Buchmarkt eine wichtige Stellung im internationalen Vergleich ein. Zwar ist die Übersetzungstätigkeit bezogen auf die Gesamttitelproduktion nicht sehr hoch, in absoluten Zahlen liegt Deutschland jedoch bei der Übersetzungsproduktion im globalen Spitzenfeld. Von 73.863 Titeln Erstauflagen lag der Anteil der Übersetzungen 2014 bei 13,5%,<sup>9</sup> wovon wiederum 65% aus dem Englischen, 10,1% aus dem Französischen und 6,8% aus dem Japanischen den größten Anteil einnehmen. Die Übersetzung ins Deutsche, die Intraduktion, wird durch Deutschland selbst wenig gefördert, da der Markt stark genug ist, ein breites Angebot zu erzeugen. Es lassen sich jedoch Maßnahmen beobachten, die zu einer Verringerung der Asymmetrien führen sollen, wie das ‚Übersetzungsförderungsprogramm für Belletristik aus den Ländern Mittel- und Osteuropas‘ oder die verschiedenen Programme des Goethe Instituts, die auch die Extraduktion fördern.<sup>10</sup> In Europa ist Deutsch hinter Englisch und Französisch mit etwa 2500–3000 Belletristik-Titeln jährlich die dritthäufigste Sprache, in die übersetzt wird.<sup>11</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. BÜCHLER, Alexandra [Hg.]: Publishing Translations in Europe. Trends 1990–2005. Prepared by Budapest Observatory. Wales: Aberystwyth University 2011. <http://www.lit-across-frontiers.org/wp-content/uploads/2013/03/Publishing-Translations-in-Europe-Trends-1990—2005.pdf> (02.03.2016).

<sup>8</sup> Vgl. ebda.

<sup>9</sup> Vgl. Börsenverein des deutschen Buchhandels. [http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Übersetzungen\\_Erstauflage\\_final.pdf](http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Übersetzungen_Erstauflage_final.pdf) (02.03.2016).

<sup>10</sup> Goethe Institut, <https://www.goethe.de/de/kul/lit/ser/lit.html> (27.02.2016).

<sup>11</sup> Vgl. BÜCHLER 2011.

Mit dieser relativen Dominanz kann eine Übersetzung ins Deutsche nicht nur zum Zuwachs von ökonomischem Gewinn führen, sondern auch zum Erwerb von symbolischem Kapital.

Die Übersetzung in eine dominante Sprache bedeutet mehr oder weniger großen ökonomischen Gewinn für Autor/in und Verleger/in der Übersetzungsvorlage, zugleich aber auch einen Zuwachs an Prestige für ein Werk – in Bourdieus Terminologie stellt sie einen Akt der Konsekration, der Anerkennung der peripheren Literatur dar [...]. Andererseits können auch die aufnehmende Sprache bzw. Literatur und die an der Übersetzung beteiligten Akteure und Akteurinnen Gewinn an ökonomischen und/oder symbolischem Kapital aus ihr ziehen, wenn sie sich z.B. später als innovativ erweist [...].<sup>12</sup>

Übersetzungen aus peripheren Sprachen, d.h. aus denen wenig übersetzt wird, die aber selbst offen für Übersetzungen sind, versprechen a priori wenig kommerziellen Erfolg und sind daher meist auf Institutionen oder das Engagement einzelner Vermittlungspersonen angewiesen. Diese kennen durch ihre Expertise das innovative literarische Potential und setzen sich oft aus persönlichen Gründen, wie einer besonderen Beziehung zur Ausgangs- bzw. Zielkultur, für diese Nischenliteratur ein.<sup>13</sup> Diese wichtige Funktion kommt dabei in vielen Fällen den ÜbersetzerInnen zu, die, gemeinsam mit den anderen am Vermittlungsprozess beteiligten AkteurInnen, von den Verlagen bis hin zum Lesepublikum, für die Positionierung der Übersetzung im Feld der Zielliteratur verantwortlich sind. Sie arbeiten zwar am direktesten mit dem Text, werden von Bachleitner und Wolf aber wegen ihres schlechten sozialen Status' und des geringen ökonomischen Verdienstes als „schwächste Glieder in der translatorischen Verarbei-

---

<sup>12</sup> BACHLEITNER; WOLF 2010, S. 11.

<sup>13</sup> Bei dominanten Sprachen ist die Aufgabe der Vermittlung stärker an Agenturen oder Verlage gebunden: „Etwa 70 bis 80% der Übersetzungen aus dem Englischen werden heute durch Agenturen vermittelt.“ Ebda., S. 23.

tungskette“<sup>14</sup> bezeichnet. Dabei unterscheiden sie zwischen hauptberuflichen und „Auch-ÜbersetzerInnen“, die nicht auf den Verdienst angewiesen sind, häufig im Bildungssystem verankert oder selbst schriftstellerisch tätig sind. Sie können in vielen Fällen selbst bestimmen, was sie übersetzen und haben eher einen philologischen als einen praktischen Zugang zur Arbeitsweise.

Bemerkenswert im speziellen Fall der rumänisch-deutschen Kulturvermittlung ist die Tatsache, dass viele ÜbersetzerInnen Angehörige der deutschen Minderheit in Rumänien sind, meist zweisprachig aufgewachsen und dadurch einerseits besonders gut mit den literarischen Inhalten bzw. sprachlichen Eigenheiten vertraut, andererseits dadurch auch andere Voraussetzungen mitbringen als deutschsprachige Leser aus Deutschland, Österreich oder der Schweiz. Das erste auf Deutsch erschienene Werk Lucian Boias, *Istorie și mit în conștiința românească*<sup>15</sup>, das 2003 im Böhlau Verlag mit dem Titel *Geschichte und Mythos. Über die Gegenwart des Vergangenen in der rumänischen Geschichte* publiziert wurde, lässt sich in diesem Kontext situieren. Als Übersetzerin fungierte die aus Siebenbürgen stammende Journalistin Annemarie Weber. Sie arbeitete im Auftrag des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde, der die Reihe *Studia Transylvanica* herausgibt. Julia Richter schreibt in ihrer Analyse zu ebendieser Übersetzung, dass der Text eine sehr unterschiedliche Wirkung auf den deutschsprachigen Leser habe, je nachdem, ob er in einer emotionalen Verbindung zur deutschen Minderheit in Rumänien stehe oder nicht. Das rumänische Original hatte für große Affekte in Rumänien gesorgt und Richter kritisiert, dass die Übersetzung in dieser ‚Interpretationsvariante‘ übersetzt wurde, die nur für einen Leser, dem der rumänische Kontext vertraut ist, verständlich ist.<sup>16</sup> In Zusammenhang damit schreibt sie, dass dabei die Aussagekraft des Textes für das breite Publikum verloren ginge und dem Text seine Wissenschaftlichkeit abhanden komme:

---

<sup>14</sup> Vgl. ebda., S. 14.

<sup>15</sup> Erschienen 1997 im Humanitas Verlag in Bukarest.

<sup>16</sup> Vgl. RICHTER, Julia: Kohärenz und Übersetzungskritik. Lucian Boias Analyse des rumänischen Geschichtsdiskurses in deutscher Übersetzung. Berlin: Frank und Timme 2010, S. 118.

Sowohl die Struktur seines Textes, die im Original durch Klarheit besticht, als auch seine Modelle und Verweise auf andere Theorien sind teilweise bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Mit der Kenntnis der Theorien des rumänischen Originals und einem fundierten Wissen über Boias Herangehensweise im Allgemeinen kann der Text in der Rezeption bis zu einem gewissen Grad ‚repariert‘ werden, allerdings funktioniert dies nicht bei dem ‚breiteren Publikum [...]‘.<sup>17</sup>

### Lucian Boias *Die Germanophilen* und der historische Diskurs

Der Historiker Lucian Boia nimmt in Rumänien eine besondere Rolle im Geschichtsdiskurs ein, der seit 1989 ein sehr vielstimmiger ist. Unter dem kommunistischen Regime politisch instrumentalisiert und eindimensionalisiert, formierte sich ab Mitte der 1990er Jahre unter anderem eine Gruppe von Historikern, die dekonstruktivistisch die Geschichte Rumäniens aufzuarbeiten begann. Lucian Boia gilt als einer der bekanntesten Vertreter dieser Strömung. Ein Großteil seiner Werke, allen voran das bereits erwähnte *Istorie și mit în conștiința românească*, setzt sich mit der Art und Weise auseinander, in der historische Thematiken gesellschaftlich und politisch eingesetzt und auch manipuliert wurden und werden.<sup>18</sup> Seine Arbeiten haben aber nicht nur die Vergangenheit zum Gegenstand, sondern beziehen sich auch auf bestehende Verhältnisse; Institutionen, wie die Rumänische Akademie, Fakultäten, und jene Strukturen, die von politischer Abhängigkeit der Einrichtungen geprägt sind bzw. durch ihre konservative Ausrichtung die Forschung in alternativen Bereichen blockieren.<sup>19</sup> Seine Kritik richtet sich dann konkret gegen zeitgenössische Histori-

---

<sup>17</sup> RICHTER 2010, S. 120.

<sup>18</sup> Vgl. MURGESCU, Mirela-Luminița: Rumänische Historiographie und Geschichtsbilder. In: KAHL, Thede; METZELTIN, Michael: Rumänien. Wien, Berlin: LIT Verlag 2006, S. 313–325, S. 322.

<sup>19</sup> Vgl. BOIA, Lucian: Romanian Historiography after 1989. In: IVANŠEVIĆ, Alojz (Hg.): Klio ohne Fesseln? Historiographie im östlichen Europa nach dem Zusammenbruch des Kommunismus. Wien u.a.: Lang 2002, S. 499–505, S. 499f.

ker, wenn er als Ursache für die seiner Meinung nach mangelnde Auseinandersetzung mit dem Kommunismus anführt: „The greater part of those historians who specialise in recent history were trained in the pre-1989 spirit, and they seem to be in no hurry to proceed with an analysis of the Communist regime.“<sup>20</sup> Das größte Problem sieht er nicht in der Auslassung historischer Details, sondern im Fehlen einer allgemeinen Reinterpretation der rumänischen Geschichte, wofür er wieder einen Großteil der Historiker verantwortlich macht: „It would appear that few historians have been aware of the need for this conceptual revision.“<sup>21</sup>

Boias Grundgedanke, die Geschichte neu aufzuarbeiten, ist zwar eine Thematik, mit der sich viele Länder Mittel- und Osteuropas in den Jahren nach 1989 auseinander setzten mussten und müssen,<sup>22</sup> wird aber von einigen Historikern auch dezidiert abgelehnt. Boias Hinterfragen, seine Zerlegung geschichtlicher Zusammenhänge und seine direkten Angriffe auf prominente Historiker gaben ihm lange Zeit eine Randstellung im historischen Diskurs und lösten einige kontroverse Debatten aus. So schreiben etwa Gerhard Baumgartner und Armin Heinen davon, dass Boia lange Zeit beruflich marginalisiert wurde<sup>23</sup> und Mirela-Luminița Murgescu meint, dass seine dekonstruktivistische Arbeitsweise zwar „[...] in diversen kulturellen Kreisen auf positive Resonanz stieß, [...] es jedoch die meisten Historiker ab[lehnten].“<sup>24</sup>

Inzwischen ist Boia allerdings in der Populärwissenschaft und bei einem breiten rumänischen Publikum angekommen. Er argumentiert sachlich und gibt seine Quellen an, ohne dabei auf einen leicht les-

---

<sup>20</sup> BOIA 2002, S. 502.

<sup>21</sup> Ebda., S. 503.

<sup>22</sup> Vgl. BAUMGARTNER, Gerhard: Editorial. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 10, 1999 (Heft 2), S. 181–182, S. 181.

<sup>23</sup> Vgl. ebda., HEINEN, Armin: Neuere rumänische Geschichtsschreibung. In: SCHIPPEL, Larisa: Im Dialog: Rumänistik im deutschsprachigen Raum. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang Verlag 2004, S. 389–396.

<sup>24</sup> Vgl. MURGESCU 2006, S. 322.



baren, auch als ‚flapsig‘ bezeichneten Stil zu verzichten.<sup>25</sup> Die meisten seiner Bücher sind außerdem in Taschenbuchformat erschienen, wodurch sie finanziell leistbar sind. Sein größter Erfolg *Istorie și mit în conștiința românească* wurde bereits innerhalb der ersten zwei Jahre nach dem Erscheinen viermal aufgelegt und war neuntausendmal verkauft worden.<sup>26</sup> Sein Erfolg in Rumänien beruht zum großen Teil auf seiner progressiven Arbeitsweise, dem damit verbundenen Überraschungseffekt und den Kontroversen, die sein Werk ausgelöst hat.<sup>27</sup> Auch *Germanofilii* baut auf diesem innovativen Potential auf, wie es bereits auf dem Klappentext ankündigt wird:

Lucian Boia, cu bine-cunoscutul său stil și desfășurând o demonstrație fără cusur, risipește o altă iluzie întreținută de istorici și acceptă ca un adevăr: credința că ar fi existat în anii Primul Război Mondial, în ciuda câtorva opinii divergente, îndeosebi în rândul oamenilor politici, o cvasiunanimitate în jurul „idealul național“, în sensul intrării României în conflict, împotriva Austria/Ungariei, pentru eliberare Transilvaniei.<sup>28</sup>

Ebenfalls daraus zu lesen ist, dass Boia inzwischen ein bekannter Autor ist und seinen Platz im Diskurs erhalten hat. Das bedeutet aber auch, dass die Reaktionen auf seine Texte nicht mehr so emotional

<sup>25</sup> Vgl. dazu etwa: KÜHRER-WIELACH, Florian: Und wenn die Mittelmächte gesiegt hätten? Lucian Boias „Germanophile“ hinterfragt die nationale Meistererzählung. In: Deutsch-Rumänische Hefte 2015 (Heft 2), S. 37.

<sup>26</sup> Vgl. RICHTER 2010, S. 42.

<sup>27</sup> Detailliert geht er auf die Reaktionen auf sein Buch *Istorie și mit în conștiința românească* in dessen Vorwort zur zweiten Auflage ein, vgl. BOIA, Lucian: *Istorie și mit în conștiința românească*. Bukarest: Humanitas 2011, S. 13–15.

<sup>28</sup> BOIA, Lucian: *Germanofilii*. Bukarest: Humanitas 2014.

„Mit seinem bekannten Stil vertreibt Lucian Boia in einer einwandfreien Dokumentation eine weitere von Historikern gepflegte Illusion, die als Wahrheit akzeptiert wurde: Den Glauben, dass es im Ersten Weltkrieg trotz einiger, vor allem in der Politik unterschiedlich vertretenden Ansichten, ein einstimmiges ‚nationales Ideal‘ gegeben hätte, das den Kriegs-Eintritt Rumäniens mit dem Motiv der Befreiung Transilvaniens und gegen Österreich-Ungarn argumentiert.“ Übersetzung ins Deutsche von Susanne Teutsch.

sind und der Überraschungseffekt abnimmt. Im bourdieuschen Sinn ist er auf dem rumänischen literarischen Feld jedenfalls ein kapitalstarker Akteur geworden, er ist bekannt und seine Bücher verkaufen sich gut. Ein weiteres Zeichen für das Gewicht seines symbolischen Kapitals ist seine Übersetzung in dominante Sprachen, wie dem Englischen, Französischen und schließlich auch dem Deutschen, und die Rezeption im Ausland.

Boias Rezeption im Ausland musste durch den sich unterscheidenden historischen Diskurskontext anders verlaufen als in Rumänien. Bei der Rezeption im französischen und englischen Sprachraum half ihm, dass er relativ früh in diesen Sprachen publizieren konnte. Auf Französisch bereits Anfang der 1980er Jahre zu Jules und Michel Verne;<sup>29</sup> auf Englisch etwas später, als er als Chefredakteur der mehrbändigen Werke *Great Historians from Antiquity to 1800: An International Dictionary* (1989) und *Great Historians of the Modern Age: An International Dictionary* (1991) in Erscheinung trat. Die erste Übersetzung ins Englische erfolgte bereits 1977 mit *Relationships between Romanians, Czechs and Slovaks: (1848–1914)*, übertragen von Sanda Mihailescu und wurde in der Editura Academiei Republicii Socialiste România veröffentlicht. Ins Französische wurde er 1987 mit *L'exploration imaginaire de l'espace* zum ersten Mal übersetzt. Daran sieht man, dass Boia in Frankreich zunächst vor allem mit seinen literaturwissenschaftlichen Studien zum Imaginären und zur (Science Fiction-) Literatur bekannt wurde, im englischsprachigen Raum jedoch stärker als Historiker wahrgenommen wurde. Bis heute ist in beiden Sprachen eine breite Auswahl seiner Werke erschienen. Sein Ankommen im deutschen Sprachraum dauerte etwas länger; 1999 erschien mit dem Artikel „Eintritt nach Europa“<sup>30</sup> das erste Mal ein Text von ihm auf Deutsch. Er beruht auf dem

---

<sup>29</sup> Vgl. z.B.: BOIA, Lucian: L'utopie vernienne. In: *Synthesis, bulletin du Comité national de littérature comparée de la République socialiste de Roumanie*. 8, 1981, S. 291–304; BOIA, Lucian: Un Ecrivain original: Michel Verne. *Bulletin de la Société Jules Verne* (Nouvelle série). 18, 1984 (Apr.–Jun, 70), S. 90–95.

<sup>30</sup> BOIA, Lucian: Eintritt nach Europa. Aus dem Rumänischen von Gerhard Baumgartner und János András. *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 10, 1999 (Heft 2), S. 183–209.

gleichnamigen Kapitel aus *Istorie și mit în conștiința românească*. 2014 erschienen drei weitere Werke, *Warum ist Rumänien anders?*, übersetzt von Georg Aeschel im Schiller Verlag Bonn-Hermannstadt (*De ce este România altfel?*, Humanitas 2012), und zwei davon im Frank und Timme Verlag: *Die Germanophilen. Die rumänische Elite zu Beginn des Ersten Weltkrieges*, als Gemeinschaftsübersetzung von 18 ÜbersetzerInnen (*Germanofilii. Elita intelectuală românească în anii Primului Război Mondial*, Humanitas 2009) und *Fallstricke der Geschichte: Die rumänische Elite zwischen 1930–1959*, übersetzt von Larisa Schippel (*Capcanele istoriei. Elita intelectuală românească între 1930 și 1950*, Humanitas 2011). Für 2016 ist in eben diesem Verlag außerdem *Wie Rumänien rumänisch wurde* in einer Übersetzung von Andreea Pascaru (*Cum s-a rumanizat Romania*, Humanitas 2015) angekündigt. Der Frank und Timme Verlag widmet sich vor allem wissenschaftlicher Literatur im Bereich der Literatur- und Sozialwissenschaften. Es gibt außerdem einen Fokus auf Südosteuropa mit eigenen Reihen zu Bulgarien, Rumänien und auch zum Übersetzen und Dolmetschen. Lucian Boia wird im deutschsprachigen literarischen Feld also einerseits in einem historiographischen Diskurskontext positioniert, der sich im Speziellen an ein osteuropäischer Geschichte interessiertes Fachpublikum wendet, wie das Verlagsprofil von Frank und Timme und auch sein erster übersetzter Artikel zeigen. Andererseits ist Rumänien im deutschsprachigen Raum oft im Kontext mit dem Engagement der deutschsprachigen Minderheit zu sehen, deren Motive für eine Übersetzung Boias eventuell nicht primär wissenschaftlichen Zwecken entspringen, wie bereits anhand von *Geschichte und Mythos* aufgezeigt wurde.

Die Übersetzung von *Die Germanophilen* ist eine Zusammenarbeit von Studierenden und Lehrenden des Zentrums für Translationswissenschaften der Universität Wien und wurde von Julia Richter und Larisa Schippel herausgegeben. Diese erklärt als Übersetzungsziel, sie wollte

[...] Boia im deutschsprachigen Raum die Rezeption [...] erleichtern, da z.B. viele Studierende an den Universitäten sich zwar mit rumänischer Geschichte befassen (im Rahmen von Osteuropa-, Südost-

europa-Studien, oder Internationale Beziehungen etc.), aber nicht unbedingt Rumänisch lesen können.<sup>31</sup>

In dem Nachwort der deutschen Ausgabe ist außerdem festgehalten, dass sie „aus der Überlegung entstand, dass rumänische Wissenschaft und Wissenschaftler noch immer viel zu wenig bekannt sind.“<sup>32</sup> In diesem universitären Rahmen wählten die ÜbersetzerInnen selbst diesen Text und gelten so als „Auch-ÜbersetzerInnen“. Er wurde wegen seiner kurzen, unabhängig voneinander geschriebenen Einträge gewählt, die sich für ein studentisches Projekt anbieten, bei dem das Buch in viele Teile aufgeteilt werden muss und dem Thema der Beziehungen zwischen dem deutschsprachigen Raum und Rumänien im Ersten Weltkrieg. Schlussendlich weist auch Schippel auf das innovative Potential des Werkes hin: „[...] weil [es] zeig[t], dass das Klischee, wonach Rumänien sich immer an Frankreich orientiert habe, so einfach nicht haltbar ist – wie die meisten Klischees, nebenbei...“<sup>33</sup> Schippel ging es „[...] also primär um den Wissen(schaft)s-Transfer, der sich für AutorInnen, die in sog. kleinen Sprachen schreiben, schwer zu bewältigen ist.“<sup>34</sup> Weder sie noch Richter haben einen rumäniendeutschen Hintergrund, verfügen aber über Erfahrung im Übersetzen und gute Kontakte – sie besitzen also im bourdieuschen Sinn einiges an Kapital: kulturelles (Bildung und Handlungswissen), symbolisches (Anerkennung) und soziales (Netz von Beziehungen).

Im formalen Vergleich fallen einige an das Zielpublikum angepasste Änderungen auf. Die deutsche Ausgabe verzichtet auf das ursprüngliche Vorwort von Boia in der Originalausgabe, dafür tritt an diese Stelle ein an die deutsche Zielleserschaft gerichtetes Vorwort des Autors, das er im Dezember 2013 verfasst hat. Zusätzlich zu dem bereits erwähnten Nachwort, einer Notiz zu den Herausgeberinnen und einem erweiterten Personenregister, sind der Übersetzung außerdem zwei Landkarten beigelegt, eine, die Rumänien von 1878–1913 zeigt

---

<sup>31</sup> SCHIPPEL, Larisa in einer Email an die Verfasserin.

<sup>32</sup> BOIA 2014, S. 339.

<sup>33</sup> SCHIPPEL, Larisa in einer Email an die Verfasserin.

<sup>34</sup> Ebda.

(also ohne Siebenbürgen und Bessarabien), die zweite aus der Zwischenkriegszeit. Dafür fehlen die im Original enthaltenen Fotos. Diese zusätzlichen Informationen zeigen das Bemühen, das einem deutschsprachigen Leser, der sich nicht mit der rumänischen Geschichte befasst hat, fehlende Wissen auszugleichen. Denn essentiell für ein Verständnis von Boias Werk ist die historische Entwicklung des Geschichtsdiskurses in Rumänien, deren Dynamik als Motor für Boias Auffassungen gesehen werden kann. Im Vorwort schreibt Boia deswegen dezidiert, dass sein Werk

[...] Kritik und Neuinterpretation eines Standpunktes der rumänischen Geschichtsschreibung [ist], demgemäß der Eintritt Rumäniens in den Krieg gegen Österreich-Ungarn (und damit implizit gegen Deutschland) der Wille der gesamten rumänischen Nation gewesen sei.<sup>35</sup>

Sein Buch bezeichnet er als ‚Studie‘, aus der klar hervorgehe, „[...] dass nicht nur rumänische Politiker, sondern auch beachtliche Teile der rumänischen Elite eine andere Ansicht vertraten.“<sup>36</sup> Damit erklärt er auch die gewünschte Funktion seines Werkes, nämlich „zur Geschichte der rumänisch-deutschen Beziehungen an einem für das Schicksal Europas entscheidenden Zeitpunkt: dem Beginn des Ersten Weltkrieges“<sup>37</sup> beizutragen. In einem historiographischen Überblick zeigt er anschließend die Tendenzen nationaler Geschichtsschreibung, um dann in ausführlicheren Einzeldarstellungen über 60 Persönlichkeiten vorzustellen, darunter Schriftsteller, Journalisten und Politiker, die aus politischen, persönlichen bzw. kulturellen Gründen einen Kriegseintritt auf Seiten der Entente ablehnten, wobei er davon ausgeht, dass gerade die kulturelle Affinität eine weit geringere Rolle spielte als angenommen, als vielmehr der Wunsch, Bessarabien an Rumänien und sich damit den Gegnern Russlands anzuschließen.

---

<sup>35</sup> BOIA 2014, S. 11.

<sup>36</sup> Ebda.

<sup>37</sup> Ebda.

Boias Text versteht sich selbst als Hinzufügung einer Stimme in einem bereits bestehenden Diskurs, wobei er stets darum bemüht ist, sich aus einer ‚objektiven‘ Position anzunähern:

Das soll aber nicht bedeuten, dass die Große Vereinigung nicht hätte stattfinden sollen! Es bedeutet lediglich, dass die Geschichte vielschichtig ist und bei ihrer Betrachtung aus einer einzigen Perspektive die Gefahr der Vereinfachung und sogar der Verfälschung besteht. [...] Auch der Andere hat ein Recht auf seine Position, die nicht länger ignoriert werden kann, wenn wir uns als Europäer verstehen.<sup>38</sup>

Mit einem Blick auf den deutschsprachigen Geschichtsdiskurs lässt sich feststellen, dass auch hierzulande eine Wahrnehmung von Rumänien vorherrscht, die das Land schon zu einem frühen Zeitpunkt als klaren Verbündeten der Entente positioniert. Manfred Rauchensteiner geht in seinem Standardwerk *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*, erschienen 2013 im Böhlau Verlag, überhaupt von einer stark national geprägten Perspektive aus, die die Länder auf dem Balkan vor allem als Gefahr wahrnimmt. So schreibt er zunächst pauschalisierend von einer auf dem Balkan herrschenden aggressiven und irrationalen Stimmung, bei der nichts festgefügt gewesen wäre und es kein Gleichgewicht gegeben hätte. Rumänien betrachtet er dabei als „ein[en] unsichere[n] Kantonist[en] [, der] die kaleidoskopartige politische Landschaft des Balkans um einige besonders bunte Facetten [vermehrte].“<sup>39</sup> Das Land sei bereits zu einem frühen Zeitpunkt als mit im Kriegsfall nicht zu rechnender Kandidat erkennbar gewesen,<sup>40</sup> in diesem Zusammenhang erwähnt er den Besuch Nikolaj II. von Russland in Constanța am 14. Juni 1914 als Beweis, dass „[...] Rumänien [...] in einem Krieg sicher nicht an der Seite Ös-

---

<sup>38</sup> BOIA 2014, S. 30–31.

<sup>39</sup> RAUCHENSTEINER, Manfred: *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*. Wien: Böhlau 2013, S. 18.

<sup>40</sup> Vgl. ebda., S. 28, vgl. auch S. 66: „Nichtsdestoweniger sollte schon 1913 klar gewesen sein, dass im Fall eines Kriegs von Rumänien bestenfalls das Heraushalten aus dem Krieg, die Neutralität, zu erwarten war.“

terreich-Ungarns zu finden sei [...]“.<sup>41</sup> Er geht also davon aus, dass es für Rumänien eine klare Entscheidung war, gegen Österreich-Ungarn und mit Russland zu gehen.<sup>42</sup> Christopher Clark ist in seinen Formulierungen etwas vorsichtiger, lässt aber auch keinen Zweifel an der Ausrichtung des Landes: „Das Hauptproblem war Rumänien, das im Sommer 1914 bereits im Begriff war, sich mit St. Petersburg und den Entente-Mächten zu verbünden.“<sup>43</sup> Das sind Beispiele für die Sichtweise eines ‚westlichen‘ Geschichtskanon, wie er auch in der Rezension von Florian Kühner-Wielach zu dem Buch Boia widerspiegelt wird, der gleich zu Beginn seines Textes schreibt:

Wie in allen seinen nach 1989 erschienenen Publikationen nimmt sich Lucian Boia auch mit den „Germanophilen“ eines im Mainstream ignorierten, aber letztlich zentralen Themas der rumänischen Historie an. Er zeigt, dass die rumänische Politik und die öffentliche Meinung zu Beginn des Ersten Weltkrieges keineswegs so homogen waren, wie sie heute präsentiert werden [...].<sup>44</sup>

Er nennt die Übersetzung weiter eine „historiografische Transferleistung [...], die die über Jahrzehnte auch im Westen manifestierte nationale Meistererzählung der Rumänen weiter aufbricht“.<sup>45</sup> Auch Michael Krone spricht in der Siebenbürgischen Zeitung davon, dass Boia hier „[...] die Geschichte Rumäniens im ersten Weltkrieg in vieler Hinsicht in neuem Licht und frei von nationalen Visionen“<sup>46</sup> präsen-

---

<sup>41</sup> RAUCHENSTEINER 2013, S. 33.

<sup>42</sup> Eine Meinung, die er auch mit Historikern aus dem anglophonen Raum teilt, vgl. dazu: WILLIAMSON: *Austria-Hungary and the Origins of the First World War*. Basingstoke: Macmillan 1991, S. 171.

<sup>43</sup> CLARK, Christopher: *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*. München: Dt. Verl.-Anst. 2014, S. 512.

<sup>44</sup> KÜHNER-WIELACH 2015.

<sup>45</sup> Ebda.

<sup>46</sup> KRÖNER, Michael: Entmythisiertes Bild von Rumänien im Ersten Weltkrieg. In: *Siebenbürgische Zeitung*, 20.08.2015. <http://www.siebenbuerger.de/zeitung/artikel/kultur/10652-entmythisiertes-bild-von-rumaenien-im.html> (03.03.2016).

tiere. Er geht dabei aber dezidiert von der rumänischen Geschichtsschreibung aus und kontextualisiert den Text nicht in einem größeren Rahmen. Auch äußert er sich nicht dazu, ob es seiner Meinung nach Boia gelungen sei, „[...] die in der rumänischen Geschichtsschreibung und im öffentlichen Bewusstsein zum Mythos gewordene Meinung über Geschehnisse im Ersten Weltkrieg zu entzaubern“<sup>47</sup> oder nicht. Marta Hermyt nennt Boia in der Allgemeinen Deutschen Zeitung zwar einen „bedeutenden Historiker, dessen Werke als lesenswert vermerkt werden müssen“<sup>48</sup>, aber auch sie beschränkt Boias Einflussbereich auf eine rein rumänienbezogene Geschichtsschreibung. Jürgen Henkels ebenfalls in der ADZ erschienene Rezension teilt dieses Merkmal. Er widmet sich auch der Übersetzungsarbeit, die er als stellenweise „unsicher“ beschreibt, etwa wenn ‚Transsilvanien‘ anstatt ‚Siebenbürgen‘ geschrieben wird, „auch sollten Crişana und der Maramureş als Kreischgebiet und Maramuresch wiedergegeben werden.“<sup>49</sup> An diesen Stellen kommt Henkels siebenbürgisch-sächsischer Hintergrund zum Ausdruck.

Es ist ein interessantes Detail, dass bis auf Kühner-Wielach alle RezensentInnen Boias Buch in einem rein rumänischen Geschichtsdiskurs verorten und nicht auf die Bedeutung seiner Erkenntnisse auf eine gesamteuropäische Perspektive eingehen, die das deutschsprachige Lesepublikum, das sonst kein detailliertes Hintergrundwissen über Rumänien besitzt, wohl eher betreffen.

## Fazit

Lucian Boias *Die Germanophilen* kann als Beitrag gesehen werden, den geschichtlichen Kanon zum Ersten Weltkrieg vielstimmiger zu ma-

---

<sup>47</sup> KRONER 2015.

<sup>48</sup> HERMYT, Marta: Über Rumäniens Elite bis 1950. In: Allgemeine Deutsche Zeitung. 10.01.2015. <http://www.adz.ro/artikel/artikel/ueber-rumaeniens-elite-bis-1950/> (10.03.2016).

<sup>49</sup> HENKELD, Jürgen: Auch Deutschland hatte seine Fans in Rumänien. In: Allgemeine Deutsche Zeitung. 14.02.2015. <http://www.adz.ro/kultur/artikel-kultur/artikel/auch-deutschland-hatte-seine-fans-in-rumaenien/> (10.03.2016)



chen. Die Übersetzung ins Deutsche macht in vielerlei Hinsicht Sinn; es wird zum einen ein Thema behandelt, das den deutschen Sprachraum betrifft, damit für diesen interessant, aber aus einer Perspektive von ‚außen‘ formuliert ist und dadurch den gängigen Diskurs ‚subversiv unterlaufen‘ kann. Der Autor ist zum anderen im ausgangsliterarischen Kontext kapitalstark, das heißt, die am Übersetzungsprozess beteiligten AkteurInnen, die nicht auf den ökonomischen Gewinn angewiesen sind, können ihr symbolisches Kapital steigern. Dadurch liegt es auch in ihrem Interesse, die Position des Autors bzw. der rumänischen Literatur auf dem literarischen Weltmarkt zu festigen, wodurch sie ihm durch die Übersetzung ins Deutsche verhelfen können.

Wie anhand der Beispiele gezeigt wurde, wird die in Rumänien vorherrschende Sichtweise, das Land hätte sich einstimmig der Entente angeschlossen, auch in der deutschsprachigen bzw. anglophonen Geschichtsschreibung geteilt. Die ÜbersetzerInnen haben Maßnahmen getroffen, auch für einen Leser, dem der geschichtliche bzw. rumänische Diskurs nicht bekannt ist, das innovative Potential des Buches erkennbar zu machen. Der Mehrwert im gesamteuropäischen Kontext ist dadurch gegeben, auch wenn das nur von Kühner-Wielach erkannt wurde, der nicht so stark im rumänischen Diskurs verhaftet ist wie seine KollegInnen mit rumäniendeutschem Hintergrund. Dem ist noch hinzuzufügen, dass sich die Übersetzung stärker in einem wissenschaftlichen Kontext positioniert und das wahrscheinliche Lesepublikum auch eher ein bestimmtes Vorwissen mitbringt. Obwohl das Buch keinen großen ökonomischen Gewinn verspricht, konnte es durch die hohe Autonomie der ÜbersetzerInnen als Vermittlungspersonen veröffentlicht werden. Ein Hinweis auf den Erfolg des Buches ist in diesem Sinne auch die fortlaufende Übersetzung anderer Werke Boias.

In der geschichtlichen Dimension herrschte in Rumänien und auch in anderen Teilen Europas bis in die 1990er Jahre eine stark national gesinnte, eindimensionale Sicht auf den Ersten Weltkrieg, die sich in den letzten 20 Jahren sukzessive geöffnet hat und auch peripheren Perspektiven die Möglichkeit auf eine Position im Diskurs ermöglicht hat. Das Jubiläum schuf dabei eine Situation, in der durch ein gesteigertes Interesse des Publikums auch finanziell nicht so vielverspre-

chende Projekte einen Weg auf den deutschsprachigen Markt fanden. Das Beispiel dieses Textes zeigt, dass eine Förderung peripherer Sprachen im Sinne der Erhaltung der Heterogenität des Buchmarktes und der Vielstimmigkeit des Diskurses wichtig ist, weil hier ein rumänischer Historiker einen Aspekt thematisiert, der ohne die Übersetzung im deutschen Sprachraum bislang nicht beachtet wurde.

## **Literaturverzeichnis**

- BACHLEITNER, Norbert; WOLF, Michaela: Einleitung. Zur soziologischen Erforschung der literarischen Übersetzung im deutschsprachigen Raum. In: Dies. [Hg.]: Streifzüge im translatorischen Feld. Zur Soziologie der literarischen Übersetzung im deutschsprachigen Raum. Wien: LIT Verlag 2010, S. 7–33.
- BAUMGARTNER, Gerhard: Editorial. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 10, 1999 (Heft 2), S. 181–182.
- BOIA, Lucian: Germanofilii. Bukarest: Humanitas 2014.
- BOIA, Lucian: Geschichte und Mythos. Über die Gegenwart des Vergangenen in der rumänischen Geschichte. Köln: Böhlau Verlag 2003.
- BOIA, Lucian: Istorie și mit în conștiința românească. Bukarest: Humanitas 2011.
- BOIA, Lucian: Romanian Historiography after 1989. In: IVANŠEVIĆ, Alojz (Hg.): Klio ohne Fesseln? Historiographie im östlichen Europa nach dem Zusammenbruch des Kommunismus. Wien u.a.: Lang 2002, S. 499–505.
- Börsenverein des deutschen Buchhandels.  
[http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Übersetzungen\\_Erstaufgabe\\_final.pdf](http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Übersetzungen_Erstaufgabe_final.pdf) (02.03.2016).
- BOURDIEU, Pierre: Die Regeln der Kunst. Aus dem Französischen übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2014.
- BÜCHLER, Alexandra [Hg.]: Publishing Translations in Europe. Trends 1990–2005. Prepared by Budapest Observatory. Wales: Aberystwyth University 2011. <http://www.lit-across-frontiers.org/wp-content/uploads/2013/03/Publishing-Translations-in-Europe-Trends-1990—2005.pdf> (02.03.2016).

- CLARK, Christopher: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. München: Dt. Verl.-Anst. 2014.
- Goethe Institut  
<https://www.goethe.de/de/kul/lit/ser/lit.html> (27.02.2016)
- HEINEN, Armin: Neuere rumänische Geschichtsschreibung. In: SCHIPPEL, Larisa: Im Dialog: Rumänistik im deutschsprachigen Raum. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang Verlag 2004, S. 389–396.
- HENKEL, Jürgen: Auch Deutschland hatte seine Fans in Rumänien. In: Allgemeine Deutsche Zeitung. 14.02.2015.  
<http://www.adz.ro/kultur/artikel-kultur/artikel/auch-deutschland-hatte-seine-fans-in-rumaenien/> (10.03.2016).
- HERMYT, Marta: Über Rumäniens Elite bis 1950. In: Allgemeine Deutsche Zeitung. 10.01.2015 <http://www.adz.ro/artikel/artikel/ueber-rumaeniens-elite-bis-1950/> (10.03.2016).
- Index Translationum  
<http://www.unesco.org/xtrans/> (27.02.2016)
- KRONER, Michael: Entmythisiertes Bild von Rumänien im Ersten Weltkrieg. In: Siebenbürgische Zeitung. 20.08.2015.  
<http://www.siebenbuerger.de/zeitung/artikel/kultur/10652-entmythisiertes-bild-von-rumaenien-im.html> (03.03.2016).
- KÜHRER-WIELACH, Florian: Und wenn die Mittelmächte gesiegt hätten? Lucian Boias „Germanophile“ hinterfragt die nationale Meistererzählung. In: Deutsch-Rumänische Hefte 2015 (Heft 2), S. 37.
- MÜLLER, Hans-Peter: Pierre Bourdieu. Berlin: Suhrkamp 2014.
- MURGESCU, Mirela-Luminița: Rumänische Historiographie und Geschichtsbilder. In: KAHL, Thede; METZELTIN, Michael: Rumänien. Wien, Berlin: LIT Verlag 2006, S. 313–325.
- RAUCHENSTEINER, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918. Wien: Böhlau 2013.
- RICHTER, Julia: Kohärenz und Übersetzungskritik. Lucian Boias Analyse des rumänischen Geschichtsdiskurses in deutscher Übersetzung. Berlin: Frank und Timme 2010.

# Die Evozierung einer heroischen Gesellschaft in Hugo von Hofmannsthals kriegspublizistischen Texten der Jahre 1914 und 1915

Erkan OSMANOVIC

## 1.

Der Held: Eine Figur, die die Menschen immer schon in den Bann zog und auch immer noch großes Interesse weckt. Der Begriff lässt zu- meist antike Sagenfiguren und ihre übermenschlichen Taten vor dem geistigen Auge auftreten, doch die Präsenz der Superhelden in der Gegenwart, vor allem im Kino, zeigt: Auch in der heutigen Öffent- lichkeit ist der Held nicht aus den Köpfen der Menschen zu kriegen.<sup>1</sup> Die heutigen Gesellschaften des ‚Westens‘ beziehen sich mit der Rede über Helden auf literarische bzw. auf Figuren aus der Mythenwelt – in jedem Fall werden mit dem Begriff gemeinhin keine lebenden Men- schen assoziiert bzw. werden mit jenen als Helden betitelten Individu- en keine heroischen Attribute verbunden.

Anders im Europa des frühen 20. Jahrhunderts: Hier bewertet bei- spielsweise die Bevölkerung der Habsburger Monarchie den Krieg und damit einhergehend den Einsatz von Massen an Soldaten als po- sitive Phänomene. In den damaligen Gesellschaften der deutschspra- chigen Länder herrschte – ebenso wie im Rest Europas – eine Hochhal- tung des Soldaten als symbolische Figur eines Helden-Diskurses, der nicht bloß durch journalistische Massenmedien, sondern auch durch literarische Texte bestimmt wurde, der die kriegserischen Tötungsakte nicht bloß hinnahm, sondern gar verherrlichte.<sup>2</sup> Dabei nahmen auch

---

<sup>1</sup> Vgl. FRIEDRICH, Andreas [Hg.]: Superhelden zwischen Comic und Film. Mün- chen: Ed. Text+Kritik 2007.

<sup>2</sup> Vgl. SZCZEPANIAK, Monika: Militärische Männlichkeiten in Deutschland und Ös- terreich im Umfeld des Großen Krieges: Konstruktionen und Dekonstruktionen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011.

prominente Persönlichkeiten jener Zeit eine wohlwollende Haltung gegenüber den militärischen Auseinandersetzungen ein.<sup>3</sup>

Mit einem dieser Befürworter will sich folgender Artikel näher beschäftigen: Hugo von Hofmannsthal. Obwohl dieser oftmals als ästhetizistisch orientierter Schriftsteller wahrgenommen wird, beschäftigte er sich – auf literarische und journalistische Weise – mit der österreichischen Gesellschaft; hierbei richtete er seinen Fokus auf die gewichtige Rolle der Armee, deren Bedeutung eine existenzielle Tragweite für die damalige Gesellschaft aufwies. Um diese Bedeutungskraft hervorzuheben, publizierte er während des Ersten Weltkrieges in der *Neuen Freien Presse* Kriegspropaganda. Ein Blick auf ebendiese Artikel aus den Anfangsjahren des Ersten Weltkrieges soll vor Augen führen, dass sich hier Vorstellungen und Sichtweisen einer ‚heroischen Gesellschaft‘ manifestieren. Bevor es zur eigentlichen Beurteilung dieser kriegspublizistischen Texte kommt, wird in einem ersten Schritt herausgearbeitet, welche Merkmale eine solche heroische Gesellschaft konstituieren. Im zweiten Schritt wird eine historische Kontextualisierung dieser Gesellschaftsstrukturen vorgenommen. Schließlich werden die Umstände der Politisierung Hofmannsthals beleuchtet, bevor die genannten Zeitungsartikel vor diesem Hintergrund einer Analyse unterzogen werden.

## 2.

Das Wort ‚Held‘ evoziert Bilder von Abenteuern, Gefahren und der Meisterung ebendieser; in einem weiteren Schritt folgen Vorstellungen von Mut und Tapferkeit, die meist an Kriegsschauplätzen verortet werden.<sup>4</sup> In jedem Fall wird der Held in eine, wie auch immer geartete, Beziehung mit Gewalt gesetzt. Doch nicht allein der siegreiche Triumph – der nicht primär militärischer Natur sein muss – macht einen Menschen zum Helden, sondern vielmehr seine Opferbereitschaft.

---

<sup>3</sup> Vgl. SCHNEIDER, Uwe [Hg.]: *Krieg der Geister. Erster Weltkrieg und literarische Moderne*. Königshausen & Neumann 2000.

<sup>4</sup> Vgl. *Heroische und postheroische Gesellschaften*; in: *Merkur*, 61. Jg., 2007, Heft 8/9, S. 742–752, hier: S. 742.

Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler führt in seinem Aufsatz *Heroische und Postheroische Gesellschaften* die Kennzeichen einer heroischen Gesellschaft an.<sup>5</sup> Wie bereits erwähnt wird der Held nicht zum Helden, indem er sich einem Gefahrenpotential aussetzt und dieses eliminiert, ohne dabei selbst Schaden zu nehmen, es ist vielmehr die Erkenntnis der Possibilität eines mortalen Ausgangs, die eine Person zum Helden werden lassen kann: „Zum Helden kann nur werden, wer bereit ist, Opfer zu bringen, eingeschlossen das größte, das des Lebens. Für diese Bereitschaft zum Opfer wird dem Helden Anerkennung und Ehre zuteil“<sup>6</sup>.

Nun stellt sich die Frage, welche gesellschaftlichen Strukturen gegeben sein müssen, um einen vermeintlichen Helden hervorbringen zu können? Innerhalb einer Gesellschaft muss ein institutionelles Konzept vorhanden sein, das den eigenen Tod – im Sinne eines Märtyrertodes – positiv konnotiert. Da die in indirekter Weise selbst herbeigeführte bzw. die hingenommene Möglichkeit des eigenen Ablebens durch spezifische Überlegungen einer Ideologie symbolisch aufgeladen sein muss, führt dies zu einer ersten Assoziation: der Religion. Für Münkler steht fest, dass nur Gesellschaften, „die über diese Fähigkeit zur sinnhaft-symbolischen Aufladung des Todes verfügen als heroische Gesellschaften begriffen werden.“<sup>7</sup> Die Bereitschaft zum Selbstopfer, durch das die nicht-heroischen Bestandteile der Gesellschaft – dabei ist vor allem, aber nicht nur die Zivilgesellschaft gemeint – beschützt werden können, eingebettet in ein ideologisches System, das den Tod symbolisch auflädt,<sup>8</sup> ist die erste strukturelle Gegebenheit einer heroischen Gesellschaft.<sup>9</sup>

Neben dieser eigenen Bereitschaft zum Selbstopfer ist der Held noch auf jemand anderen angewiesen: den Dichter. Dies ist dem Um-

---

<sup>5</sup> Die folgenden Ausführungen orientieren sich stark an ebendiesem Aufsatz.

<sup>6</sup> MÜNKLER 2007, S. 742.

<sup>7</sup> Ebda.

<sup>8</sup> Die symbolische Aufladung des Todes und der Selbstopferung sind notwendig, denn „[i]n den anderen, präheroischen wie postheroischen Gesellschaften, werden die Toten von Kriegs- und Kampfhandlungen als die Folgen eines bloßen Abschlachtens begriffen“. MÜNKLER 2007, S. 742.

<sup>9</sup> Ebda.

stand geschuldet, dass der heldenhafte Kämpfer jemanden benötigt, der über seine Taten berichtet: „Ohne den rühmenden Bericht eines selbstständigen Beobachters vergeht die heroische Existenz der Helden mit dem Augenblick des heldenhaften Auftritts“.<sup>10</sup> Natürlich ist auch ein Selbstbericht des Helden denkbar, jedoch hat dieser einen bitteren Beigeschmack, da er beim Publikum den Eindruck erwecken könnte, dass die geschilderte Begebenheit sich so nie ereignet hat. Der Dichter wird somit zum Identitätsstifter des Helden.<sup>11</sup> Ohne den Bericht des Dichters gibt es also keinen Helden, extrapoliert bedeutet das: Ohne Literatur keine Helden. Der Held existiert erst ab dem Moment des Berichts als Held: „Es ist die literarische Verdopplung, die nicht nur die Identität des Helden verbürgt, sondern aus dem Gewalttäter erst einen Helden macht“.<sup>12</sup>

Eine heroische Gesellschaft benötigt also die Literatur bzw. Literaturen, und auch eine Gesellschaft, in der diesen literarischen Berichterstatern ein gewisser Status hinsichtlich ihrer Authentizität und damit einhergehend Autorität zukommt. Es könnte nun eingeworfen werden, dass der Dichter die Gewalttaten des vermeintlichen Helden mittels Literatur ausschmückt und maskiert, sozusagen das literarische Instrumentarium zur Verdeckung statt zur Aufdeckung des wahren Geschehens einsetzt. Diesem Vorwurf begegnet Münkler, indem er herausstreicht, dass der Dichter keine Gräueltaten verheimliche, sondern er vielmehr sicherstelle, dass es zu keinen uferlosen Gewaltanwendungen komme. Seine Arbeit wird zu „einen Prozeß der Sublimierung, bei dem der Gewaltanwender einem Verhaltenskodex unterworfen wird, gegen den er bei Strafe seiner Entehrung nicht verstoßen darf“<sup>13</sup>. Der Poetisierungsprozess und das ihm inhärente Urteil über die Handlungen des vermeintlichen Helden entscheidet damit über die gesell-

---

<sup>10</sup> MÜNKLER 2007, S. 742f.

<sup>11</sup> Münkler verweist zur Veranschaulichung auf die *Odyssee*, bei der sich Odysseus erst nach dem Bericht seiner Heldentaten durch einen Barden zu erkennen gibt. Vgl. ebda. S. 743.

<sup>12</sup> Ebda.

<sup>13</sup> Ebda., S. 744.

schaftliche Anerkennung eines Helden oder die Verweigerung einer derartigen Auszeichnung.

Durch eine solche Positionierung der Verschriftlichung des als ehrenvoll angesehenen Verhaltens kommt es zu einer normativen Festlegung von kriegerischen Handlungen. Die Dichter bestimmen die Skalierung der Handlungen anhand der Parameter ‚Ruhm und Ehre‘. Das Kriegsvölkerrecht beruht auf ähnlichen Überlegungen und kann als zusätzlicher Regler dieser Skalierung angesehen werden,<sup>14</sup> es ist das Ergebnis eines Versachlichungsprozesses jener literarischen Auswertungen des Heroischen. Die schriftlichen Ausführungen zu Personen, die Handlungen getätigt haben, welche als heroisch attribuiert wurden, ging einher mit einer literarischen Kodifizierung, die wiederum dazu führte, dass jede nachfolgende Generation sich an der vorangegangenen messen musste. So erklärt sich auch der Aufmerksamkeitsfokus einer heroischen Gesellschaft, der stets auf die Vergangenheit gerichtet ist:

Heroische Gemeinschaften sind von einer tragischen Grundstimmung durchzogen, die Helden begreifen sich als die letzten oder doch vorletzten ihrer Art; um sie herum breiten sich unheroische Einstellungen aus, gegen die man zwar Widerstand leisten kann, denen man letztlich aber unterliegen wird.<sup>15</sup>

Der Held richtet sich in seinem Kampf zwar gegen den gegenwärtigen Feind, ist dabei jedoch auch immer auf die Vergangenheit fixiert. Der Versuch, das eigene Handeln an den erhöhten Idealen zu orientieren, führt zu Enttäuschung und Melancholie: „Das Selbstbewußtsein

---

<sup>14</sup> Wer bei den Worten ‚Ehre und Ruhm‘ an die kriegerischen Auseinandersetzungen in der ehemaligen Levante denkt, begeht einen Fehler. Münkler bemerkt diesen vermeintlichen Kurzschluss: „Doch die Warlords der neuen Kriege und ihre bewaffnete Entourage sind für solche Formen der Gewaltlimitierung nicht zugänglich. Sie sind nicht an Ehre, sondern an Macht und Geld interessiert. Deswegen handelt es sich bei Ihnen auch nicht um Helden, sondern Kriegsunternehmer.“ MÜNKLER 2007, S. 744.

<sup>15</sup> Ebda., S. 745.



des Heroischen ist unglücklich“<sup>16</sup>. Diese Untergangsstimmung führt auf der anderen Seite natürlich auch zu einem enormen Gefahrenpotential hinsichtlich des politischen Entscheidungsinstrumentariums, das zu einer Schwerpunktsetzung auf eine „kriegerische Entscheidung“<sup>17</sup> führt. Das Erstarken der militärischen Aktivierung ist eine weitere strukturelle Konstante, die innerhalb einer heroischen Gesellschaft vorhanden ist. Diese militärische Grundstimmung darf sich dabei nicht auf einen elitären Gesellschaftskreis beschränken, sondern muss auch breite Schichten der Gesellschaft umfassen. Mit Blick auf die Lebenszeit Hofmannsthals wird evident, dass der Zeitraum unmittelbar vor dem Ausbruch als auch die ersten Jahre des Ersten Weltkrieges die Elemente einer heroischen Gesellschaft aufweisen könnten.

### 3.

Der Erste Weltkrieg, die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, war in gewisser Weise auch ein Krieg der Mittelschicht.<sup>18</sup> Es war nicht bloß der Kampf von Nationalstaaten, sondern auch der innerstaatliche Wettbewerb um die zukünftige Deutungshoheit in der Gesellschaft. Eine Ursache für das Erstarken derartiger Tendenzen war das Aufkommen des vollwertigen Bürgerrechts. Ab dem Ende des 18. Jahrhunderts kam es innerhalb der europäischen Staaten mittels Verfassung zur Machtbegrenzung des Adels. Daher stellte sich auch die Frage, inwiefern jemand das volle Bürgerrecht erhalten solle: Die konservative Position sah Landeigentum als Voraussetzung der Erteilung des Bürgerrechts. Dagegen forderte vor allem das liberale Besitzbürgertum den Besitz von Eigentum, ohne es zu spezifizieren – dies wurde als Zeichen der sozialen Unabhängigkeit des Eigentümers gesehen. Eine dritte Position, die vor allem das Kleinbürgertum und die nicht-bürgerliche Schicht einnahm, wollte die Opferbereitschaft für das Vater-

---

<sup>16</sup> MÜNKLER 2007, S. 745.

<sup>17</sup> Ebda.

<sup>18</sup> Die folgende Ausführungen berufen sich auf die Ausführungen von MÜNKLER, Herfried: *Kriegssplitter. Die Evolution der Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2015, hier: S. 84–111.

land zur Voraussetzung für den Erhalt der Bürgerrechte machen. Der Krieg und der mit ihm verbundene Militäreinsatz war somit für die unteren Schichten eine Möglichkeit, ihr soziales Mitspracherecht innerhalb von vergleichsweise kurzen Zeiträumen zu stärken. Die Nachwirkung der „heroischen Moderne“<sup>19</sup> führte also auch dazu, dass der Großteil der männlichen Bevölkerung den Außenkrieg als innerstaatliches Mittel zur politischen Mitsprache ansah.

Doch nicht nur die Menschen, die sich durch den militärischen Kampf politische Mitsprache versprachen, sondern auch die intellektuelle Schicht wurde von einer Begeisterung für den Krieg und, damit verbunden, der Hochhaltung der Kriegshelden angesteckt. Im Vergleich mit den anderen europäischen Groß- und Mittelmächten wurde jedoch der Habsburger-Monarchie ein ‚Defizit an Krieg‘ attestiert. Die anzutreffende „Vision vom letzten Kampf der Monarchie“<sup>20</sup> wurde gar zum Faktum deklariert, nur über die Art des Verfallsprozesses wurde noch diskutiert.<sup>21</sup>

Als Symptom des damaligen Zeitgeistes streicht Rauchensteiner den leichtfertigen Einsatz der militärischen Truppen im Alltagsleben der Menschen hervor: Militärisches Personal kam in mehreren innerstaatlichen Konflikten zum Einsatz, die grundsätzlich eher dem polizeilichen Arbeitsbereich zufallen, etwa die Hungerkrawalle Wiens aus dem Jahre 1911.<sup>22</sup> Im politischen Leben werden auch Tendenzen einer latenten Untergangsstimmung spürbar. Die cisleithanische Hälfte des Reichs erfuhr unter dem Ministerpräsidenten Karl Graf Stürgkh ein Aufflammen des Nationalitätenkonflikts, der schließlich dazu führte, dass Stürgkh den Reichsrat faktisch umging und die Monarchie mittels Notverordnungen regierte – dabei kam der Kontrast zur ungari-

---

<sup>19</sup> KITTSTEINER, Heinz Dieter: Die Stabilisierungsmoderne. Deutschland und Europa 1618–1715. München: Hanser 2010, hier: S. 24.

<sup>20</sup> RAUCHENSTEINER, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918. Wien u.a.: Böhlau 2013, hier: S. 40.

<sup>21</sup> Vgl. ebda.

<sup>22</sup> Vgl. ebda.

schen Reichshälfte zu Tage, denn diese wurde nicht durch eine derartige Krisenstimmung zermürbt.<sup>23</sup>

Der Militarismus und die Erhöhung einer staatlich geregelten Gewaltanwendung kann auch im Zusammenhang mit der „stetigen Präsenz der Gewalt“<sup>24</sup> gesehen werden. Dass die Macht der Medien zu jener Zeit keinesfalls vergessen werden darf, aber auch dahingehend die Fokussierung auf den Themenbereich Krieg ins Auge fällt, ist ein weiteres gewichtiges Faktum.<sup>25</sup>

Einen andersartigen publizistischen Ausdruck jener militaristischen Stimmung stellt das Kriegsleistungsgesetz dar, da es nicht bloß Ausdruck einer militaristischen Grundstimmung der politischen Klasse war, „sondern auch zur Sensibilisierung der zivilen Umwelt“<sup>26</sup> diene. Neben konkreten Bestimmungen bezüglich der Mobilisierung der zum Militärdienst zugeteilten Bevölkerung wurde auch ein Regularium entwickelt, das wirtschaftliche Zweige betrifft, wie etwa die Militarisierung von Betrieben.<sup>27</sup> In weiterer Folge wurde somit auch eine Militarisierung der Gesellschaft in Kauf genommen und vorangetrieben.

Bei der Skizzierung des Aufkeimens einer dem Heroischen affirmativen Position gilt es auch den Zustand der wirtschaftlichen Lage zu eruieren. Die Monarchie hatte ein vergleichsweise gutes Wachstum während der Juliwochen 1914 – 1,3 Prozent –, was wiederum im europäischen Durchschnitt lag.<sup>28</sup> Jedoch gab es eklatante Differenzen betreffend des Bruttoinlandsprodukts im Vergleich zu den anderen europäischen Staaten. Der wirtschaftliche Aufschwung fand erst durch die Balkankriege ein jähes Ende – die Besteuerung der Gehälter und Löhne hatte dagegen kaum Einfluss, da erst ab 1.200 Kronen eine Besteuerung von höchstens 3 Prozent anfiel.<sup>29</sup> Eine negative Tendenz

---

<sup>23</sup> RAUCHENSTEINER 2013, S. 41.

<sup>24</sup> Ebda.

<sup>25</sup> Vgl. ebda.

<sup>26</sup> Ebda., S. 43.

<sup>27</sup> Ebda.

<sup>28</sup> Ebda., S. 44.

<sup>29</sup> Vgl. ebda., S. 45f.

der Handelsbilanz, gepaart mit dem Einbruch der Textil- und Papierindustrieweige, führte zu einem Aufruhr des Bürgertums. Die stetig steigende Anzahl von Arbeitslosen und der Anstieg der Lebenshaltungskosten waren weitere Bestandteile, die eine Untergangsstimmung innerhalb der Gesellschaft aufsteigen ließen. Daneben kam es zur Verschlechterung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage, aufgrund internationaler Schwierigkeiten bezüglich des Handels mit Anleihen. Eine besondere Rolle hierbei nahm das Deutsche Reich ein, das gleichsam Rettung als auch Verhängnis der Habsburger Monarchie war.<sup>30</sup>

In dieser wirtschaftlichen Schieflage galt es, das jahrhundertealte Reich, dessen innerstaatliche Stabilität in den letzten Jahren vermehrt durch akute Nationalitätenkonflikte belastet wurde, mittels eines verbindenden Elements zu stützen: der k.u.k. Armee. Diese war einerseits symbolisch aufgeladen – und wie weiter unten gezeigt wird, auch hochgeschätzt von Hofmannsthal – andererseits bezüglich ihres real vorhandenen Potentials limitiert. Eine Beobachtung der Rekrutierungen offenbart diesen Umstand: Obwohl es eine allgemeine Wehrpflicht gab, leisteten nur 25 Prozent der männlichen Bevölkerung ihren Wehrdienst. Im Endeffekt wurden nur 22 bis 29 Prozent der Wehrpflichtigen der notwendigen militärischen Ausbildung unterzogen und an der Front eingesetzt. Wird dieser Prozentsatz in den gesamtgesellschaftlichen Kontext der damaligen Zeit gestellt, wird einem vor Augen geführt, dass bloß 2,75 Prozent der Bevölkerung der Habsburger-Monarchie sich im Frontdienst befand.<sup>31</sup>

Von einer größeren Distanz betrachtet und in konkreten Zahlen beziffert, heißt das, dass die Monarchie 1,8 bis zwei Millionen Menschen für einen Kriegseinsatz mobilisieren konnte. Die Ausgaben für die Armee waren für eine Großmacht wie die Habsburger Monarchie gering, im Zeitraum von 1870 bis 1910 kam es gar zu einer Reduktion des Budgets von 24,1 auf 15,7 Prozent. Trotz dieser vergleichsweise schwachen strukturellen Gegebenheiten wurde das Militär doch noch als vereinendes Band der Monarchie angesehen. Ein Grund hierfür ist

---

<sup>30</sup> Vgl. RAUCHENSTEINER 2013, S. 45f.

<sup>31</sup> Vgl. ebda., S. 52.

auch in der schieren Größe des gesamten militärischen Verbandes zu sehen: Der Friedensstand der Armee betrug 415.000 Mann und wurde nur noch vom Beamtenapparat, mit 550.000 Menschen, übertroffen.<sup>32</sup>

Mit Hugo von Hofmannsthal tritt zur Zeit des Ersten Weltkrieges ein beispielhafter Vertreter beider Lager, der Beamten und der Soldaten, auf die politische Bühne. Vor allem zur Zeit seiner Kriegspublizistik wurden seine gesellschaftspolitischen Ansichten, welche auf eine bellizistische Haltung schließen lassen, deutlich.

#### 4.

Die kriegspublizistischen Artikel Hofmannsthals zu Beginn des Ersten Weltkrieges dürfen keineswegs als bloße Auftragsarbeiten eines Propagandamitarbeiters gesehen werden, vielmehr kristallisiert sich an Ihnen die politische Sicht des gereiften Hofmannsthals. Diese Ansichten können als Ergebnis einer langjährigen Beschäftigung mit dem Themenfeld Habsburger Monarchie und deren Stellenwert im europäischen Kontext gesehen werden. In diesem Zusammenhang tritt auch seine affirmative Haltung gegenüber einer Gesellschaft, die kriegerische Handlungen mit literarischen Mitteln zu Heldengeschichten formt, zum Vorschein.

In der Forschung wird zwar regelmäßig darauf verwiesen, dass der junge Hofmannsthal sich nicht als politischer Dichter präsentiert, sondern einer ästhetischen Kunst- und Lebenshaltung verpflichtet sei – er gar der Ästhet jenes Zeitgeistes schlechthin sei, paradigmatisch hierfür erscheint die kompakte Feststellung Franz Schüppens: „Man kann den Dichter, Dramatiker und Kritiker Hugo von Hofmannsthal als die vollständigste literarische Verkörperung dessen ansehen, was Wien um 1900 geistig ausmacht.“<sup>33</sup> Auch literaturgeschichtliche Einordnungen verorten Hofmannsthal aufgrund seiner ästhetischen Ansichten

---

<sup>32</sup> Vgl. RAUCHENSTEINER 2013, S. 54–57.

<sup>33</sup> SCHÜPPEN, Franz: Zur Entwicklung des Begriffs „Europa“ bei Hugo von Hofmannsthal. In: *Neohelicon* 38/1 (2011), S. 19–40, hier: S. 20.

in das Zentrum des *Jungen Wien*<sup>34</sup>, die politischen Nebenbemerkungen seiner Texte wurden bislang nicht in den Fokus genommen. Der *Chandos-Brief* aus dem Jahre 1902 und vor allem folgender Ausschnitt werden herangezogen, um die These eines apolitischen Hofmannsthals zu unterstreichen:

Mir erschien damals in einer Art von dauernder Trunkenheit das ganze Dasein als eine große Einheit: geistige und körperliche Welt schien mir keinen Gegensatz zu bilden, ebensowenig höfisches und tierisches Wesen, Kunst und Unkunst, Einsamkeit und Gesellschaft; in allem fühle ich Natur, in den Verirrungen des Wahnsinns ebenso wohl wie in den äußersten Verfeinerungen des spanischen Zeremoniells; in den Tölpelhaftigkeiten junger Bauern nicht minder als in den süßesten Allegorien; und in aller Natur fühlte ich mich selber; wenn ich auf meiner Jagdhütte die schäumende laue Milch in mich hineintrank, die ein struppiges Mensch einer schönen, sanfttägigen Kuh aus dem Euter in einen Holzeimer niedermolk, so war mir das nicht anders, als wenn ich, in der dem Fenster eingebauten Bank meines Studio sitzend, aus einem Folianten süße und schäumende Nahrung des Geistes in mich sog.<sup>35</sup>

Das Loblied auf „das ganze Dasein“, auf die „geistige und körperliche Welt“ und die Muße, „aus einem Folianten süße und schäumende Nahrung des Geistes in mich“ aufzunehmen, muss auch vor den damaligen gesellschaftlichen Gegebenheiten der Habsburger Monarchie gelesen werden. Denn das damalige Europa erlebt einen Höhepunkt des Wohlstandes, welcher verbunden ist mit einer Rückbesinnung auf Naturverehrung und Naturhingabe. Auch in der philosophischen Lebenspraxis kommt es zu einer dementsprechenden Neupositionierung Richtung Subjekt- und Erlebnisorientierung. Außerdem präsen-

---

<sup>34</sup> Vgl. WUCHERPFENNIG, Wolf: Das Junge Wien und seine Väter: Bahr und der junge Hofmannsthal im gesellschaftlichen Zusammenhang. In: Hofmannsthal-Forschungen 7/1983, hier: S. 145–180.

<sup>35</sup> HOFMANNSTHAL, Hugo von: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa II. Hg. von STEINER, Herbert. Frankfurt a. M.: Fischer 1951, hier: S. 10–11.

tiert sich den reichen Nachkommen, zu denen Hofmannsthal ebenfalls gehört, eine Welt ohne Grenzen – weder geistiger noch nationalstaatlicher Art.<sup>36</sup>

Vor dieser Folie erscheint es nicht schwierig, Hofmannsthal jegliche politische Äußerung in jungen Jahren abzusprechen, doch es gibt evidente Anzeichen, die die Vermutung zulassen, das dem nicht so ist und bei Hofmannsthal schon im jungen Alter ein politisches Bewusstsein vorhanden ist, das in späteren Texten – vor allem, wenn sie sich mit der staatspolitischen Sphäre beschäftigen – auftaucht.<sup>37</sup> Unter dem Pseudonym *Loris* verfasst Hofmannsthal 1896 mit *Englischer Stil* einen Text, der das übernationale Element, das sich in späteren seiner *Österreich-Konstruktionen* finden lässt, bereits beinhaltet. Der Text bezieht klar Stellung zu politischen Fragestellungen jener Zeit:

Die Völker aber erkennt man, wenn man viele Einzelheiten aufeinanderbezieht. Man muß zu ihnen gehen wie einer, der an einem Sommerabend in den Strom hinabsteigt und der untergehenden Sonne nachschwimmend auf Kopf und Schultern eine leise Wärme fühlt, während rückwärts ihn das dunkelnde Wasser anschauert, hoch im Licht ein leichter Wind die ahnungslosen Wolken treibt, unten die Formen der Berge sich verändern und er, zwischen so ungeheurer Bereicherung, so unwiederbringlichen Verlusten, sein Auge nicht groß genug, alles anzufassen, seiner selbst unsicher wird und nur eines gewaltigen Daseins grenzenlos versichert.<sup>38</sup>

Diese Hervorhebung der „Völker“ und die Aufforderung, „[m]an muß zu ihnen gehen“ und sich dem „Strom“ hingeben, um schließlich die sich mit dieser Erlebniswelt offenbarende „ungeheure[] Bereicherung“, aber auch die inhärenten „so unwiederbringlichen Verluste[]“ zeigen bereits das übernationale Volksverständnis, welches sich auch bei Hofmannsthals späterer publizistischer Arbeit im Zusammenhang

---

<sup>36</sup> Vgl. SCHÜPPEN 2011, S. 21.

<sup>37</sup> Vgl. ebda.

<sup>38</sup> HOFMANNSTHAL, Hugo von: *Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa I*. Hg. von STEINER, Herbert. Frankfurt a. M.: Fischer 1956, hier: S. 259.

mit dem Militär zeigt. Auch sein Blick auf den gesellschaftlichen Zustand wird sichtbar – wobei eine gewisse ‚unbeschwerte‘ Lebenshaltung Hofmannsthal's nicht geleugnet, jedoch auch nicht als Argument für die These eines apolitischen Hofmannsthal's herangezogen werden kann. Richard Alewyn sieht diesen Umstand der Tatsache geschuldet, dass Hofmannsthal als Österreicher in jenen Jahren eine spezielle Perspektive auf Europas nationale Strukturen hatte:

Als Österreicher genoß er [Hofmannsthal] den Vorzug, in ein Reich geboren zu sein, das als Anachronismus auf den älteren Zustand Europas in die Ära der Nationalismen herüberraagte, eine fruchtbare Lebensgemeinschaft vieler Völker, Sprachen und Religionen, jeder rechtlichen oder politischen Logik ein Greuel, und einem Erdteil, der in selbstmörderischer Unbeirrbarkeit auf seinen Untergang veressen war, ein Ärgernis.<sup>39</sup>

Hofmannsthal's offene Haltung gegenüber anderen „Völkern, Sprachen und Religionen“ war somit ein Resultat seiner individuellen Lebensrealität, in der die Habsburger Monarchie bereits demonstriert hatte, dass ein derartiges Zusammenleben möglich ist – dass dies keinesfalls reibungslos verlief, zeigt der Lauf der Geschichte.<sup>40</sup> Das Lob für die Monarchie lässt ein Gespür für gesellschaftspolitische Tendenzen erkennen, noch deutlicher wird dies bei der Kritik an der Monarchie beziehungsweise Europa.

Hofmannsthal zeigt eine Abneigung gegen gewisse Entwicklungen innerhalb der ‚europäischen Kultur‘. Die *Briefe des Zurückgekehrten* erscheinen 1907 und schildern die Aversion gegen ein ‚erlahmtes und identitätsloses‘ Deutschland bzw. Europa. Der im Brief geschilderte Rückkehrer wird geleitet von der „Erinnerung an das Bildungserlebnis der altdeutschen Kunst bei Dürer [...]“<sup>41</sup>. Der Erzähler formuliert

---

<sup>39</sup> ALEWYN, Richard: Hofmannsthal und diese Zeit, 1949. In: Über Hugo von Hofmannsthal. 3. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1963, hier: S. 6.

<sup>40</sup> Vgl. RAUCHENSTEINER 2013, S. 34–44.

<sup>41</sup> SCHÜPPEN 2011, S. 23.



den Wunsch, „fort aus Europa und zurück nach den fernen guten Ländern“, da er sich erhofft, dort wahrhafter zu leben:

Du siehst, ich quäle mich zurück in den Gebrauch einer Kunstsprache, die mir in zwanzig Jahren fremd genug geworden ist. Aber muß ich wirklich kompliziert werden unter den Komplizierten? Ich möchte in mir selber blühen, und dieses Europa könnte mich mir selber wegstehlen.<sup>42</sup>

Schüppen meint dazu:

1907, als sie [die Briefe] erschienen und geschrieben wurden, lehnte ihr Autor in dem – wie sein Briefschreiber meint – zahm, vorsichtig, langatmig und vielfach gebrochen reflexiv und gesichtslos gewordenen Deutschland nämlich das spätrealistische Europa ab.<sup>43</sup>

Hier wird bereits ein Verlangen Hofmannsthals deutlich, das er wenige Jahre später in seinen publizistischen Werken weiter artikuliert: Die geistige Erneuerung Europas. Die Rede von einer europäischen Untergangsstimmung greift er wenige Jahre später erneut in seinen publizistischen Werken auf.

Weitere Dokumente belegen Hofmannsthals Interesse am gesellschaftspolitischen Feld vor Kriegsausbruch. Vanhelleputte erklärt, wie Hofmannsthal im Jahre 1905 versuchte, mit Hilfe einer Unterschrif-

---

<sup>42</sup> HOFMANNSTHAL 1951, S. 477.

<sup>43</sup> SCHÜPPEN 2011, S. 23. Schüppen weist auch auf die Veränderungen und Umwälzungen innerhalb der Kunstströmungen der damaligen Zeit hin. Hierbei deutet er vor allem auf den Wechsel weg vom Impressionismus hin zu einem neuen Expressionismus an. Dieser Expressionismus erfüllt laut Schüppen auch seine Funktion hinsichtlich der Individualisierung des Einzelnen: „Sie [Die Ausdrucks-kunst] erlaube dem Individuum endlich eine einfache und kraftvolle Weiterob-erung und Selbstverwirklichung, dachte man.“ Auch sieht Schüppen in den *Briefen des Zurückgekehrten* die Thematisierung „eine[r] neue[n] pragmatische[n], indi-vidualistisch-vitalistische[n] Philosophie [...], die dem Individuum und seinen Sprachspielen die Verfügung über die Wirklichkeit zugunsten einer farbenfrohe-ren Welt Darstellung überlässt“. Ebda., S. 23.

tenaktion, die sich sowohl an englische als auch deutsche Intellektuelle wendete, einen möglichen Krieg zwischen Deutschland und England zu verhindern,<sup>44</sup> da für den Autor „ganz Europa eine Art große geistige Heimat dar[stellte], von der jeder Teil eigene Züge besaß, mit denen ihn immer eine gewisse Affinität verband“.<sup>45</sup> Die Zuneigung zu Europa wird auch in einem Brief Hofmannsthals an die Prinzessin Maria von Thurn und Taxis deutlich, den er während einer Griechenland-Reise im Mai 1908 schrieb:

Diese Reise gibt mir zum erstenmal im Leben das Gefühl, wirklich zu reisen. Das Fremde, das absolut Fremde, fremdes Licht, fremde Luft, sowie man von der Straße abweicht – ich bin sehr glücklich, dies endlich einmal kennengelernt zu haben. Dies ist wohl der einzige Fleck in Europa, wo man es noch kann.<sup>46</sup>

Diese Bewunderung für Europa lässt sich auch in seinem literarischen Schaffen der damaligen Zeit entdecken. So lässt er Kapitän Tomaso in *Cristinas Heimreise* ebenfalls eine derartige Anziehung zu Europa fühlen und äußern: „Europa! Es möchte einer die alten Steine küssen, mit denen dein Boden bepflastert ist [...]“.<sup>47</sup> Diese Zuneigung zu Europa schimmert auch in Hofmannsthals publizistischen Texten aus den Jahren 1914 und 1915 durch, anders als in früheren Jahren tritt für ihn jedoch die Rolle des Militärischen stärker hervor.

---

<sup>44</sup> Vgl. VANHELLEPUTTE, Michel: Der österreichische Patriotismus Hugo von Hofmannsthals. In: BOUSSART, Monique [Hg.]: Engagement, Formgefühl, Humanität. Ausgewählte literaturwissenschaftliche Studien. Frankfurt a. M. u.a.: Lang 1997, S. 10–26, hier: S. 10.

<sup>45</sup> Ebda., S. 11.

<sup>46</sup> HOFMANNSTHAL, Hugo von: Briefe 1900–1909. Band 2. Wien: Bermann-Fischer 1937, hier: S. 321.

<sup>47</sup> HOFMANNSTHAL, Hugo von: Lustspiele I. Hg. von STEINER, Herbert. Stockholm: Bermann-Fischer 1947, hier: S. 118.

## 5.

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges setzte Hugo von Hofmannsthal innerhalb kürzester Zeit eine Rückversetzung aus seiner Truppenzuteilung im istrischen Pisino nach Wien durch. Teil dieser Rückversetzung war auch seine Beurlaubung am 31. Juli 1914, die dank einer Intervention aus dem Büro des Ministerpräsidenten Graf Stürckh, genauer gesagt Josef Redlich und Leo Chlumecky, genehmigt wurde. Darauf folgend wurde er nach Wien ins Kriegsfürsorgeamt überstellt und am 1. Oktober 1914 aufgrund einer „allgemeinen Nervenschwäche mittleren Grades mit Beteiligung des Herzens“ als untauglich für den Frontdienst eingestuft.<sup>48</sup> Vanhelleputte sieht zwei Anliegen, die sich aus den öffentlichen Schriften dieser Zeit ergeben, die Hofmannsthal während seiner Tätigkeit beim Ministerium verfolgte:

[E]inerseits den Wunsch, die österreichische Öffentlichkeit in einem patriotischen Sinne zu beeinflussen, andererseits die Beachtung des österreichischen Ansehens im Ausland, vor allem bei den deutschen Verbündeten, die Österreich zwar kennen, aber oft schlecht verstehen.<sup>49</sup>

Dabei ist festzuhalten, dass es drei spezifische Elemente gibt, die sich zum ‚Österreichischen‘ Hofmannsthals vereinen: Das Heer als Träger der österreichischen Monarchie, die Betonung des deutschen Elements innerhalb des geistigen Modells und schließlich die gleichzeitige Betonung der Übernationalität. Ein Blick auf die publizistischen Texte der beiden Jahre 1914 und 1915 soll nun verdeutlichen, inwiefern Hofmannsthal die heroische Grundstimmung seiner Zeit aufnahm.

Das Heer ist ein essentielles Element des „österreichische[n] Gedanke[ns]“<sup>50</sup>. Die stabilisierende Wirkung des Heers für die Mo-

---

<sup>48</sup> Vgl. LUNZER, Heinz: Hofmannsthals politische Tätigkeit in den Jahren 1914 und 1917. Frankfurt a. M. u.a.: Lang 1981, hier: S. 28f.

<sup>49</sup> VANHELLEPUTE 1997, S. 13.

<sup>50</sup> HOFMANNSTHAL, Hugo von: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Reden und Aufsätze II. 1914–1924. Hg. von SCHOELLER, Bernd in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M.: Fischer 1986, hier: S. 356.

narchie wird bereits in seinem Aufsatz *Die Bejahung Österreichs* hervorgehoben:

Der Staat, dessen Unglück es war, seinen historischen Schwerpunkt verloren und einen neuen noch nicht definitiv gefunden zu haben, ist für die Dauer der weltgeschichtlichen Krise dieser Sorge enthoben; sein Schwerpunkt ist das österreichisch-ungarische Heer.<sup>51</sup>

Daneben herrscht im Text ein optimistischer Ton vor, der sich vor allem aus der Darlegung historischer Analogien speist. Die österreichische Kultur entspringt von Hofmannsthals Warte aus auch der vitalisierenden Tatkraft des Heeres:

Die Analogie mit 1683 drängt sich auf und stärkt das Herz: der Anstoß jener einen großen Defensivtat schuf uns eine Kunstblüte, die so ausgesprochen österreichisch ist, daß man, den engeren Wortsinne vergessend, sie national nennen möchte, eine Blüte des Wohlstandes, die mehr als ein Jahrhundert durchdauerte, eine innere Stärkung und Wiedergeburt ohnegleichen.<sup>52</sup>

Dabei lobt Hofmannsthal vor allem das damit verbundene ‚Aktiv-Werden‘ und meint, dass das Heer durch die Überwindung jeder Schwierigkeit aufzeigt, welche Macht das „Produktive der Taten“<sup>53</sup> besitzt. Die militärische Tatkraft wird somit dem rein kriegerischen Kontext entzogen, und in die zivile Lebenswelt implementiert. Das Heer wird zum Garant der langen Lebensdauer des Reichs. Der Verweis auf den Ruhm vergangener Tage ist ein Mechanismus der heroischen Gesellschaft, der noch in weiteren Schriften jener Zeit aufflackert.

Am 23. Mai 1915 erscheint mit *Geist der Karpathen* ein weiterer Artikel in der *Neuen Freien Presse*, der jenes heroische Muster aufgreift. Wie bei Münkler erwähnt, kommt es hier zur Evokation einer Unter-

---

<sup>51</sup> HOFMANNSTHAL 1986., S. 356.

<sup>52</sup> Ebda, S. 357.

<sup>53</sup> Ebda.

gangsstimmung. Die Helden aus den eigenen Reihen fungieren als Schutzwall gegen das einbrechende Unheil:

Daß wir uns dem Heranfluten des größten Heeres, das die Welt gesehen hat, entgegenwarfen, um das Herz Europas gegen den tödlichen Stoß zu decken, daß wir dann zurück über die Flüsse gegen Westen mußten, wieder vor an den San, wieder zurück ins Gebirge, und daß sich das Größte, Entscheidende endlich an und auf dem bogenförmig gegen Osten gekrümmten Bergwall der Karpaten vollziehen mußte, so wie einst an den Wällen Wiens die asiatische Welle brandete und zurückging, dies alles erscheint uns heute notwendig.<sup>54</sup>

Der Rückgriff auf das Bild vergangener Schlachten dient hier als Hintergrundfolie für das Bild der Soldaten des österreichischen k. u. k. Heeres. Hofmannsthal lässt hier nicht bloß Menschen zu Vorbildern werden, sondern bedient sich topographischer Verortungen, die in einem weiteren Schritt symbolisch aufgeladen werden. Er spricht in diesem Zusammenhang von den Karpaten, eine „heroische[] Landschaft ohnegleichen“, die als Kriegsort gar transformatorische Kräfte erlangen: „Tal um Tal, Schlucht um Schlucht, sie waren der Schauplatz, auf dem der Krieg sich seine Helden erzog“<sup>55</sup>. Hofmannsthal unternimmt den Versuch, einen kriegerischen Schauplatz der Geschichte als Erwähnung heroischer Zeiten zu präsentieren. Doch nicht allein dieser Verweis, sondern auch die Anführung der diversen Zivilberufe der Soldaten soll das gesellschaftstransformatorische Potential des Soldatentums vor Augen führen, sei es ein „aus Rumänien zurückgekommene[r] Elektrotechniker“ oder „Chemiker“<sup>56</sup>, durch den Eintritt in die mit Ruhm aufgeladene Schlacht wird die Umwandlung zum ‚Helden‘ möglich. Auch etwaige Rückzüge und langanhaltende Gefechtsverläufe werden von Hofmannsthal in ‚heroisches Gewand‘ gekleidet, so dass die affirmative Haltung zum ‚Heroischen‘ leidet:

---

<sup>54</sup> HOFMANNSTHAL 1986, S. 409.

<sup>55</sup> Ebda., S. 413.

<sup>56</sup> Ebda., S. 414.

Sieben Monate, zweihundert Tage und Nächte – und das unsagbare Ausharren, das heldenhafte Vor, immer wieder, und das heldenhafte Zurück, diese ‚siegreichen Rückzugsgefechte‘, dies innerliche Überlegenbleiben im scheinbaren Unterliegen.<sup>57</sup>

Das Heer und damit der Krieg werden hier als essentielle Elemente der Habsburger Monarchie gezeichnet. Denn allein die Soldaten ermöglichen es, sich gegen die „asiatische Welle“ zu verteidigen und das „Herz Europas“<sup>58</sup>, das in Hofmannsthals Augen wohl in Österreich liegt, zu beschützen. Es kommt zur erneuten Beschwörung des Militärs als alleinigem Schutzmittel gegen den vermeintlich von außen kommenden als auch gesellschaftlichen Umsturzversuch. Die Schilderung der Überlegenheit im Moment des Unterliegens fasst auf literarische Art und Weise das von den Soldaten – und im weiteren Schritt von der zivilen Gesellschaft – erwartete ‚unglückliche Selbstbewusstsein‘ zusammen. Dahingehend interessant erscheint ein Verweis auf den Artikel *Wir Österreicher und Deutschland*, in welchem Hofmannsthal ebenfalls auf die Rolle des Heeres eingeht. Denn die Schutzfunktion gegen Osten hatte die Habsburger Armee bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts inne:

Die Abwehr der Türken, die große Tat gegen Osten, die sich heute erneuert, ist in einem Sinne volle Gegenwart: sie hinterließ uns das Patrimonium des kaiserlichen Heeres, das in seiner einzigartigen Besonderheit unter anderen Umständen als denen der grandiosen Zusammenfassung aller mitteleuropäischen Kräfte gegen einen asiatischen Feind nie hätte die Struktur annehmen können, die es von Prinz Eugen über Radetzky bis auf den heutigen Tag bewahrt hat.<sup>59</sup>

Neben diesen historischen Verweisen nutzt Hofmannsthal auch die nähere Betrachtung gewichtiger Persönlichkeiten, die er mit heroischen Elementen ausstattet und daraus folgend zu Vorbildern einer

---

<sup>57</sup> HOFMANNSTHAL 1986, S. 414.

<sup>58</sup> Ebda., S. 409.

<sup>59</sup> Ebda., S. 393.

heroischen Gesellschaft macht. Hierzu musste er nicht lange in den Archiven suchen und fand mit dem Feldherren Prinz Eugen von Savoyen den idealen Kandidaten, der für Hofmannsthal das heroische Potential symbolisiert, das in den gesellschaftlichen Strukturen der Monarchie anzutreffen ist, welche für ihn gleichzeitig die Garantie für die Stabilität Europas und dessen Kultur liefert. Der österreichischen Monarchie kommt diese Funktion zu, da sie durch die historischen als auch geographischen beziehungsweise geopolitischen Gegebenheiten die Möglichkeit der Befriedung von östlichen und westlichen Gegensätzen besitzt.<sup>60</sup> Somit komme ihr eine Ordnungsfunktion für ganz Europa zu. Dieser Nachweis zeige sich für ihn am besten verkörpert durch Prinz Eugen von Savoyen, der Österreichs Schutzfunktion für die kulturelle Welt des ‚alten Kontinents‘ symbolisiert. Und so kommt es in *Worte zum Gedächtnis des Prinzen Eugen* zu einer beachtlichen Huldigung des Feldherren:

Österreich ist das Reich des Friedens, und es wurde in Kämpfen geboren; es ist seine Schickung, daß es Gegensätze ausgleiche, und es muß sich in Kämpfen behaupten und erneuern. Der Mann, der diesen Staat aus dem Chaos in die Welt des Gestalteten zu rufen hatte, mußte ein großer Feldherr sein und zugleich der höchsten Staatskunst mächtig. So war Eugen [...], durch die Reinheit und Redlichkeit seines Gemütes, den Reichtum und die Armut seines Geistes bei so gewaltigem Tun ist er unserm Herzen lebendiger und näher als irgendeiner jener andern.<sup>61</sup>

Hofmannsthal gelingt hier eine geschickte Verknüpfung, da der Dichter „seinen österreichischen Patriotismus mit Hilfe einer zivilisatorischen Idee zu begründen [versucht]: der Idee des Sieges der Ordnung über die Willkür“<sup>62</sup>, aus der Sicht Vanhelleputtes fasst folgender Textausschnitt das besonders prägnant zusammen: „Dies Österreich ist ein Gebilde des Geistes, und immer wieder will eine neidische Ge-

---

<sup>60</sup> HOFMANNSTHAL 1986, S. 393.

<sup>61</sup> Edba.

<sup>62</sup> VANHELLEPUTTE 1997, S. 15.

walt es zurückreißen ins Chaos [...]“.<sup>63</sup> Um Österreich und damit verbunden ganz Europa nicht den Kräften der Unordnung auszuliefern, besticht in Hofmannsthals Worten Eugen von Savoyen durch seine Opferbereitschaft, „die Erzählung einer herrlichen Tat“ fesselt nicht nur den Dichter, sondern „setzt alle unsre Kräfte in Bewegung“<sup>64</sup>, wird also zum Vorbild der Soldaten, wenn nicht gar der ganzen Gesellschaft. Die Verehrung gegenüber „dem größten Österreicher“ ist für Hofmannsthal obligatorisch, dient sie der Bevölkerung zur Zeit des Ersten Weltkrieges doch als Überlebensstrategie in einer hinsichtlich der Zukunft pessimistischen Gesellschaft – was wiederum eine Verstärkung der Strukturen einer heroischen Gesellschaft bedeutet:

Dem Geiste nach ist Prinz Eugen ein Lebender unter uns, seine Taten erneuern sich in diesen Kriegstaten unsres Geschlechts, und seine unverweslichen Gedanken sind das einzige politische Arkanum in einer ungewissen, zukunftsschwangeren Gegenwart.<sup>65</sup>

Nun stellt Hofmannsthal eine Verbindungslinie zu den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges her, wenn er davon spricht, dass sich „die große Krise der Weltgeschichte erneuert“, und in klaren Worten die Opferbereitschaft der Gesellschaft beschwört, die eine Rückschau auf „diese Gestalt des Heros“<sup>66</sup> gebietet.

Um die Opferbereitschaft der Gesellschaft der Monarchie zu aktivieren, geht Hofmannsthal dazu über, die im militärhistorischen Kontext einfachen Einsatzmittel Savoyens hervorzukehren. So spricht er davon, dass dem Feldheeren nur „[e]in Reiterkommando und eine große Epoche“ gegeben waren, doch „[d]as Entscheidende lag in ihm“.<sup>67</sup> Dabei zeichnet Hofmannsthal das Ideal eines Helden, der eben nicht bloß um des Kämpfens Willen mordet, sich somit nicht allein auf „die Feldherrntugend“ beschränkt, sondern dies immer nur als

---

<sup>63</sup> HOFMANNSTHAL 1986, S. 383.

<sup>64</sup> Ebda., S. 375.

<sup>65</sup> Ebda., S. 376.

<sup>66</sup> Ebda., S. 377.

<sup>67</sup> Ebda., S. 378.



bloßes Mittel zur Erfüllung gesellschaftlicher Zielsetzungen verfolgt. Für den Dichter zeichnet sich Eugen von Savoyen also dadurch aus, „daß er die Weisheit hatte, die Schlacht und den Sieg einzig nur als ein Werkzeug politischen Vollbringens anzusehen und zu nützen“<sup>68</sup>. Die Kriegshandlungen werden mittels Literatur in einen weitaus größeren gesellschaftlichen Rahmen gespannt und damit auch hinsichtlich ihres Sinngehalts einer Aufwertung unterzogen. Diese eingeführte Sinnaufladung nutzt Hofmannsthal in einem weiteren Schritt, um auch die realeren Sachverhalte eines Krieges der Gesellschaft näher zu bringen, wobei er dies wiederum nutzt, um einen Nährboden für die Selbstopferbereitschaft der Gesellschaftsmitglieder – in diesem Fall der jungen männlichen Bevölkerung – zu haben:

Von den zerschmetterten Leibern, dem Wehgeschrei der Verwundeten, dem furchtbaren Geruch des Schlachtfeldes, den Qualen der Packknechte, den Seuchen, den brennenden Dörfern, den greulichen Kämpfen in den Approchen, den Brandgranaten, dem Hunger, der Nässe. Dies alles immer wieder nach vorne zu bewegen, durch die einzige Kraft seines Willens.<sup>69</sup>

Erst in späteren Jahren, wobei davon auszugehen ist, dass die verlustreiche Niederlage der Habsburger Monarchie eine bedeutsame Rolle spielt, wendet sich Hofmannsthal ab von einer Verherrlichung des Militärischen, und beginnt die Zukunft Österreichs und ganz Europas in einem friedlichen Zusammenleben der Völker zu erkennen. Dabei scheint die Verehrung des Heroischen nur noch partiell auf und erreicht nie wieder die Sogwirkung in seinem Werk, die es in den Jahren 1914 und 1915 erreicht hatte. Doch für den präsentierten Zeitraum konnte herausgearbeitet werden, dass Hofmannsthal als ein Befürworter einer Gesellschaft gesehen werden kann, die das Heldenhafte – mit der damit einhergehenden Selbstopferbereitschaft – nicht nur positiv aufnimmt, sondern gar als allgemeines Gesellschaftsziel ausweist.

---

<sup>68</sup> HOFMANNSTHAL 1986, S. 380.

<sup>69</sup> Ebda., S. 381f.

## Literaturverzeichnis

- ALEWYN, Richard: Hofmannsthal und diese Zeit, 1949. In: Über Hugo von Hofmannsthal. 3. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1963.
- FRIEDRICH, Andreas [Hg.]: Superhelden zwischen Comic und Film. München: Ed. Text+Kritik 2007.
- HOFMANNSTHAL, Hugo von: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa II. Hg. von STEINER, Herbert. Frankfurt a. M.: Fischer 1951.
- HOFMANNSTHAL, Hugo von: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa I. Hg. von STEINER, Herbert. Frankfurt a. M.: Fischer 1956.
- HOFMANNSTHAL, Hugo von: Briefe 1900–1909. Band 2. Wien: Bermann-Fischer 1937.
- HOFMANNSTHAL, Hugo von: Lustspiele I. Hg. von STEINER, Herbert. Stockholm: Bermann-Fischer 1947.
- HOFMANNSTHAL, Hugo von: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Reden und Aufsätze II. 1914–1924. Hg. von SCHOELLER, Bernd in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M.: Fischer 1986.
- KITTSTEINER, Heinz Dieter: Die Stabilisierungsmode. Deutschland und Europa 1618–1715. München: Hanser 2010.
- LUNZER, Heinz: Hofmannsthal's politische Tätigkeit in den Jahren 1914 und 1917. Frankfurt a. M. u.a.: Lang 1981.
- MÜNKLER, Herfried: Heroische und postheroische Gesellschaften; in: Merkur, 61. Jg., 2007, Heft 8/9, S. 742–752.
- MÜNKLER, Herfried: Kriegssplinter. Die Evolution der Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert, Berlin 2015, hier: S. 84–111.
- RAUCHENSTEINER, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918. Wien u.a.: Böhlau 2013.
- SZCZEPANIAK, Monika: Militärische Männlichkeiten in Deutschland und Österreich im Umfeld des Großen Krieges: Konstruktionen und Dekonstruktionen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011.
- SCHÜPPEN, Franz: Zur Entwicklung des Begriffs „Europa“ bei Hugo von Hofmannsthal. In: Neohelicon 38/1 (2011), S. 19–40.
- SCHNEIDER, Uwe [Hg.]: Krieg der Geister. Erster Weltkrieg und literarische Moderne. Königshausen & Neumann 2000.

VANHELLEPUTTE, Michel: Der österreichische Patriotismus Hugo von Hofmannsthal's. In: BOUSSART, Monique [Hg.]: Engagement, Formgefühl, Humanität. Ausgewählte literaturwissenschaftliche Studien. Frankfurt a. M. u.a.: Lang 1997, S. 10–26.

WUCHERPFENNIG, Wolf: Das Junge Wien und seine Väter: Bahr und der junge Hofmannsthal im gesellschaftlichen Zusammenhang. In: Hofmannsthal-Forschungen 7 (1983).

# Jelica Belović-Bernadzikowska und die Gesellschaftskrise

Stephanie JUG und Sonja NOVAK

## Einleitung

Die Verzweiflung über den verloren geglaubten gesellschaftlichen Orientierungspunkt bewegt Jelica Belović-Bernadzikowska, eine sonst kreative, sensible und für die damaligen Verhältnisse außerordentlich emanzipierte Frau dazu, den in diesem Jahr begonnenen Krieg begeistert willkommen zu heißen. Am 8. Oktober 1914 richtete sie folgende Worte an ihre Leser:

Wie Gerechtigkeit der Menschen, wie die vielgepriesene moderne Kultur aussieht, das sehen wir jetzt in diesen weltbewegenden Tagen. Immer mehr kommt man zum Einsehen, daß dieser Krieg wirklich schon eine große Notwendigkeit war, um die Welt zu reinigen von so viel bösem Blut, das sie beherrscht. [...] Wie sehr werden wir unsere Meinungen über Kultur und Unkultur ändern müssen!<sup>1</sup>

Im folgenden Beitrag wird ihre Darstellung dieser Gesellschaftskrise an der Jahrhundertwende analysiert. Dafür werden ihre feuilletonistischen Texte herangezogen, die zwischen 1910 und 1915 in zwei Osijeker Zeitungen, *Die Drau* und die *Slavonische Presse*, erschienen sind. Jelica Belović-Bernadzikowska war Ethnologin, Schriftstellerin und Journalistin.<sup>2</sup> Die gebürtige Osijekerin wurde durch das spezifische geistige Klima, das die südliche Grenze der Donaumonarchie

---

<sup>1</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Frauenarbeit zu Kriegszeiten. In: *Die Drau*. 228/1914, S. 2.

<sup>2</sup> Allgemeine Daten über ihr Leben wurden dem Kroatischen Biografischen Lexikon entnommen: Hrvatski Biografski Leksikon 1. A–B. Hg. von KOLUMBIĆ, Nikica. Zagreb: Jugoslavenski leksikografski Zavod 1983, S. 625–627, S. 625–627.

beherrschte, geprägt. Ihr Vater war ein aus Montenegro stammender Gymnasiallehrer und ihre Mutter eine Osijekerin, deren Familie, Fragnar, deutscher Herkunft war. Im Jahre 1870 geboren, besaß Jelica Belović das Privileg, in einer liberalen Familie aufzuwachsen. Ihren Vater lobt sie später in ihren Feuilletons dafür, dass er seinen Töchtern dieselben Möglichkeiten geboten hatte wie seinen Söhnen.<sup>3</sup> Vor allem betraf dies eine gründliche Schulbildung, so dass Jelica nicht nur die übliche Grundbildung in Osijek genoss, sondern weitere Lehren und Studien in Đakovo, Zagreb, Wien und Paris abschloss. Danach war sie als Lehrerin in Zagreb, Osijek, Ruma und Mostar tätig. Im Jahr 1896 heiratete sie den polnischen Grafen Bernadzikowski und siedelte mit ihm nach Sarajevo über. Neben den zahlreichen journalistischen Tätigkeiten, denen sie nachging, war sie auch als Schulleiterin in Banja Luka aktiv. Die Zeit während des Ersten Weltkrieges verbrachte sie mit ihrem Sohn bei ihrer Mutter in Osijek.

Als Pädagogin und Kunstliebhaberin schrieb sie regelmäßig kulturelle Beiträge über zeitgenössische Literatur, Erziehung und diverse ethnographische Themen, die sie in zahlreichen Zeitungen veröffentlichte. Hier sollen nur einige erwähnt werden: *Hrvatski učitelj*, *Ženski svet*, *Prosvjeta*, *Zbornik za narodni život i običaje Južnih Slavena*, *Srpska vezilja*, *Almanah hrvatske mladeži*, *Bosanska vila*, *Die Drau*, *Slavonische Presse* und *Belgrader Nachrichten*. Eine besondere Leistung vollbrachte sie mit ihren Sammlungen von altslawischen Handarbeiten und Trachten, die sie in Wien, Berlin, München, Paris und anderen europäischen Städten ausstellte. Sie sprach Deutsch, Kroatisch, Englisch, Französisch und Italienisch und veröffentlichte zahlreiche Feuilletons in deutscher und kroatischer Sprache. Metaphorisch betrachtet bildet ihre Arbeit eine Brücke zwischen den zwei Kulturen, was, wie Vlado Obad bemerkt, ein leider allzu rares Beispiel von erfolgreichen multi-kulturellen Bemühungen darstellt.<sup>4</sup>

Die produktive Autorin starb 1946 in Novi Sad, Serbien. Noch vor ihrem Tode erlebte sie 1933 das Verbrennen ihrer eigenen Bücher sei-

---

<sup>3</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Die Feministin. In: *Die Drau*. 205/1912, S. 2–3.

<sup>4</sup> OBAD, Vlado: *Njemačko novinstvo Osijeka u promicanju građanske kulture*. Osijek: Njemačka udruga Podunavskih Švaba u Hrvatskoj 2014, S. 100.

tens der Nationalsozialisten mit; konnte aber auch zahlreiche Werke publizieren, in denen sie den europäischen Lesern das südslawische Erbe näherbrachte. Von den herausgegebenen Büchern werden hier illustrativ nur die deutschsprachigen aufgezählt: *Erotische Einschlüge in den Stickornamenten der Serben*, Leipzig 1909; *Bei Hodscha's Zauberverschreibung*, Leipzig 1913; *Kochzauberkünste der Südslawen*, Leipzig 1913; *Die Frauenschürze bei den Südslawen*, Leipzig 1914; *Der Webstuhl im Zauberglauben der Südslawen*, Leipzig 1914; *Musik und Gesang bei den Südslawen*, Leipzig 1923; *Das Guslarenlied*, Leipzig 1925; *Die Sitten der Südslawen*, Dresden 1927; *Sittengeschichte der Südslawen*, Leipzig 1930.

Sie bemühte sich darum, das Volkserbe der Südslawen dem Vergessen zu entreißen. Salko Šarić beschreibt sie daher als „Schülerin von Josip Juraj Strossmayer, erzogen und gebildet im illyrischen Geiste.“<sup>5</sup>

Außer den Monographien hinterließ sie hunderte Artikel in Feuilletons verschiedener Zeitungen, die im südlichen Teil der Monarchie erschienen. Diese erlaubten ihr, auf die Situation in ihrer Umgebung relativ schnell und direkt zu reagieren, weshalb das Erforschen ihrer kulturellen Essays hilft, die spezifischen Eigenschaften der Krisensituation zu erhellen. Die Krise, die Belović-Bernadzikowska im Eingangszitat erwähnt, muss sowohl in einer die ganze Monarchie betreffenden als auch in der spezifisch südslawischen, bzw. kroatischen Situation betrachtet werden.

In der vorliegenden Arbeit werden alle Beiträge der Autorin untersucht, die in *Die Drau* und der *Slavonischen Presse*, zwei Osijeker Zeitungen in deutscher Sprache, erschienen sind. Von allen gedruckten Texten werden nur jene näher analysiert, in denen die Autorin kritisch die südslawische Kultur betrachtet und damit die Charakteristika der Gesellschaftskrise aufdeckt.

---

<sup>5</sup> ŠARIĆ, Salko: Dvije zaboravljene gospođe. In: Most 173/2004, S. 28–32. Übersetzung ins Deutsche von Stephanie Jug.

## Feuilletonistik und gesellschaftlicher Aktivismus

In seiner soziologischen Diskussion über Gesellschaft und Ideen im Donauraum<sup>6</sup> erarbeitet William M. Johnston die Unterteilung in eine ‚Soziologie der Denker‘, unter welcher er „den Denker als Empfänger von gesellschaftlichen Einflüssen“<sup>7</sup> versteht, und eine ‚Soziologie der engagierten Intellektuellen‘, die danach fragt, „wie die Denker ihre Umgebung zu verändern suchen“<sup>8</sup>. Eine kritische Auseinandersetzung mit der fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit innerhalb der Monarchie scheine eine solche Unterteilung zu verlangen, da sich besonders am Beispiel des Feuilletons allgemein eine gesellschaftliche Dekadenz feststellen ließe.<sup>9</sup> Dies äußere sich beispielsweise darin, dass Feuilletonisten in der Regel keinen künstlerischen Wert anstrebten, sondern eine vergnügende und auf Mittelmäßigkeit beschränkte Biedermeier-Kultur in ihren Texten vermittelten.<sup>10</sup> Dies soll zum Teil auch nicht bestritten werden. Doch erlaubt Johnstons Unterteilung zwischen Feuilletonisten zu unterscheiden, die nur den Zustand der eigenen Kultur redefreudig wiedergeben, und jenen, die an Stelle von Spiegelbildern eigene Visionen in ihren Texten präsentieren, d. h. die ihre kulturelle Mitte zu beeinflussen versuchen.

Das hauptsächlich negative Fazit über österreichische Feuilletons zieht Johnston, als er die Kulturmetropole der Monarchie, Wien, beschreibt: „Der Kaffeehauskameradschaft entsprach das literarische Genre, das als Wiener Feuilleton bekannt wurde“.<sup>11</sup> Leicht, improvisiert und anspruchslos, „wurde das Genre als diejenige Kunst definiert, über nichts etwas zu schreiben“.<sup>12</sup> Doch das Feuilleton zeigt auch Vorzüge. Erstens hebt Johnston einige Meister dieser Form her-

---

<sup>6</sup> So lautet der Untertitel seines Buches: JOHNSTON, William M.: Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag, 2006.

<sup>7</sup> JOHNSTON 2006, S. 20.

<sup>8</sup> Ebda.

<sup>9</sup> Ebda., S. 133.

<sup>10</sup> Ebda.

<sup>11</sup> Ebda., S. 132.

<sup>12</sup> Ebda.

vor, deren Texte große schriftstellerische Leistungen zeigen. Zweitens glaubt er, dass Feuilletons gemeinsam mit dem Kaffeehaus „eine Atmosphäre, in der geistige Erneuerung gedeihen konnte“<sup>13</sup> schufen. Einem literarischen ‚Phäakentum‘<sup>14</sup>, welches in dieser Gattung dominiere, stellt er seltene, aber erfolgreiche und produktive Kräfte entgegen.

Wie die meisten Städte der österreichisch-ungarischen Monarchie stand auch Osijek unter dem Einfluss des kulturellen Epizentrums Wien. So entstehen auch die ersten deutschsprachigen Zeitungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganz nach Wiener Vorbildern. Am Anfang des 20. Jahrhunderts sind die Tageszeitungen, wie in der ganzen Monarchie, auch in Osijek unentbehrlicher Teil des Tagesablaufs jedes gebildeten Menschen. Als die zwei wichtigsten Zeitungen stechen die ungarorientierte *Die Drau* (1868–1929) und die den Habsburgern treue *Slavonische Presse* (1885–1922) hervor.<sup>15</sup> Der politische Hintergrund der beiden Zeitungen eröffnet die Frage nach einem zweiten kulturellen Einfluss auf Osijeker Schriftsteller: Ungarn. Da das Königreich Kroatien und Slawonien nach dem Ausgleich administrativ in das Gebiet Transleithanien eingeordnet war, bleibt der ungarische Einfluss auf die gesellschaftlichen Zustände stets präsent.

Im Unterschied zum dominierenden ‚Phäakentum‘ der Wiener Feuilletonisten vermerkt Johnston einen starken Aktivismus bei den ungarischen Schriftstellern: „Mehr noch als diejenigen Rußlands strebten Ungarns Intellektuelle danach, die Massen aufzurichten, und zwischen 1848 und 1860 waren es nur die Schriftsteller, die das Nationalbewußtsein der Ungarn aufrechterhielten.“<sup>16</sup> Andererseits rückt unter dem Druck der Magyarisierung die Frage des nationalen Bewusstseins des kroatischen Volkes in den Vordergrund. Als eine der Gegenbewegungen zur Dominanz von Fremdsprachen entsteht auch

---

<sup>13</sup> JOHNSTON 2006, S. 135.

<sup>14</sup> Unter Phäakentum versteht Johnston eine „Vorliebe für Lustbarkeiten und Selbsttäuschung [...], wie das Biedermeier an sich hatte.“ Ebda., S. 127.

<sup>15</sup> OBAD, Vlado: *Slavonische Presse*. in: OBAD, Vlado, [Hg.]: *Regionalpresse Österreich-Ungarns und die urbane Kultur*. Wien: Österreich Bibliotheken 2007, S. 115–164.

<sup>16</sup> JOHNSTON 2006, S. 346.



die kroatische illyrische Idee. Ihre stärkste Ausformung findet sie im Austroslawentum<sup>17</sup>, dessen Programm die Einheit aller kroatischen Länder fordert sowie Kroatisch als offizielle Sprache einzuführen versucht. Die Dominanz von und die Koalition mit Österreich und der deutschsprachigen Kultur werden aber nicht angezweifelt.<sup>18</sup> Da Jelica Belović-Bernadzikowska oben bereits als Anhängerin des austroslawistisch orientierten kroatischen Bischofs Josip Juraj Strossmayer vorgestellt wurde, ist ihre Arbeit in einem solchen aktivistischen Klima zu verstehen.

### **Jelica Belović-Bernadzikowska und die Gesellschaftskrise**

Dass der Erste Weltkrieg und die gesellschaftliche Krise, die ihm voranging, besonders auf den Gebieten des Balkans zu spüren sind, stellt Manfred Rauchsteiner fest:

Die Wurzeln des Kriegs reichten weit zurück, und er hätte auch schon früher ausgelöst werden können. In allen Krisen seit 1908 spielte Österreich-Ungarn eine wichtige Rolle. Es war immer wieder der Balkan, der zu explodieren drohte und Interventionen der Großmächte nach sich zog.<sup>19</sup>

Die folgende Analyse wird den Ausprägungen des Krisengefühls in den feuilletonistischen Texten von Jelica Belović-Bernadzikowska nachgehen, die in den zwei bekanntesten Osijeker Tagesblättern, *Die Drau* und die *Slavonische Presse*, veröffentlicht wurden.

---

<sup>17</sup> Verdeutschter Ausdruck für ‚austroslavizam‘ (austro = österreichisch und slavizam = Slawentum).

<sup>18</sup> Džoić, Dragomir: Austroslavizam, federalizam, jugoslavizam biskupa Josipa Jurja Strossmayera i Narodne stranke. In: Pravni Vjesnik 3–4/1999, S. 401–417.

<sup>19</sup> RAUCHSTEINER, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2013, S. 122.

## **Die Literaturkrise und das Arbeitsethos**

Der erste thematische Punkt, der in Belović-Bernadzikowskas Texten kritisch hervorgehoben wird, befindet sich im Bereich der Literatur:

Scheinheiliges Verschweigen aller persönlichen Erlebnisse, leerer Weihrauch für sie selber und für angebliche Freunde, viel Ziffern und Daten, das ist es, was unsere sämtlichen literarischen Berichte bringen; aber alles wirkliche Leben und Erleben, Empfinden und Denken wird ängstlich verschwiegen.<sup>20</sup>

Den Ästhetizismus der Impressionisten, der auch in Osijek gerne nachgeahmt wurde, verurteilt sie als veraltete Form. In diesen Zeilen lassen sich schon einige Charakteristika ihrer Lebensphilosophie erkennen: Enttäuschung über zwischenmenschliche Beziehungen und das Engagement für eine bessere, vom Aussterben bedrohte Schreib- und Lebensweise, die sie als die ‚wirkliche‘ bezeichnet. Diese sollte in Zukunft die Literatur, in diesem Falle die kroatische Literatur, kennzeichnen. Sie wird von den Ideen des kroatischen Bischofs Josip Juraj Strossmayer geleitet, der in seinen Reden Aufrichtigkeit und Offenheit als Kriterien definiert, anhand derer der wahre Wert der Dinge festgestellt werden kann.<sup>21</sup>

Belović-Bernadzikowska verurteilt „die Oede der starr und korrupt gewordenen Schriftstellermeinung Kroatiens“<sup>22</sup> und klagt weiterhin: „Leider herrschen bei uns sehr unklare Begriffe über soziale und schriftstellerische Moral, und viel zu großer Indifferentismus abscheulichen Persönlichkeiten gegenüber.“<sup>23</sup> Ihre Kritik stützt sich vor allem auf die Osijeker Zustände, wo der Generationenkonflikt schon jahrelang andauerte, ohne konkrete Erfolge oder erwünschte Verän-

---

<sup>20</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Dr. Ivan Krnic. Nuzgredni život. Ein Novellenband. Verlag der Buch- und Kunsthandlung Radoslav Bačić in Essek 1910. In: Die Drau. 31/1910, S. 2.

<sup>21</sup> STROSSMAYER, Josip Juraj: Izabrani književni i politički spisi. 1. Zagreb: Matica Hrvatska 2005, S. 136.

<sup>22</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: Dr. Ivan Krnic, S. 2.

<sup>23</sup> Ebda.

derungen zu erzielen, wie ihre Zeitgenossin, die Osijekerin Vilma Vukelić berichtet:

Während sich in den achtziger Jahren noch alles in ruhigem Fluß langsam aber stetig vorwärts bewegte, kam es in der Mitte der neunziger Jahre zu einem Umbruch. Der Konflikt zwischen den Alten und den Jungen, der bis dahin nur eine Ausnahmeerscheinung gewesen war, gewann immer mehr an Aktualität und wurde draußen in Europa zu einem in der Kunst und Literatur häufig abgewandelten Thema. Die Parole der ‚Jugend‘ wurde aufgeworfen. Jugend aber bedeutete eine Ablehnung überlebter Vorurteile und somit auch den verschärften Kampf zwischen den Generationen, denn die Alten waren nicht gesonnen, ihre Positionen zu räumen und das Recht der Jungen auf Selbstbehauptung und Selbstbestimmung anzuerkennen.

Die Wellen dieses Kampfes gingen so hoch, daß sie mit ihren letzten Ausläufern sogar bis Essek [Osijek] drangen!<sup>24</sup>

Der Generationenkampf wird sowohl im familiären als auch im öffentlichen (z. B. literarischen) Leben ausgetragen. Die Jungen verlangen neue Kriterien zur Literaturbewertung: Das schriftstellerische Gewerbe sollte ein Arbeitsethos haben, welches sich vor allem auf eine an Idealen orientierte Persönlichkeit des Schriftstellers stützt.

Belović-Bernadzikowskas Kritik enthält aber nicht nur negative Bemerkungen, sondern zeigt auch mögliche Vorbilder auf. Sie stellt zum Beispiel den Schriftsteller Ivan Krnić als ein Vorbild vor:

In inniger Liebe zur kroatischen Literatur deckt er alles auf, was er erlebte und sah und was nicht schön und nicht gut ist, auf diesem schönen Arbeitsfelde, wo sich bei uns leider so viele Streber und Taugenichtse herumtummeln und ehrlicher Arbeit die Wege versperren.<sup>25</sup>

---

<sup>24</sup> VUKELIĆ, Vilma: Spuren der Vergangenheit. München: Verlag Südosteuropäisches Kulturwerk 1992, S. 286.

<sup>25</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: Dr. Ivan Krnić, S. 2.

Patriotische Gefühle, Moral und ein intaktes Arbeitsethos sind der Autorin nach erwünschte und viel zu seltene Charakteristiken der kroatischen Schriftsteller. Was Belović-Bernadzikowska an ihren Zeitgenossen kritisiert, ist sozialgeschichtlich nachvollziehbar in Anbetracht des sich aufschwingenden Kapitalismus und der rapide wachsenden Industriegesellschaft am Anfang des 20. Jahrhunderts: „Das Geld entfremdet die Menschen sich selber, zerstört die Ideale, depraviert die Talente, prostituiert Künstler, Dichter und Forscher, macht aus Genies Verbrecher, aus geborenen Fürsten Abenteurer und Hasardeure.“<sup>26</sup>

Die Vergeudung der menschlichen Qualitäten im sinnlosen Dasein betrachtet Belović-Bernadzikowska als die größte Sünde: „In unserer Zeit, die so viele unfrohe, an der Oberfläche der Dinge haftende Menschen zeitigt, gilt immer noch an erster Stelle das Wort Ruskins: die hilfreichste, heiligste Arbeit [...]“<sup>27</sup>. Es ist die in ihren Texten als ‚wirklich‘ bezeichnete praktische Arbeit, die die Menschen auf ‚die rechte Bahn‘ zurückbringt und ihnen ein befriedigendes Leben sichert. Dies gilt nicht nur für Männer, sondern auch für Frauen, die durch das erlernte Benutzen von Nadel und Schere eine Rückkehr zur Volkskunst finden sollten. Ihr Arbeitsethos heißt: Nützlich sein und dabei die ‚richtige‘ (Volks-)Kunst anstreben. Die moderne ‚Kopierkunst‘ führe dagegen zur Degeneration: „Auf dem Gebiete *moderner* Handarbeiten sieht auch Prof. Vukasović viel Degeneration und Geschmacklosigkeiten.“<sup>28</sup>

In diesen Forderungen manifestiert sich, wie Mathias Mayer anhand von Kurt Flaschs Texten zeigt, eine „Krise des Rationalismus und [ein] Erstarken der Tat-Ideologie und des Kollektivismus.“<sup>29</sup> Bei Belović-Bernadzikowska ist es praktische (Hand-)Arbeit, die zu einer besseren Volksgemeinschaft (zurück)führen solle. In diesem Sinne ist

---

<sup>26</sup> HAUSER, Arnold: Sozialgeschichte der Kunst und Literatur. München: Verlag C.H. Beck 1983, S. 799.

<sup>27</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Die Strickerei als Volksarbeit bei den Südslaven. In: Die Drau. 148/1910, S. 2

<sup>28</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Südslavische Volkskunst. In: Die Drau. 173/1913, S. 2.

<sup>29</sup> MAYER, Mathias: Der Erste Weltkrieg und die literarische Ethik: Historische und systematische Perspektiven. München: Wilhelm Fink Verlag 2010, S. 16.

die Autorin über die Einstellung des durchschnittlichen Beamten empört: „Die meisten sind aber keine Charaktere, vielmehr Streber, Protektionsemporkömmlinge und habgierige Leutchen, die ihre fetten Stellen nicht wenig mißbrauchen.“<sup>30</sup> Das größte Problem findet Belović-Bernadzikowska in einer allgemeinen Degeneration der Persönlichkeit und dem ‚Verlust eines authentischen Ichs‘<sup>31</sup>.

### **Krise der Persönlichkeit**

Wie die zwölf Jahre ältere Frauenrechtlerin Rosa Mayreder setzt sich Belović-Bernadzikowska für die Verbesserung der allgemeinen Frau-enlage ein. Sie bemüht sich um das Aufheben des Lehrerinnenzölibats, verlangt die Gleichberechtigung der Frau in der Ehe und an Arbeitsstellen:

Ob es den Männern gefällt oder nicht, starrt uns doch die Tatsache ins Gesicht, daß Frauen aller Stände jeden Tag mehr auf den Arbeitsmarkt gezogen werden, und unter den Umständen ist es ebenso ungerecht, als grausam, sie unter Nachteilen und Unvermögen leiden zu lassen, die ihren Fortschritt und ihre Anstrengungen im grimmigen Wettbewerb des modernen Daseinskampfes unterbinden und belasten.<sup>32</sup>

Wie Mayreder betrachtet sie Frauenbewegung und Emanzipation als Folgen der Industrialisierung.<sup>33</sup>

Manchmal schreibt sie sehr direkt und provozierend, an anderen Stellen ist sie heiter und satirisch, doch alles mit demselben Ziel – mehr gesellschaftliche Freiheiten für Frauen zu erlangen, wie sie hier am Beispiel der Damenohrfeige zeigt. Sie bespricht die Tatsache, dass

---

<sup>30</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Der Schulinspektor. In: Die Frau. 28/1911, S. 2.

<sup>31</sup> Vgl: KOCH, Lars: Der Erste Weltkrieg als Medium der Gegenmoderne: Zu den Werken von Walter Flex und Ernst Jünger. Würzburg: Königshaus u. Neumann 2006, S. 332.

<sup>32</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: Die Feministin, S. 2–3.

<sup>33</sup> JOHNSTON 2006, S. 167–168.

Damenohrfeigen unter Frauen immer populärer werden, was sie als Frauenrechtlerin begrüßt: „Nichts anderes als Legendenzerstörerin wollte ich sein. Das Bild von der bedingungslosen Frauensanftmut ist nicht mehr – eine Ohrfeige, die Nachfolgerinnen fand – hat es für alle Ewigkeit zerklatscht.“<sup>34</sup> Sie verteidigt den neuentstandenen Trend, weil sie in ihm Potenzial für die Emanzipation der Frau erkennt.

Wie Mayreder unterzieht Belović-Bernadzikowska die allgemeine Situation der Frau einer tieferen Analyse mit der Schlussfolgerung, dass die Frau einen gemäßigten und festen Charakter aufbauen sollte. Ihr Urteil ist daher hart gegenüber den meisten ihrer Zeitgenossinnen: „Politisches Geschrei, persönlicher Neid und das bekannte Monopolisieren, Strebertum und Kliquenwesen, das bei uns viel zu viel herrscht, gönnen auch keiner unseren [sic] besten Frauen ihr Plätzchen an der Sonne.“<sup>35</sup> Es muss dabei erwähnt werden, dass sie eine tiefe Freundschaft mit den Osijeker Schriftstellerinnen Vilma Vukelić und Josipa pl. Glembay verbindet, was darauf hindeutet, dass sie nicht eine frauenfeindliche Position einnimmt, sondern versucht, ihre Vision des besseren Menschentums hart und gerecht durchzusetzen und Menschen allgemein zu Besserem zu motivieren. Ein realisierbares Ziel ist es, Frauenverbände zu organisieren, was ein Zeichen von Fortschritt und Kultur sei:

Was einer kroatischen Frauenbewegung aber am meisten im Wege steht, ist die Uneinigkeit der wenigen Frauen, die bei uns als Führerinnen in Betracht kämen. Diese Uneinigkeit ist ein Zeichen der großen Rückständigkeit in der Kultur gegenüber den Frauen anderer Kulturländer.<sup>36</sup>

Die meisten Ratschläge und Kritiken schöpft sie aus der eigenen Erfahrung. Besonders betrifft dies den Status der Lehrerinnen und gebildeten Frauen: „Bei uns gibt es noch sehr wenig Leute, die eine ge-

---

<sup>34</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Damenohrfeigen. In: *Die Drau*. 178/1912, S. 2.

<sup>35</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Frau Zorka Howorka. In: *Die Drau*. 154/1910, S. 2.

<sup>36</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: *Die Feministin*, S. 4.

bildete Frau nur ihrer Bildung selbst wegen achten oder mehr achten, als andere minder gebildete Frauen. Und das Finden einer gutbezahlten Stelle ist bei uns noch eine sehr schwere Sache.“<sup>37</sup> Da sie die Anstellungen mehrmals wechselt, beklagt sich die Autorin in einem ihrer Texte, dass sie keinen ständigen Aufenthaltsort hat.<sup>38</sup> Um ihre Kolleginnen vor einem so unsicheren Schicksal zu bewahren, versucht sie in ihren Texten ihr Publikum davon zu überzeugen, dass es an der Zeit sei, dies zu ändern. Den idealen Zeitpunkt, um die Situation zu verbessern, erkennt sie im Kriegeausbruch: „Wenn die Frauen jetzt klug genug sind, den richtigen Augenblick zu erfassen, so können sie allen Gegnern der Frauenbildung und Emanzipation beweisen, wie wenig weitblickend ihr Standpunkt ist.“<sup>39</sup> Da die Männer zum Kriegsdienst eingezogen werden, sollen sich die daheim gebliebenen Frauen in allen Bereichen des Lebens beweisen, um ihre Emanzipation zu erkämpfen: „[D]as Ideal [...], die Frau als Mitmensch und Mitkämpferin.“<sup>40</sup>

Ihre Kritik an dem, was sie 'moderne Persönlichkeit' bezeichnet, gilt aber nicht nur den Frauen. Feste Charaktere, Bildung und Nützlichkeit sollen allen als Leitbilder dienen. Als Ethnologin verherrlicht sie vor allem das Volksideal und die Rückkehr zur Volkskunst gegenüber dem modernen „Egoismus der Massen“<sup>41</sup>. Das Sich-Verlieren in der Masse bedeutet für sie die Absage an das Leben:

Es muß gesagt werden: die Welt war schon gar zu übermütig! Vor dem Kriege galt uns das Leben oft nicht zu viel, leichtsinnig und gedankenlos spielten wir mit ihm. Wären wir auch sonst so weit gekommen, so weit in Haß und Bosheit, Mordlust und Überhebung über alles Gute und Edle?<sup>42</sup>

---

<sup>37</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: Die Feministin, S. 3.

<sup>38</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Mein altes Traumbuch. In: Die Drau. 2/1910, S. 2.

<sup>39</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: Frauenarbeit, S. 3.

<sup>40</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Eisenbahnunglück. In: Die Drau. 92/1914, S. 3.

<sup>41</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: Der Schulinspektor, S. 3.

<sup>42</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Das große Sterben... In: Die Drau. 248/1914, S. 2.

Einigermaßen vertritt Belović-Bernadzikowska auch biedermeierliche Ideale wie Maßhaltung und die Suche nach dem Außerordentlichen im Gewöhnlichen und Alltäglichen: „Lebten wir in einer kultivierten Zeit, ja nur in einer Zeit, die das Außerordentliche auch in einer stillen Manifestation sehen kann.“<sup>43</sup> Da sie andererseits veralteten gesellschaftlichen Normen den Kampf ansagt, sollte diese Stelle als Einfluss des redefreudigen impressionistischen Feuilletonstils nach Wiener Art betrachtet werden, der eine Mischung aus verschiedenen Schreibstilen und Ideen aufweist.

Sie schreibt auch über triviale Themen wie das Küssen, wobei sie nicht versäumt, die eigene Vision des südslawischen Esprit im deutschsprachigen Medium zu verewigen: „Die Südslaven, Kroaten und Serben sind ein kußfreudiges Volk.“<sup>44</sup> Das Streben nach Veränderungen und die Darstellung der Gesellschaftskrise sind aber ihre Hauptziele, sogar wenn sie über das Private schreibt: „Wie ist es möglich, daß wir Liebeslieder singen und doch ein Liebesleben führen, wie das, welches heute geführt wird, und eine Sittenlehre haben, gleich der, die heute herrscht?“<sup>45</sup> Nicht nur Belović-Bernadzikowska kritisiert die aufgezwungenen Verhaltensnormen, die das Privatleben des Einzelnen bestimmen, sondern auch Vukelić, die aus eigener Erfahrung über die traditionellen arrangierten Ehen ihrer Mitbürger schreibt:

Natürlich endeten diese konventionellen Ehen nicht immer mit einem Bruch, im Gegenteil. Sie bildeten in vielen Fällen ein schweres Joch, das beide Teile, den eisernen Gesetzen einer unverbrüchlichen Konvention folgend, bis an ihr Lebensende trugen. Es gab Frauen, die grau und alt wurden, ohne je erfahren zu haben, was Liebe ist.<sup>46</sup>

Ihre Haltung dem ‚modernen Leben‘ gegenüber ist ambivalent: Einerseits begrüßt Belović-Bernadzikowska die Veränderungen des

---

<sup>43</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Petar Ročić. In: *Die Drau*. 173/1910, S. 3.

<sup>44</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Vom Küssen. In: *Die Drau*. 103/1914, S. 2.

<sup>45</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: *Das große Sterben...*, S. 2.

<sup>46</sup> VUKELIĆ 1992, S. 306.



Frauenstatus durch den kapitalistischen und kriegsbedingten Arbeitsmarkt, andererseits warnt sie vor der modernen Lebensweise im Allgemeinen. Sie nennt Nathalie in *Wilhelm Meister* als Vorbild, weil sie die Menschen durch positive Wirkung verändert, und beschließt: „Wir modernen Menschen haben aber mit uns selbst, mit unserem eigenen Leben und Leibe das Gegenteil getan. Und wir sind dabei niedrig und wenig glücklich geworden.“<sup>47</sup>

Als Wissenschaftlerin nutzt sie europäische wissenschaftliche Zeitschriften, um anthropologische Erkenntnisse zur slawischen Kultur zu publizieren, doch zur gleichen Zeit weist sie auf ihre Grenzen hin:

Die Wissenschaft hat uns nicht über alles aufgeklärt, am wenigsten tat sie es über das Problem des Lebens und der Liebe, als der allmächtigen Erhalterin des Lebens! So wird es den Schrecken des Krieges vorbehalten bleiben, uns darüber gründlich zu belehren. Eine Lehre, die mit Blut geschrieben ist, ein Buch, dessen Illustrationen mit Feuer gezeichnet sind.<sup>48</sup>

Diese Ambivalenz ist verständlich, wenn die damals gängige Auffassung von ‚Modernität‘ berücksichtigt wird. Johannes Weiß erklärt:

Das Maß der Fortschrittlichkeit und damit der Modernität aber ist abzulesen am Grad der Befreiung von den überkommenen Beschränkungen und Ausgrenzungen geistiger und gesellschaftlicher Art resp., positiv betrachtet, am Grad der Durchsetzung wahrhaft universeller, nichts und niemanden ausschließender Formen des Denkens und des gesellschaftlichen Handelns. [...] [A]ntimodern [ist] alles, was dieser Fortschrittsdynamik entgegensteht und entgegenwirkt.<sup>49</sup>

---

<sup>47</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: Das große Sterben..., S. 2.

<sup>48</sup> Ebda., S. 3.

<sup>49</sup> WEISS, Johannes: Antinomien der Moderne. In: NAUTZ, Jürgen; VAHRENKAMSS, Richard [Hg.]: Die Wiener Jahrhundertwende. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1993, S. 53.

In ihren Überlegungen befasst sich Belović-Bernadzikowska mit allen Bereichen des Lebens – von privaten Beziehungen bis zum Berufsleben. In allem leitet sie eine „Sehnsucht nach den wahren Werten“.<sup>50</sup> Die Werte, die sie propagiert, entstehen vor allem aus den persönlichen Erkenntnissen und der sozial-politischen Situation, in der die Autorin lebt. Um dies zu verdeutlichen, soll noch auf diejenigen Stellen in ihren Texten hingewiesen werden, in denen das Gefühl der gesellschaftlichen Wende während des Krieges deutlich wird.

### **Hoffnung auf die gesellschaftliche Wende**

Als eine mögliche Erklärung für die allgemeine Kriegsbegeisterung 1914 schreibt der französische Historiker Pierre Renouvin:

Menschen – Krieger mehr als andere – wollten, dass dieser Krieg der letzte ist und hofften, dass ihr Opfer ihre Kinder verschonen wird, je solche Versuchung zu erfahren. Um diese Schmerzen zu ertragen, musste die Menschheit daran glauben, dass aus der Krise eine bessere Welt entstehen würde.<sup>51</sup>

Man glaubte daher an den ‚Verteidigungskrieg‘ als einziges Mittel zur Verteidigung von Kultur gegen ‚Unkultur‘. Diese Propaganda wurde besonders aktiv an der Grenze der Monarchie verbreitet, wie Rauchsteiner bemerkt:

Das war im Hinblick auf die Slawen der Monarchie wichtig, aber auch im Hinblick auf jene politischen Gruppen, die, wie die österreichischen Sozialdemokraten, bei der Beratung über das Kriegseistungsgesetz deutlich gemacht hatten, dass sie die Berechtigung, einschneidende Maßnahmen zu erlassen, nur im Fall eines Verteidigungskriegs akzeptieren würden.<sup>52</sup>

---

<sup>50</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: Das große Sterben..., S. 3.

<sup>51</sup> RENOUVIN, Pierre: *Europska kriza i prvi svjetski rat*. Zagreb: Golden marketing, Tehnička knjiga 2008, S. 464. Übersetzung ins Deutsche von Stephanie Jug.

<sup>52</sup> RAUCHSTEINER, Manfred 2013, S. 132.

Bereits die austroslawische Orientierung der Autorin erklärt ihre Treue zur Monarchie, diese wird noch dadurch bestärkt, dass der Krieg als eine Art kulturelle Katharsis<sup>53</sup> gedeutet wird, wie das folgende Zitat veranschaulicht:

Alles kann in geordneten Bahnen weitergehen, nichts braucht zu stocken oder gar zugrunde zu gehen, Bedingung ist nur, daß das öffentliche Leben umorganisiert wird, daß gewisse soziale Unterschiede und Vorurteile verschwinden. Vorurteile wie zum Beispiel jenes, daß eine Dame nicht mehr für vornehm gilt, wenn sie produktive Arbeit schafft. Bedingung ist ferner, daß man eine Arbeitsnachweisstelle ins Leben ruft, die es ermöglicht, jede Kraft auf den Platz zu stellen, an dem sie am dringendsten gebraucht wird und den sie durch ihre individuellen Fähigkeiten am besten ausfüllen kann. Würde diese Aktion in weitgehendem Maße durchgeführt werden, dann brauchen wir die wirtschaftlichen Folgen des Krieges nicht zu fürchten. Im Gegenteil. Der Krieg wird die Herzen der Menschen wieder aufrütteln, und Haß und Verlogenheit, Falschheit und Neid bloßlegen und brandmarken. Was gut und eitel ist, wird auch in der Not nicht verzweifeln. Der Krieg wird klarere Situationen schaffen. Falschen, neidischen Verwandten und Freunden wird der Firnitz von der Fratze gerissen und keiner wird mehr durch den Schaden des anderen sich bereichern. Luxus und blödes Faulenzertum hat keine Berechtigung mehr.<sup>54</sup>

Belović-Bernadzikowska listet verschiedene gesellschaftliche Probleme auf: soziale Unterschiede ausgleichen, Vorurteile bekämpfen, Gleichstellung der Frau sichern, produktive Arbeit fördern, ehrlichere zwischenmenschliche Beziehungen aufbauen. Sie entwirft eine soziale Utopie von einem friedlichen und freien Zusammenleben aller Slawen

---

<sup>53</sup> Der Erste Weltkrieg wird auch in Walter Flex' Werk als kulturelle Katharsis gedeutet. Siehe: KOCH 2006, S. 331.

<sup>54</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: Frauenarbeit, S. 2.

und Österreich-Ungarn. Über politische Gefüge und Organisationen schreibt sie nicht.

Obwohl aus heutiger Sicht schwer nachvollziehbar, wird sie in ihrer Kriegsbegeisterung vom Wunsch nach Humanität, Menschlichkeit und Freiheit geleitet. Der Krieg wird daher als „eine nationalpädagogische Notwendigkeit“<sup>55</sup> betrachtet: „Das große Sterben, das jetzt in diesen schweren Tagen die ganze Welt heimsucht, soll unser neuer Sittenlehrer werden. Das große Sterben ringsumher, es soll uns eine *neue Liebe zum Leben lehren*.“<sup>56</sup> Es ist ein Versuch, die Kultur der Mittelmäßigkeit und die traditionellen bürgerlichen Ansichten zu überwinden. Es wird nach dem Außerordentlichen, Großen gesucht, das das Leben neu definieren könnte: „Unsere Zeiten sind heroische Zeiten.“<sup>57</sup> Der Beginn des Krieges bekräftigt nur ihre Ansichten und gibt Anlass zur direkteren Kritik der eigenen Umwelt:

Der Osijeker hat den Krieg noch nicht auf eigenem Leibe gespürt und daher seine Hartherzigkeit weniger Glückseligen gegenüber. Liebenswürdigkeit, Trost, Rücksichten, Güte, Mildherzigkeit, das sind Dinge, die in Osijek heute nur wenige Auserwählte noch kennen! Für so ungreifbare und ideelle Dinge ist der Durchschnittsosijeker kaum zu haben. Er hat und liebt seine täglichen Tratschereien, sein nicht allzuschweres Sorgenbündel, seine privaten Beschwerden, seine eigenen Eigenheiten. [...] Durch diese große Portion an Egoismus wurde der brave Osijeker in diesen langen Kriegsmonaten, was er nicht gewesen ist: voll Stolz auf sich selbst. Diese Leute, die als kopfhängerisch, kleinstädtisch, veraunzt und kleingeistig verschrien sind, tragen nun den Kopf steifer im Nacken.<sup>58</sup>

---

<sup>55</sup> So lautet ein Kapitel über Walter Flex in: KOCH 2006, S. 97–110.

<sup>56</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA: Das große Sterben..., S. 2.

<sup>57</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Ueber die weibliche Dienstpflicht. In: Slavonische Presse. 69/1915, S. 1.

<sup>58</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Des Osijeker Kriegsphysiognomie. In: Slavonische Presse. 97/1915, S. 2–3.

Als Vergleich und Bestätigung ihrer Meinung über die Osijeker Gesellschaft (nicht aber über den Krieg) wird ein Zitat ihrer Zeitgenossin, der Schriftstellerin Vilma Vukelić herangezogen:

Die allgemeine Meinung der Kleinstadt duldete keine Abweichung von der Linie. Alles, was darüber hinausging, wirkte als beleidigende Selbstüberhebung. Das Leben war ein für allemal in festen Formen aufgebaut, die sich im Verlauf der Jahrzehnte nur wenig geändert hatten. Innerhalb derselben war bisher alles aufs beste gediehen. Die Vermögen waren gewachsen, die Geschäfte hatten sich erweitert, die Beziehungen sich befestigt. Man fühlte sich sicher in seiner Haut, saß zufrieden auf dem angewiesenen Platz innerhalb des festgefügt Systems, von dem man annahm, es würde die Ewigkeit überdauern, und wollte sich von vorlauten, modern angekränkelten Leuten nicht hineinstümpfern lassen, in diese solide Welt, in der alles seinen Namen, seine Rangordnung und seinen Preis hatte.<sup>59</sup>

Das Verharren der meisten ihrer Mitbürger im Durchschnitt, in der Mittelmäßigkeit, verurteilt Belović-Bernadzikowska streng. Aus der Kritik am Milieu der Kleinstadt Osijek mit ihrer hedonistischen Oberschicht, die Lebensweisen anderer Großstädte kopiert, anstatt sie zu kreieren, entsteht ihr Wunsch nach einem gründlichen gesellschaftlichen Wandel. Dieser soll die veralteten Traditionen, die zur Mitte des 19. Jahrhunderts vielleicht angemessen waren, in Frage stellen und neue Perspektiven eröffnen:

Während sich in fernen Landen allerlei Dinge ereignen, wie solche nur der große Zug dieser Zeit gebärt, während sich allüberall gewaltige Veränderungen ankündigen, während sogenannte Ewigkeitswerte außer Kurs gesetzt werden und neue Erscheinungen größte Bedeutungskraft gewinnen, während anderswo die Welt sozusagen von unterst zu oberst gekehrt wird und man die Menschheit zu einem vollständigen Umlernen und Neuwerten zu erziehen

---

<sup>59</sup> VUKELIĆ 1992, S. 286.

beginnt, äußert sich der ungeheure Wandel der Zeiten bei uns ganz anders. Gewiß stehen auch wir in Osijek an der Schwelle einer neuen Zeit, stehen auch wir vor jenem großen Wendepunkt, wo man endlich daran denken muß, in das Gerümpel von verblaßten und brüchig gewordenen Idealen und althergebrachten Begriffen etwas neue Ordnung zu bringen. Kriegsordnung nämlich. Allein, ist's ein eingefleischter Osijeker Konservatismus, oder noch eingefleischtere Bequemlichkeit – wir Osijeker tun auch nichts dergleichen, wir lassen die Dinge einstweilen ihren Lauf nehmen, ohne an der ideellen Neuschöpfung dieser Welt viel mitzuwirken.<sup>60</sup>

Nach einem langen enttäuschenden Kriegsjahr erkennt Belović-Bernadzikowska, dass die veränderte Welt nicht ihrer Vision entsprechen kann und zieht sich resigniert aus der Osijeker Gesellschaft zurück: „Osijeks Riviera!?... Blut und Qualen, Haß und Rache, Niedrigkeit und Heuchelei, Schmerz und Greuel: Das ist das Los des Menschengeschlechtes.“<sup>61</sup>

## Schlussfolgerung

Im Beitrag wurden Feuilletons der Autorin Jelica Belović-Bernadzikowska analysiert, die in der *Drau* und der *Slavonischen Presse*, den zwei Osijeker deutschsprachigen Zeitungen, am Anfang des 20. Jahrhunderts publiziert worden waren. Die Analyse zeigt die wichtigsten thematischen Punkte in den Feuilletons von Belović-Bernadzikowska, und erläutert das Gefühl der Gesellschaftskrise vor dem Ersten Weltkrieg näher: Literatur und Arbeitsethos, Persönlichkeit und gesellschaftliche Veränderungen. Da es sich bei Belović-Bernadzikowska um eine in Osijek geborene Schriftstellerin handelt, musste von einer spezifischen Gesellschaftssituation am Rande der Monarchie ausgegangen werden. Diese ist determiniert durch die politischen Be-

---

<sup>60</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Der Traum einer Osijeker Hausfrau. In: Slavonische Presse. 237/1915, S. 1.

<sup>61</sup> BELOVIĆ-BERNADZIKOWSKA, Jelica: Die Osijeker Riviera. In: Slavonische Presse. 262/1915, S. 4.

streben der kroatischen austroslawisch orientierten Denker wie Josip Juraj Strossmayer, das Kleinstadtmilieu von Osijek und die Tradition der südslawischen Völker, die sie als Ethnologin bewahrte und weiterverbreitete.

Von den restlichen Einflüssen, die in der ganzen Monarchie am Anfang des Jahrhunderts beobachtet werden können, werden Emanzipationsversuche der Frauen, das allgemeine Klima einer Dekadenz und der als schal empfundene Biedermeier-Lebensstil erwähnt, sowie die rapide Industrialisierung und verschiedene gesellschaftliche Auswirkungen des Kapitalismus. Anhand ihrer eigenen Erfahrungen und ihres gesammelten Wissens entwickelt Belović-Bernadzikowska die Vision einer idealen Gesellschaft, die sie in ihren Texten anstrebt. Diese ist im Spannungsfeld zwischen einem fortschrittlichen positiven Denken über die Moderne und einem Sehnen nach verloren gegangenen Werten einer (südslawischen) Volksgemeinschaft angesiedelt.

Verwendet man Johnstons Klassifizierung in der Analyse von Belović-Bernadzikowskas Feuilletons, könnte man sagen, dass es sich bei dieser Autorin um eine engagierte Intellektuelle handelt, die sich im Generationenkonflikt des frühen 20. Jahrhunderts auf die Seite der neuen jüngeren Kräfte stellt. Dies bedeutet aber nicht notwendigerweise auch eine Absage an alle früheren Werte, sondern ein Konzept von den ‚wahren Werten‘, welches Erfahrungen aus der eigenen nationalen bzw. Volksgeschichte ebenso umfasst wie fortschrittliche Werte. Konkret findet man bei Belović-Bernadzikowska Begriffe wie ‚Volk‘, ‚Volkskunst‘ und ‚Patriotismus‘, alle in Bezug auf Österreich-Ungarn und das ‚slawische Volk‘ bzw. Kroatien, die auf einer geschichtlichen Perspektive aufgebaut werden. Andererseits stellt sie Ideen vor, die in kroatischen und slawonischen bzw. slawischen kleinstädtischen Verhältnissen keine oder mangelnde Aufmerksamkeit bekommen. Dazu gehören die Emanzipationsbestrebungen der Frauen und soziale Veränderungen, die, ihrer Ansicht nach, eine gerechtere, gebildeter und freiere Gesellschaft ermöglichen würden.

Belović-Bernadzikowska richtet ihre Bestrebungen nicht gegen die Moderne, sondern stellt sich dar als eine Kritikerin ihrer Zeit, die sowohl das Negative als auch das Positive der aktuellen gesellschaftli-

chen Lage zeigt. Ihr Ziel ist es, die Leser zu belehren. Zwischen all diesen Wünschen und Sorgen erscheint ihr der Krieg als Gelegenheit zur Entwirrung der lange andauernden unklaren Verhältnisse zwischen der aufstrebenden neuen Generation und der starren Gesellschaftssituation, die alte Normen und Gewohnheiten pflegt, auch wenn sie allen Sinn verloren haben.

## **Literaturverzeichnis**

- DŽOIĆ, Dragomir: Austroslavizam, federalizam, jugoslavizam biskupa Josipa Jurja Strossmayera i Narodne stranke. In: Pravni Vjesnik, 1999, Nr. 3–4, S. 401–417.
- HAUSER, Arnold: Sozialgeschichte der Kunst und Literatur. München: Verlag C.H. Beck 1983.
- KOLUMBIĆ, Nikica [Hg.]: Hrvatski Biografski Leksikon 1. A–B. Zagreb: Jugoslavenski leksikografski Zavod 1983, S. 625–627.
- JOHNSTON, William M.: Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2006.
- KOCH, Lars: Der Erste Weltkrieg als Medium der Gegenmoderne: Zu den Werken von Walter Flex und Ernst Jünger. Würzburg: Könighaus u. Neumann 2006.
- MAYER, Mathias: Der Erste Weltkrieg und die literarische Ethik: Historische und systematische Perspektiven. München: Wilhelm Fink Verlag 2010.
- OBAD, Vlado: Njemačko novinstvo Osijeka u promicanju građanske kulture. Osijek: Njemačka udruga Podunavskih Švaba u Hrvatskoj 2014.
- OBAD, Vlado: Slavonische Presse. in: OBAD, Vlado, [Hg.]: Regionalpresse Österreich-Ungarns und die urbane Kultur. Wien: Österreich Bibliotheken 2007, S. 115–164.
- RAUCHSTEINER, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2013.
- RENOUVIN, Pierre: Europska kriza i prvi svjetski rat. Zagreb: Golden marketing, Tehnička knjiga 2008.



- STROSSMAYER, Josip Juraj: Izabrani književni i politički spisi. 1. Zagreb: Matica Hrvatska 2005.
- ŠARIĆ, Salko: Dvije zaboravljene gospođe. In: MOST. 2004, Nr. 173. S. 28–32.
- VUKELIĆ, Vilma: Spuren der Vergangenheit. München: Verlag Südosteuropäisches Kulturwerk 1992.
- WEISS, Johannes: Antinomien der Moderne. In: NAUTZ, Jürgen; VAHRENKAMP, Richard [Hg.]: Die Wiener Jahrhundertwende. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1993, S. 51–61.

### **Feuilletons der Autorin Jelica Belović-Bernadzikowska:**

- Dr. Ivan Krnic. Nuzgredni život. Ein Novellenband, Verlag der Buch- und Kunsthandlung Radoslav Bačić in Essek. 1910. In: Die Drau. 1910, Nr 31.
- Die Strickerei als Volksarbeit bei den Südslaven. In: Die Drau. 148/1910.
- Frau Zorka Howorka. In: Die Drau. 154/1910.
- Mein altes Traumbuch. In: Die Drau. 2/1910.
- Petar Ročić. In: Die Drau. 173/1910.
- Der Schulinspektor. In: Die Drau. 28/1911.
- Damenohrfeigen. In: Die Drau. 178/1912.
- Die Feministin. In: Die Drau. 205/1912.
- Südslavische Volkskunst. In: Die Drau. 173/1913.
- Das große Sterben... In: Die Drau. 248/1914.
- Eisenbahnglück. In: Die Drau. 92/1914.
- Frauenarbeit zu Kriegszeiten. In: Die Drau. 228/1914.
- Vom Küssen. In: Die Drau. 103/1914.
- Die Osijeker Riviera. In: Slavonische Presse. 262/1915.
- Der Traum einer Osijeker Hausfrau. In: Slavonische Presse. 237/1915.
- Des Osijeker Kriegsphysiognomie. In: Slavonische Presse. 97/1915.
- Ueber die weibliche Dienstpflicht. In: Slavonische Presse. 69/1915.

# **„Der Nationalismus ist tot, es lebe der Nationalismus“**

## **Erscheinungsformen des Nationalismus im 21. Jahrhundert in Europa**

**Katharina GRUBER**

### **Einleitung**

Nationalismus ist wieder modern in Europa – in Anbetracht der vielen aktuellen Konflikte scheint er eine Renaissance zu erleben, die vielfach als Gefahr für ein geeintes Europa gesehen wird.

Angesichts der Denationalisierung, der Globalisierung, der Standardisierung und der Rationalisierung der Welt wurde dem Nationalismus bereits das Ende prophezeit. Prognosen gingen davon aus, dass Europa gerade nach den beiden Weltkriegen von nationalistischen Tendenzen befreit sei.<sup>1</sup> Der Nationalismus hat sich jedoch als ausdauerndes Phänomen erwiesen, das auch nach 1945 immer wieder in Erscheinung tritt. Laut Eric Hobsbawm habe die Menschheit zwar 1914 und dessen Folgen überlebt, gleichzeitig aber führten die Pariser Friedensverträge mit dem Versuch der Neuordnung Europas durch das Recht auf Selbstbestimmung der Völker zu einem erneuten Desaster, was die Nationalitätenkonflikte der neunziger Jahre beweisen.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> HOLZINGER, Wolfgang: Einleitung. Nationalismus – Versuch einer Annäherung an ein komplexes Thema. In: GUGGENBERGER, Helmut; HOLZINGER, Wolfgang [Hg.]: Neues Europa – Alte Nationalismen. Kollektive Identitäten im Spannungsfeld von Integration und Ausschließung. Klagenfurt: Drava-Verlag 1993, S. 14–38, hier S. 19; SALZBORN, Samuel: Nation und Nationalismus im 21. Jahrhundert. In: SALZBORN, Samuel [Hg.]: Staat und Nation. Die Theorien der Nationalismusforschung in der Diskussion (Staatsdiskurse 13, hg. von VOIGT, Rüdiger). Stuttgart: Steiner 2011, S. 9–13, hier S. 11f.

<sup>2</sup> HOBBSBAM, Eric: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München: Deutscher Taschenbuchverlag 2009, S. 38; 49f.

Die Presse ist auch im beginnenden 21. Jahrhundert voller düsterer Prognosen, die angesichts der zahlreichen sich in Europa ausbreitenden nationalistischen Tendenzen und Krisen ein Scheitern des Projekts eines vereinten Europas, ja gar einen neuen Krieg vorherzusehen glauben. Die Gefahr wachse täglich, dass Europa sich wieder zu einem Kontinent mit Nationen, die in ihren Nachbarn nicht Schicksalsgenossen, sondern Gegner sehen, zurückentwickle.<sup>3</sup> Gerade in Anbetracht des Gedenkjahres 2014 häuften sich darauf beziehende Artikel, woraufhin die Zeitschrift *Profil* ironisch feststellte:

An Gedenktagen wird gern ein bisschen Regietheater gegeben. Derzeit auf dem Spielplan: 100 Jahre Erster Weltkrieg. Das Stück kennt jeder, nacherzählen wäre fad, der Stoff mit seinen aufeinander losgehenden Kaiserreichen und einem erschossenen Thronfolger ist total 20. Jahrhundert. Also muss er neu interpretiert werden, und die Storyline geht jetzt so: Wir erleben eine neue Ära des Nationalismus, und da Nationalismus 1914 zum Weltkrieg führte, ist 2014 ein prima Anlass – nein, besser: ein schreckliches Vorzeichen –, dass unser Kontinent, anstatt in Jubiläumsfeierlichkeiten zu schwelgen, neuerlich im Unheil versinkt.<sup>4</sup>

Fest steht aber, dass der Nationalismus in Europa nach wie vor präsent ist und sich auch um das Jahr 2014 auf verschiedene Weise äußerte. Vorliegender Artikel gibt zunächst einen knappen Abriss über das Wesen und die unterschiedlichen Formen des Nationalismus, bevor darauf aufbauend mit dem Regionalismus in Südtirol, der Sprachengesetzgebung in Frankreich und den Unabhängigkeitsreferenda

---

<sup>3</sup> KISTER, Kurt: Nationalismus in der EU. Europa als Albtraum? In: Süddeutsche Zeitung, 13.05.2011. <http://www.sueddeutsche.de/politik/nationalismus-in-der-eu-europa-als-albtraum-1.1096791> (17.11.2015); STRAUBHAAR, Thomas: Der neue Nationalismus stürzt Europa in den Abgrund. In: Die Welt, 05.03.2014. <http://www.welt.de/wirtschaft/article125451311/Der-neue-Nationalismus-stuerzt-Europa-in-den-Abgrund.html> (17.11.2015).

<sup>4</sup> TREICHLER, Robert: Nationalismus in Europa. Schotten gut, alles gut? In: Profil, 25.09.2014. <http://www.profil.at/ausland/nationalismus-europa-schotten-378028> (08.12.2015).

in Schottland und in Katalonien einige ausgewählte nationalistische Aspekte dargestellt werden. Ziel dieser Arbeit ist es nicht, den Nationalismus in den betroffenen Ländern und Regionen vollständig zu erfassen, sondern vielmehr einzelne Bereiche davon hervorzuheben und diese miteinander in Beziehung zu setzen.

## **Nationalismus – eine Form der kollektiven Identität und der Gemeinschaft**

Identität und das Denken in nationalen Kategorien stehen miteinander in Verbindung, da sich das Individuum mit bestimmten Gruppen identifiziert und sich durch die Zugehörigkeit zu einer Nation eine kollektive Identität herausbilden kann. Nationalismus kann folglich als Integrationsideologie bezeichnet werden, welche ein Gruppen- und Zusammengehörigkeitsbewusstsein schafft und damit die Erkenntnis verbindet, eine gemeinsame Vergangenheit und eine gemeinsame Zukunft zu haben.<sup>5</sup> Neben der Berufung auf die Gemeinsamkeiten zeichnet sich Identität aber auch durch Abgrenzung aus: Dem ‚Wir-Bewusstsein‘ wird das ‚Sie‘ gegenübergestellt. Neben dem Bild des Eigenen wird im Nationalismus auch ein Bild des Anderen, des Fremden, im extremsten Fall des Gegners geschaffen.<sup>6</sup> Der Nationalismus wird meist als ein Kind des 19. Jahrhunderts betrachtet, seine Wurzeln gehen jedoch weiter zurück und bauen auf bereits vorhandenen Vorstellungen auf. Laut Hans-Ulrich Wehler versprach der Nationalismus ursprünglich ein demokratischeres und friedliches Zusammenleben jenseits von monarchischen Systemen.<sup>7</sup> Diese Vorstellung entspricht den Ideen Johann Gottfried Herders und Giuseppe Mazzini, zweier gedanklicher Wegbereiter des Nationalismus im 18. bzw. 19. Jahrhundert. Während Herder, dem allgemein nachgesagt wird,

---

<sup>5</sup> LANGEWIESCHE, Dieter: Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa. München: Beck 2000, S. 54.

<sup>6</sup> BERGEM, Wolfgang: Nation, Nationalismus und kollektive Identität. In: SALZBORN 2011, S. 165–185, hier S. 165.

<sup>7</sup> WEHLER, Hans-Ulrich: Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Essays. München: Beck 2003, S. 144f.

die Völker Mitteleuropas zum kulturellen und politischen Leben erweckt zu haben<sup>8</sup>, vor allem in der Sprache die Seele des Volkes, die Seele der Nation sah, stand für Mazzini die politische demokratische Neugestaltung Europas in Form von Nationalstaaten an erster Stelle. Sowohl Herder als auch Mazzini formulierten in ihren Schriften mit dem Begriff der Humanität bzw. *Umanità* eine Art Idealzustand einer zivilen Gemeinschaft, der aber erst erreicht werden müsse. Dazu müssten sich die Völker ihres ‚Nationseins‘ bewusst werden und sich als Nation selbst finden. Die Nationsbildung sei eine Voraussetzung dafür, dass jedes Volk eine ihm vorbestimmte Mission auf dem Weg zur *Umanità* erfülle. Jede Nation besitze daher auch einen Eigenwert und sollte friedlich mit den anderen koexistieren. Keine Nation sei besser als die andere. Aus diesem Grunde seien auch Nationalstolz und nationaler Konkurrenzkampf unangebracht.<sup>9</sup> Der Verlauf der Geschichte zeigte, dass letztere Vorstellung nicht haltbar war.

Inklusion und Exklusion sind im Nationalismus eng miteinander verflochten. Die Antwort auf die Frage nach den Kriterien für eine Zugehörigkeit zu einer Nation erlaubt die Unterscheidung von zwei Nationalismusmodellen. So wird ein ethnischer einem bürgerlichen Nationalismus gegenübergestellt (bzw. eine Kulturnation einer Staatsnation). Der ethnische Nationalismus, als dessen ‚Advokat‘ Herder gerne bezeichnet wird<sup>10</sup>, baut auf den fiktiven und realen kulturellen, historischen und sprachlichen Traditionen einer Gruppe auf und

---

<sup>8</sup> RUMPLER, Helmut: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie (Österreichische Geschichte 1804–1914, hg. von WOLFRAM, Herwig). Wien: Ueberreuter 2005, S. 154.

<sup>9</sup> Vgl. SUNDHAUSSEN, Holm: Der Einfluß der Herderschen Ideen auf die Nationsbildung bei den Völkern der Habsburger Monarchie (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 27, hg. von WANDRUSZKA, Adam). München: Oldenbourg 1973, S. 28f; 35ff.; MONSAGRATI, Giuseppe: Riflessioni sull’ europeismo di Mazzini prima e dopo il 1848. In: GUIDA, Francesco [Hg.]: Dalla Giovine Europa alla grande Europa. Roma: Carocci 2007, S. 25–38, hier S. 28f.; D’ALLESANDRI, Antonio: L’europeismo mazziniano tra teoria e realtà: il caso degli slavi del Sud. In: GUIDA 2007, S. 129–146, hier S. 130.

<sup>10</sup> IPPERCIEL, Donald: Constitutional democracy and civic nationalism. In: Nations and Nationalism. Hg. von BREULLY, John u. a. 13, 2007 (3), S. 395–416, hier S. 403f.

entspricht dabei jenen klassischen Kriterien, die meist als typische Merkmale einer Nation genannt werden. Der ethnische Nationalismus, der ein homogenes ‚Volk‘ anstrebt, schließt Menschen, die nicht über diese Merkmale verfügen, aus. Er stützt sich auf die Herkunft (*ethnos*) – als Angehöriger einer ethnischen Nation wird man in diese hineingeboren.<sup>11</sup>

Demgegenüber steht der bürgerliche/demokratische Nationalismus, der auf dem *demos* aufbaut und in dessen Zentrum der Wille und die politische Überzeugung des einzelnen Individuums stehen. Die Bevölkerung wird nicht durch kulturelle Faktoren (gemeinsame Sprache, Bräuche oder geteilte Geschichte) geeint, sondern durch ihr Bekenntnis zum Staat, seiner Souveränität und seinen Werten.<sup>12</sup> Eine solche Nation steht jedem offen, der ihre Werte anerkennt, denn sie ist nach Ernest Renan, dem großen Theoretiker der (westeuropäischen) Staatsnation, ein im Grunde täglich aufs Neue stattfindendes Plebiszit.<sup>13</sup>

Bürgerlicher Nationalismus gilt als offen und liberal und wird daher oft im Gegensatz zu dem auf dem *ethnos* basierenden Nationalismus, welcher als antiliberal und ausschließend angesehen wird, als moderne, ‚gute‘ Form des Nationalismus beschrieben. Dennoch überlappen sich die beiden Systeme, und eine klare Trennlinie ist schwer zu ziehen. So basiert der bürgerliche Nationalismus auf dem freien Willen der Bürger. Um als Bürger zu gelten, wird die Staatsbürgerschaft benötigt. Gerade der Zugang zu dieser ist jedoch wieder begrenzt und somit exklusiv.<sup>14</sup> Ein weiteres Untersuchungsfeld stellt die Rolle der Sprache dar, die eben nicht nur ein ethnisches Unterscheidungsmerkmal, sondern in ihrer Funktion als primäres Kommunika-

---

<sup>11</sup> Vgl. SALZBORN 2011, S. 10f.

<sup>12</sup> Vgl. ebda.

<sup>13</sup> RENAN, Ernest: Qu'est-ce qu'une nation? Hg. von LÉVI, Calmann. Paris: Ancienne Maison Michel Lévy Frères 1882, S. 7.

<sup>14</sup> BRUBAKER, Rogers: Ethnicity without groups. Cambridge u. a.: Harvard University Press 2004, S. 133f.; 141.

tionsmittel und Mittel zur Willensäußerung auch eine Konstituente des Staates bildet.<sup>15</sup>

Viele Theoretiker der Nationalismusforschung sind sich einig, dass der Nationalismus im heutigen Europa zwar an Bedeutung verliere, er aber trotzdem noch in verschiedenen Formen weiterexistiere. Er sei nun allerdings nicht mehr ein weltumspannendes politisches Programm mit souveränen Nationalstaaten wie noch im 19. bzw. zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Aufgrund von internationalen ökonomischen Entwicklungen und Globalisierungsprozessen habe die Nation wichtige Kompetenzen abgegeben. Dennoch existieren Nationen weiter, da sie als oberste Legitimierungsebenen bei politischen Entscheidungsprozessen gelten. Hobsbawm meint, dass Nationalismus heute ein Katalysator für andere Entwicklungen sei. Gerade deshalb erscheine Nationalismus allgegenwärtiger, als er eigentlich sei. Bewegungen beispielsweise, die für regionale oder partikuläre Interessen kämpfen, würden sich ein nationales Kostüm umhängen. Laut Hobsbawm sei die typische nationalistische Bewegung seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert negativ, also ein auf Regionen bezogener separatistischer Nationalismus.<sup>16</sup>

Vor allem nationale Kultur und Geschichte in den Bildungssystemen bestimmter Länder gewinnen immer mehr an Bedeutung.<sup>17</sup> Eine gemeinsame Vergangenheit stärkt nicht nur die Gemeinschaft, gibt kollektive Identität, sondern wirkt legitimierend für den Staat, die Nation oder eben den Regionalismus – auch wenn eine solche Vergangenheit erst (re)konstruiert werden muss. Bereits Renan stellte fest, dass bei der Erschaffung der Nation der historische Irrtum und das Vergessen eine Rolle spielen.<sup>18</sup>

---

<sup>15</sup> Vgl. IPPERCIEL 2007, S. 403f.

<sup>16</sup> HOBSBAWM, Eric J.: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag <sup>3</sup>2005, S. 193f; 204; 208; 219f.; LANGEWIESCHE, Dieter: Nachwort zur Neuauflage. Eric J. Hobsbawms Blick auf Nationen, Nationalismus und Nationalstaaten. In: HOBSBAWM <sup>3</sup>2005, S. 225–241, hier S. 231.

<sup>17</sup> Vgl. HOBSBAWM <sup>3</sup>2005, S. 220.

<sup>18</sup> Vgl. RENAN 1882, S. 2.

Benedict Anderson definiert Nationen daher auch als ‚vorgestellte Gemeinschaften‘. Selbst die Mitglieder der kleinsten Nation würden sich nie vollständig kennen bzw. einander begegnen. Erst durch das Bild einer gemeinsamen Vergangenheit, die ihren Ausdruck in Symbolen und Festen findet, entstehe die Vorstellung einer Einheit.<sup>19</sup> Auch Hobsbawm spricht von erfundenen Traditionen, die allerdings auf historisch Vorgegebenem fußen.<sup>20</sup>

## Erinnern und Vergessen – 150 Jahre italienische Einheit

An der Einigung Italiens bzw. deren Einbettung im kollektiven Gedächtnis der Italiener zeigen sich die Praxis der erfundenen Tradition und die damit einhergehenden Ungereimtheiten sehr deutlich – vor allem in Verbindung mit dem 2011 gefeierten Jubiläum zu 150 Jahren italienischer Einheit (*150° anniversario Unità d'Italia*). Als offizielles Gründungsdatum Italiens und als Hauptbezugspunkt des Jubiläums wird der 17. März 1861 genannt, also der Tag, an dem der König von Sardinien-Piemont, Vittorio Emanuele II., zum König von Italien ausgerufen wurde.<sup>21</sup> Hier muss schon die erste historische Korrektur gemacht werden, denn Italien war 1861 nicht vollkommen geeint. Wesentliche Teile der Apenninenhalbinsel fehlten noch und gehörten entweder zu fremden Mächten (wie Venetien, Friaul, Trentino und Südtirol) oder zum Kirchenstaat (wie Latium mit Rom). Diese Gebiete fielen erst 1866, 1870 und nach dem Ersten Weltkrieg an Italien.<sup>22</sup> Das italienische Risorgimento wird außerdem zu einer Zeit der ‚Helden‘ stilisiert. Das Ziel dieser Darstellung ist, dem Konzept der imaginierten Gemeinschaft Andersons entsprechend, ein ‚Wir-Gefühl‘ zu erzeugen.

---

<sup>19</sup> ANDERSON, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag 1988, S. 15.

<sup>20</sup> Vgl. LANGEWIESCHE 2005, S. 235.

<sup>21</sup> ALTGELD, Wolfgang: Das Risorgimento (1815–1876). In: ALTGELD, Wolfgang; LILL, Rudolf [Hg.]: Kleine italienische Geschichte. Stuttgart: Reclam 2004, S. 257–324, hier S. 313.

<sup>22</sup> BEALES, Derek; BIAGINI, Eugenio F.: Il Risorgimento e l'unificazione dell'Italia. Bologna: Il Mulino 2005, S. 8; 203.



gen und ein „Klebemittel für die Erfahrungsgemeinschaft Nation“<sup>23</sup> zu sein. Ganz in diesem Sinne wurde auch die offizielle Homepage für das Jubiläum 2011 gestaltet. Immer wieder wird der einigende Charakter der Feierlichkeiten, die eine Botschaft für Identität und nationale Einheit transportieren sollen, hervorgehoben.<sup>24</sup> In dieser Darstellung der italienischen Einigung zeigt sich eine Differenz zwischen dem Bild, das die Geschichtswissenschaft erarbeitet hat, und jenem, welches im kollektiven Gedächtnis gespeichert ist.<sup>25</sup> So wird die Einigung als von allen Italienern gewollt und geplant, als eine wahre nationale Wiedergeburt betrachtet, die unvermeidlich gewesen sei. Ein Mythos wird geschaffen. Tatsächlich aber war die Zusammenführung der verschiedenen Teile Italiens unter der Monarchie des Hauses Savoyen ein Produkt des Zufalls, diplomatischer Verhandlungen und militärischer Auseinandersetzungen, deren Ausgang keineswegs als absehbar gesehen werden konnte. Das Risorgimento basierte, anders als gerne dargestellt, nicht auf einem teleologischen Modell.<sup>26</sup>

Oft wird das Risorgimento auch als einheitliche Strömung betrachtet. In der Realität gab es aber verschiedene Bewegungen, von denen sich letztendlich die monarchistische durchsetzte. Bemerkenswert ist, dass die Ereignisse, welche im kollektiven Gedächtnis am präsentesten sind (wie Garibaldis ‚Zug der Tausend‘ 1860 oder der Mailänderaufstand 1848) als Teile der nationaldemokratischen Bewegung um Mazzini anzusehen sind. Letzten Endes, als es um die Form des geeinten Italien ging, konnte sich diese Richtung jedoch nicht behaupten und musste der Monarchie weichen.<sup>27</sup>

Großen Raum finden auf der Homepage die *luoghi della memoria*, die Erinnerungsorte. Es handelt sich dabei um Orte, die vor allem mit der Staatswerdung Italiens im Zusammenhang stehen. Die Palette der

<sup>23</sup> TRANIELLO, Francesco; SOFRI, Gianni: Der lange Weg zur Nation. Das italienische Risorgimento. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 2012, S. 17.

<sup>24</sup> 150 Anniversario Unità d'Italia: Verso il 2011. <http://tinyurl.com/unitaitalia150-verso-il-2011> (14.01.2016).

<sup>25</sup> Vgl. TRANIELLO; SOFRI 2012, S. 20.

<sup>26</sup> Vgl. ebda., S. 26; BEALES; BIAGINI 2005, S. 8.

<sup>27</sup> ALTGELD, Wolfgang: Risorgimento. In: JAEGER, Friedrich [Hg.]: Enzyklopädie der Neuzeit Bd. 11. Stuttgart/Weimar: Metzler 2010, Spalte 277.

angeführten Monumente und der Ereignisse, an die sie erinnern sollen, ist breit und greift zuweilen weit in die italienische Geschichte zurück, beispielsweise mit Monumenten von Dante Alighieri und Giovanni Boccaccio. Es wird viel Historisches bunt zusammengemischt, um das Bild einer noch weiter in die Vergangenheit zurückreichenden Nation zu erschaffen.<sup>28</sup>

Eine besondere Veranstaltung 2011 war die sogenannte *notte tricolore*, die laut Beschreibung der Website einen österlich-zukunftsfrohen Beigeschmack erhalten sollte. Die Veranstaltung fand in mehreren italienischen Städten in der Nacht auf den 17. März statt und sollte für die Italiener eine Gelegenheit sein, sich zusammenzufinden und das Anbrechen des Jubiläumstages gemeinsam zu zelebrieren. Um Mitternacht sollte die Hymne angestimmt werden.<sup>29</sup> Die Feierlichkeiten und das durch sie tradierte historische Erbe stehen jedoch in Spannung zu den Konflikten im Land, beispielsweise dem Nord-Süd-Gefälle und den damit verbundenen Separatismusströmungen.

Zwiespalten war der Umgang mit den Feierlichkeiten auch in den Medien in Südtirol (ital. Alto Adige). Zwar gilt der einst heftige Streit um Südtirol als beigelegt, dennoch zeigten Wahlergebnisse, dass italienischsprachige und deutschsprachige Einwohner kein Miteinander, sondern ein meist friedliches Nebeneinander pflegen. Während die deutschsprachige Bevölkerung zusehends eine eigene, durchaus von den Bindungen zu (Nord-)Tirol gelockerte Identität aufbaut, empfinden sich die Italiener weiterhin als solche.<sup>30</sup> Auch das Jubiläum machte diese Koexistenz sichtbar und schuf keine Einheit, sondern gab viel eher Anlass, um sich mit der kulturellen Zugehörigkeit der Provinz auseinanderzusetzen.

---

<sup>28</sup> 150 Anniversario Unità d'Italia: I luoghi della memoria. <http://tinyurl.com/italiaunita150-luoghi-memoria> (16.01.2016); 150 Anniversario Unità d'Italia: Mappatura su territorio nazionale. <http://tinyurl.com/italiaunita150-mappatura> (16.01.2016).

<sup>29</sup> 150 Anniversario Unità d'Italia: La notte tricolore. <http://tinyurl.com/italiaunita150-notte-tricolore> (16.01.2016).

<sup>30</sup> LILL, Rudolf: Südtirol in der Zeit des Nationalismus. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft 2002, S. 348.

Ein deutlicher Unterschied zwischen der Berichterstattung der deutschsprachigen und der italienischsprachigen Presse war erkennbar, wobei grundsätzlich galt, dass die Haltung gegenüber den Feierlichkeiten von der Sprache vorgegeben wurde.

Emotionale und das Jubiläum preisende Artikel kamen in der deutschsprachigen Tageszeitung *Dolomiten*<sup>31</sup> nicht vor. Eine nüchterne, distanzierte Haltung dominierte gegenüber den Feierlichkeiten. Einige Artikel gaben eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse der Jahre 1859 bis 1870 wieder, aber während auf der offiziellen Homepage der Feierlichkeiten stets eine Art nationaler Mythos spürbar war, wurde hier der Zufallscharakter der Einigung hervorgehoben: „Die staatliche Einheit Italiens kam endgültig erst nach zahlreichen Schlachten und Schachzügen der europäischen Mächte zustande.“<sup>32</sup> Es wurde auch betont, dass es Sardinien-Piemont war, welches die Einigung vorangetrieben hatten und eben nicht das ganze italienische Volk:

1850 war Italien noch immer in fünf Territorien aufgeteilt: das Königreich Piemont-Sardinien, Triebkraft der Einigung unter dem Haus Savoyen; das (habsburgische) Großherzogtum Toskana; die Herzogtümer Parma und Modena; das (bourbonische) Königreich Sizilien sowie der Kirchenstaat.<sup>33</sup>

In der Berichterstattung stand das Verhalten Luis Durnwalders, des ehemaligen Landeshauptmannes Südtirols, im Mittelpunkt. Sein Beschluss der offiziellen Nichtteilnahme Südtirols an den Jubiläumsfeierlichkeiten sorgte für Risse im Bild des Mythos der italienischen Einheit. Durnwalder betonte die Sinnlosigkeit dieses Jubiläums für Südtirol, denn niemand könne von den Südtirolern verlangen, die Einheit Italiens und damit die Loslösung von Österreich zu feiern. Eine

---

<sup>31</sup> Laut Verlagshaus Athesia die auflagenstärkste Zeitung in der Region Trentino-Südtirol. Vgl. Homepage der Athesia Unternehmensgruppe: *Dolomiten*. <http://www.athesia.com/de/lesen/dolomiten/> (16.01.2016).

<sup>32</sup> Italien feiert 150. Jubiläum der nationalen Einheit. In: *Dolomiten*, 07.01.2011. <http://www.stol.it/Artikel/Politik-im-Ueberblick/Politik/Italien-feiert-150.-Jubilaum-der-nationalen-Einheit> (17.01.2016).

<sup>33</sup> Italien feiert 150. Geburtstag – Truppenparade und Gala. In: *Dolomiten*, 02.06.2011. <http://www.stol.it/Artikel/Politik-im-Ueberblick/Politik/Italien-feiert-150.-Geburtstag-Truppenparade-und-Gala/> (17.01.2016).

Identifikation mit den Feierlichkeiten sei nicht möglich, da 150 Jahre geeintes Italien für die Südtiroler „die Trennung vom Vaterland, die Angliederung an Italien, Faschismus sowie die Nachkriegszeit mit der Verweigerung der Selbstbestimmung oder die bewusst falsche Auslegung des Ersten Autonomiestatuts“<sup>34</sup> bedeuten würden.

Ein anders Bild zeigte sich in der Berichterstattung der italienischsprachigen Zeitung *Alto Adige*, die das Jubiläum freudig begrüßte, deren Artikel aber von großer Enttäuschung über die nach Meinung der Verfasser nicht angemessenen Feierlichkeiten in Südtirol zeugten. Die kleinen Veranstaltungen, die dennoch inoffiziell stattfanden, wurden den Erwartungen vieler nicht gerecht. Vor allem italienische Touristen waren enttäuscht.<sup>35</sup>

Das Jubiläum wurde von der separatistischen Partei *Südtiroler Freiheit* und ihrer Vorsitzenden Eva Klotz auch als Anlass genommen, um erneut zu betonen, dass Südtirol nicht zu Italien gehöre und es sich um 92 Jahre der Annexion handle. Als eine Designerin ein traditionelles Südtiroler Trachtenkleid in den Farben der italienischen Trikolore entwarf, entwickelte sich ein regelrechter Kampf um die nationale Symbolik.<sup>36</sup>

---

<sup>34</sup> Niemand kann verlangen, dass wir 150 Jahre Italien feiern. In: Dolomiten, 07.02.2011. <http://www.stol.it/index.php/Artikel/Politik-im-Ueberblick/Lokal/Niemand-kann-verlangen-dass-wir-150-Jahre-Italien-feiern> (17.01.2016).

<sup>35</sup> Salghetti accusa la giunta di Bolzano: „In Piazza Municipio una festa da carbonari“. In: *Alto Adige*, 19.03.2011. <http://altoadige.gelocal.it/cronaca/2011/03/19/news/unita-d-italia-forum-salghetti-accusa-la-giunta-di-bolzano-in-piazza-municipio-una-festa-da-carbonari-3723721> (17.01.2016). Proteste in Alto Adige: dagli albergatori un manuale di storia sudtirolese per i turisti arrabbiati. In: *Alto Adige*, 27.3.2016. <http://altoadige.gelocal.it/cronaca/2011/03/27/news/unita-d-italia-forum-proteste-in-alto-adige-dagli-albergatori-un-manuale-di-storia-sudtirolese-per-i-turisti-arrabbiati-3787222> (17.01.2016).

<sup>36</sup> Unità d'Italia, proteste dei separatisti in Alto Adige: „No all'obbligo del tricolore“. In: *Alto Adige*, 07.01.2011. <http://altoadige.gelocal.it/cronaca/2011/01/07/news/unita-d-italia-proteste-dei-separatisti-in-alto-adige-no-all-obbligo-del-tricolore-3118719> (17.01.2016). Il dirndl tricolore fa infuriare Eva Klotz e Stocker: „Ridicolo“. In: *Alto Adige*, 25.05.2011. <http://altoadige.gelocal.it/cronaca/2011/05/25/news/il-dirndl-tricolore-fa-infuriare-eva-klotz-e-stocker-ridicolo-4283477> (17.01.2016).

Trotz der Existenz zweier Parallelgesellschaften und der damit verbundenen Streitpunkte wird die Lösung der Südtirol-Frage als beispielhaft für die Beilegung eines bilateralen Konfliktes in Bezug auf Minderheiten angesehen, die auch die Ausarbeitung der Charta der Regionalsprachen positiv beeinflusste.<sup>37</sup>

### **Sprachnationalismus in Frankreich am Beispiel der bretonischen Sprache**

Während sich in Südtirol die italienische Sprache und die deutsche Sprache gleichberechtigt gegenüberstehen und die deutsche Sprache als Minderheitensprache folglich nicht um ihre Zukunft fürchten muss, sieht die sprachpolitische Situation der Minderheitensprachen in Frankreich anders aus. Die Französische Republik gilt in Bezug auf ihre Sprachpolitik als speziell, da wie in keinem anderen europäischen Land die Sprache dort Gegenstand des öffentlichen Interesses ist. Französisch hat von allen romanischen Sprachen die längste sprachplanerische Tradition. Immer wieder wurde von staatlicher Ebene durch Erlässe eingegriffen, um die Sprache zu normieren bzw. sie vor ‚schädlichen‘ Einflüssen zu bewahren.<sup>38</sup>

Bei all dieser Aufmerksamkeit, die der französischen Nationalsprache zuteil wird, werden die Minderheitensprachen (unter anderen Bretonisch, Okzitanisch, Katalanisch), die als *langues régionales* bezeichnet werden, immer weiter an den Rand gedrängt. Obwohl die Regionalsprachen Frankreichs in einem Verfassungszusatz 2008 als kulturelles Erbe Frankreichs anerkannt wurden und der *Conseil régional de la Bretagne* 2004 die Existenz des Bretonischen neben dem Französischen für die Region bestätigte, blieb Bretonisch ohne offizielle Anerkennung auf nationaler Ebene. Bis heute ist es die einzige keltische Sprache ohne offiziellen Status.<sup>39</sup>

---

<sup>37</sup> Vgl. LILL 2002, S. 349.

<sup>38</sup> BRASELMANN, Petra: Sprachpolitik und Sprachbewusstsein in Frankreich heute (Romanistische Arbeitshefte 43, hg. von INEICHEN, Gustav; KIELHÖFER, Bernd). Tübingen: Max Niemeyer 1999, S. 1.

<sup>39</sup> Office Public de la Langue Bretonne: Situation sociolinguistique. <http://www.fr.breizhoneyg.bzh/6-situation-sociolinguistique.htm> (18.01.2016). BROUDIC, Fänc: Le

Bei der ablehnenden Haltung gegenüber den Regionalsprachen werden die Ideen der Französischen Revolution, wie beispielsweise die Gleichheit aller Bürger, instrumentalisiert.<sup>40</sup> Die Revolution hatte dem sprachnationalen Prinzip eine demokratische Legitimation gegeben. Ein nationales Einsprachigkeitsideal entstand, dessen Erbe noch heute existiert.<sup>41</sup>

Die Französische Revolution und der französische Nationalismus, der als klassischer Fall eines bürgerlichen Nationalismus gilt, zeigen auf, wie eng Sprache und demokratisches Selbstverständnis zusammenhängen. Sprache muss hier losgelöst von den Vorstellungen Herders nicht als ethnisches Unterscheidungsmerkmal, sondern als Mittel zur Meinungsäußerung in der Öffentlichkeit und zur öffentlichen Kommunikation untersucht werden. Im Zusammenhalt eines Staates spielt die Sprache eine funktionelle Rolle.<sup>42</sup> Laut Jürgen Habermas werde nämlich durch den Prozess der öffentlichen Meinungs- und Willensbildung ein wesentliches Element für den Zusammenhalt von Individuen gebildet, die sich nicht persönlich kennen.<sup>43</sup> Demokratie ist folglich durch Meinungsbildung und Kommunikation gekennzeichnet, und eine gemeinsame Sprache ist wiederum die unabdingbare Voraussetzung für ein reibungsloses Funktionieren dieser beiden Faktoren. Eine solche gemeinsame Sprache musste für die neue fran-

---

breton – une langue menacée ou une langue officialisée? In: *Langue et Cité. Bulletin de l'observatoire des pratiques linguistiques*. Hg. von NORTH, Xavier. 17, 2010, S. 2.

<sup>40</sup> SIBILLE, Jean: La reconnaissance de la valeur des langues. In: *La Charte européenne des langues régionales ou minoritaires et la France. Quelle(s) langue(s) pour la République? Le dilemme „diversité/unicité“*. Colloque organisé par le Conseil de l'Europe et l'université Robert-Schuman de Strasbourg. Strasbourg 11.–12. Avril 2002 (*Langues régionales ou minoritaires* 4). Strasbourg: Editions du Conseil de l'Europe 2003, S. 13–24, hier S. 16.

<sup>41</sup> ALTERMATT, Urs: Das Fanal von Sarajewo. *Ethnonationalismus in Europa*. Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh 1996, S. 125; KUNKEL, Melanie; STRATILAKI, Sofia: Der Umgang mit Mehrsprachigkeit im französischen Schulsystem. In: SCHNELLE, Carla u. a. [Hg.]: *Schule und Unterricht in Frankreich. Ein Beitrag zur Empirie, Theorie und Praxis*. Münster u. a.: Waxmann 2012, S. 55–72, hier S. 55.

<sup>42</sup> Vgl. IPPERCIEL 2007, S. 401.

<sup>43</sup> Vgl. ebda., S. 399.

zösische Nation 1792 erst festgelegt werden. Die Beherrschung der französischen Sprache wurde nun zur Bedingung, um am politischen Leben teilzunehmen. Sprache war somit zwar ein Faktor der Exklusion, aber auch der Inklusion, denn jeder, der sich zur französischen Nation und ihren Werten bekannte und willens war, Französisch zu sprechen, konnte – ungeachtet seiner ursprünglichen ethnischen Herkunft – dazugehören. Wurden anfangs noch Übersetzungen der Gesetzestexte in die anderen Sprachen Frankreichs angefertigt, so kam bald die Überzeugung auf, dass dies eher den Separatismus fördere, die Kommunikation erschwere und damit die Einheit der französischen Nation gefährde. Der Gebrauch des Bretonischen halte das Volk folglich von einer Identifikation mit der französischen Republik ab.<sup>44</sup> Daher galt sein Gebrauch bald als rückständig und unaufgeklärt.<sup>45</sup>

Auch heute scheint diese Fehlinterpretation des Gedankens der Gleichheit der Staatsbürger nachzuwirken, und ein Eintreten für die Rechte der Minderheitensprachen wird oft als übertriebener Nationalismus und Separatismus abgestempelt.<sup>46</sup> Im Falle der Bretagne konnte man auch auf historische Momente zurückgreifen, die einheitsgefährdend wirkten: Die Bretagne wurde nach dem Zweiten Weltkrieg besonders misstrauisch beäugt, da bretonische Nationalisten mit den deutschen Besatzern kollaboriert und deren Unterstützung ausgenutzt hatten, um vom geschwächten Vichy-Regime Zugeständnisse zu erpressen. Alle Entgegenkommen an die bretonische Sprache wurden nach der Befreiung rückgängig gemacht. Ab den 1950er Jahren wurden von staatlicher Seite vereinzelte Zugeständnisse, wie die Erlaubnis, die Regionalsprachen als Freifächer zu unterrichten oder die regelmäßige Ausstrahlung bretonischer Radiosendungen, eingeführt. Im Bereich der Schulbildung und Spracherziehung konnten, ausgelöst von der Initiative der privaten bretonischen Organisation *Diwan*,

---

<sup>44</sup> Vgl. IPPERCIEL 2007, S. 400; 403–406.

<sup>45</sup> McDONALD, Mary: We are not french ! Language, culture and identity in Brittany. London/New York: Rutledge 1989, S. 32; zit. nach: MENDEL, Kerstin: Regional languages in France: The Case of Breton. In: LSO Working Papers in Linguistics. Hg. von CULWELL-KANAREK, Nathan. 4, 2004, S. 65–75, hier S. 68.

<sup>46</sup> Vgl. SIBILLE 2003, S. 16.

weitere Erfolge erzielt werden, sodass ein zweisprachiger Unterricht mittlerweile (wenn auch in abgeschwächter Form im Vergleich zu den privaten *Diwan*-Schulen) auch in staatlichen Schulen möglich ist.<sup>47</sup>

Das Ideal der nationalen Einsprachigkeit blieb jedoch bestehen. So wurde 1992 – wohl im Anbetracht der fortschreitenden Einigung Europas und aus Sorge vor dem Zurückdrängen des Französischen – die französische Verfassung abgeändert. Seitdem enthält der Artikel 2 den Zusatz, dass die einzige Sprache der Republik die französische Sprache sei.<sup>48</sup> Damit hängt auch die Tatsache zusammen, dass die Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen zwar 1998 vom französischen Ministerpräsidenten Lionel Jospin unterzeichnet, aber bis heute nicht ratifiziert wurde. Das französische Verfassungsgericht begründete dies damit, dass die Charta mit Artikel 2 der französischen Verfassung nicht vereinbar sei.<sup>49</sup> Eine Annahme der Charta sei nur mit einer gleichzeitigen Verfassungsänderung möglich<sup>50</sup> und stelle die Unteilbarkeit der Republik und des französischen Volkes in Frage.<sup>51</sup> In einem Artikel des *Le Figaro* anlässlich der Vorschläge des französischen Präsidenten François Hollande zu einer Verfassungsrevision wird die Charta gar als ein ‚Attentat‘ auf die nationale Einheit betitelt.<sup>52</sup>

---

<sup>47</sup> BOCK, Albert: Geschichte der Bretagne. In: BIRKHAN, Helmut [Hg.]: Bausteine zum Studium der Keltologie. Wien: Praesens 2005, S. 207–213, hier S. 212; Office Public de la Langue Bretonne: Enseignement. <http://www.fr.brezhoneg.bzh/16-enseignement.htm#par922> (19.01.2016).

<sup>48</sup> Vgl. BRASELMANN 1999, S. 9.

<sup>49</sup> Vgl. MENDEL 2004, S. 72f.

<sup>50</sup> BENOÎT-ROHMER, Florence: Ouverture du colloque. In: La Charte européenne des langues régionales ou minoritaires et la France, 2003, S. 9–12, hier S. 10.

<sup>51</sup> DE MONTVALON, Jean-Baptiste: Nouvel obstacle à la ratification de la Charte des langues régionales. In: Le Monde, 01.08.2015. [http://www.lemonde.fr/societe/article/2015/08/01/les-langues-regionales-bientot-reconnues-par-la-constitution\\_4707451\\_3224.html#](http://www.lemonde.fr/societe/article/2015/08/01/les-langues-regionales-bientot-reconnues-par-la-constitution_4707451_3224.html#) (19.01.2016).

<sup>52</sup> RETAILLEAU, Bruno: Charte européenne des langues régionales: une atteinte à l'unité nationale. In: Le Figaro, 26.01.2015. <http://www.lefigaro.fr/vox/politique/2015/10/26/31001-20151026ARTFIG00281-charte-europeenne-des-langues-regionales-une-atteinte-a-l-unite-nationale.php> (19.01.2016).



## Separatistischer Wohlstandsregionalismus in Schottland und Katalonien

Während der Regionalismus in der Bretagne vor allem durch die Rolle der Sprache geprägt ist, werden die nationalen Bewegungen in Schottland und Katalonien häufig als Ausdruck eines ökonomisch geprägten Wohlstandsregionalismus gesehen.<sup>53</sup>

Waren es früher häufig ökonomisch schwache Landesteile, die mit dem Ziel der Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation nach mehr Autonomie strebten, scheinen es heute überwiegend wohlhabende Regionen zu sein, welche sich aus den finanziellen Verpflichtungen des Gesamtstaates lösen wollen und mehr Autonomie bzw. eine Lösung fordern. Als Beispiel für eine Vertreterin eines solchen Wohlstandsregionalismus dient die *Lega Nord* in Italien.<sup>54</sup>

Eine große Rolle spielt dabei die zunehmende wirtschaftliche und kulturelle Globalisierung, die nationale Grenzen verschwinden lässt und damit zur Denationalisierung beiträgt. Auf den ersten Blick mag es seltsam erscheinen, dass gerade dieses Zusammenwachsen der Welt mit verstärktem Regionalismus und der Fragmentierung innerhalb von Staaten zusammenhängen soll. Dennoch verliert der einzelne Nationalstaat mit der Ausweitung von über nationale Grenzen hinausgehenden sozialen Handlungszusammenhängen an politischer, kultureller und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit. Seine Institutionen werden ausgehöhlt. Mit der wachsenden Denationalisierung der Wirtschaft (in Form von internationalen Abkommen wie dem NAFTA, Organisationen und auch Zusammenschlüssen wie der EU) verringert sich die Bedeutung nationaler Märkte vor allem für ökonomisch erfolgreiche Regionen. Diese Regionen sind bestrebt, ihre wirtschaftliche Position noch effizienter auszubauen und haben dadurch einen Anreiz, eine eigene, von Vorgaben des Staates gelöste Politik zu betreiben

---

<sup>53</sup> ZÜRN, Michael: Politische Fragmentierung als Folge der gesellschaftlichen Denationalisierung? In: SALZBORN 2011, S. 127–148, hier S. 139; 141f.; LANGE, Niels: Globalisierung und regionaler Nationalismus. Schottland und Québec im Zeitalter der Denationalisierung. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2000, S. 13.

<sup>54</sup> Vgl. LANGE 2000, S. 16.

und sich von Beteiligungen zugunsten des Gesamtstaates (Finanzausgleich) zu befreien.<sup>55</sup>

Gleichzeitig nimmt mit der Internationalisierung des Handels auch die Kommunikation zwischen den Kulturen und der Im- und Export kultureller Güter zu, was zu einem kulturellen Austausch und letztendlich auch zu einem Verwischen kultureller Grenzen führt. Dadurch wird die Funktion des Nationalstaats, ‚einer‘ kulturellen Einheit Ausdruck zu verleihen, gemindert. Der Staat verliert an Integrationskraft, da er kein differenzierbares ‚Wir-Gefühl‘ mehr vermitteln kann, während sich bestimmte Regionen mit einer vom Nationalstaat abweichenden Kultur anbieten, eine kollektive Identität zu schaffen.<sup>56</sup>

2014 wurde die Europäische Union mit mehreren Sezessionsforderungen konfrontiert. Verglichen mit den Separatismusbewegungen des 20. Jahrhunderts waren diese weitestgehend gewaltfrei und fanden ihren Ausdruck auf demokratischem Wege, wie die in Schottland und Katalonien abgehaltenen Referenda zeigten. 2013 veröffentlichte die schottische Regionalregierung das 670 Seiten umfassende Weißbuch *Guide to an independent Scotland* zum am 18. September 2014 geplanten Referendum, welches über die Unabhängigkeit Schottlands von Großbritannien entscheiden sollte. Als Argument für eine Loslösung sah die regierende *Scottish National Party (SNP)* vor allem die wirtschaftlich erfolgreiche Lage Schottlands. Als eigenständiger Staat könne man diese noch besser ausbauen, da der Reichtum nicht mehr mit den übrigen Regionen geteilt und keine überdurchschnittlich hohen Steuern mehr gezahlt werden müssten.<sup>57</sup> Als souveräner Staat könne man auch die Gas- und Erdölvorkommen vor der schottischen Nordseeküste, welche bisher von der Londoner Regierung verschwendet worden seien, effizienter nutzen.

Von Gegnern der schottischen Unabhängigkeit dagegen wurde während der Wahlkampagnen immer wieder argumentiert, dass die

---

<sup>55</sup> Vgl. LANGE 2000, S. 22f.; ZÜRN 2011, S. 139.

<sup>56</sup> Vgl. LANGE 2000, S. 16; 26f.

<sup>57</sup> The Scottish Government: Scotland's future. Your guide to an independent Scotland. Edinburgh: Crown Copyright 2013, S. 4f.; 87f. <http://www.gov.scot/resource/0043/00439021.pdf> (27.01.2016).

Region alleine wirtschaftlich nicht überlebensfähig sei.<sup>58</sup> Stellte sich die Selbstständigkeit aus ökonomischer Sicht in den 1980er Jahren tatsächlich als problematisch dar, so gelang es Schottland aufzuholen und ein dem Landesdurchschnitt entsprechendes BIP pro Kopf zu erreichen.<sup>59</sup> Verglichen mit anderen europäischen Staaten würde ein unabhängiges Schottland auch ohne die Öl- und Gaseinkünfte ein höheres BIP pro Kopf als beispielsweise Italien aufweisen.<sup>60</sup>

Aber nicht nur die wirtschaftliche Lage Schottlands sollte sich bessern, sondern mit der Eigenständigkeit sollte auch die Demokratie ausgebaut werden. Kritisiert wurde diesbezüglich das Westminster-system, in dem sich Schottland mit nur 9 Prozent der gewählten 650 Mitglieder des *House of Commons* unzureichend vertreten sah.<sup>61</sup>

Separatistische Bewegungen heften sich gerne einen bürgerlichen Nationalismus an ihre Fahnen, der im Gegensatz zum ethnischen als ‚gute‘ Form des Nationalismus bezeichnet wird, da er sich auf demokratische Werte stützt.<sup>62</sup> Auch die SNP definierte die schottische Nation in diesem inklusiven Sinne, so ist im *Guide to an independent Scotland* von einem multikulturellen Schottland zu lesen, dessen Vielfalt ein Eckpfeiler des künftigen Staates sei. Die demokratischen Werte und die Zugehörigkeit zu einem vereinten Europa werden ebenfalls hervorgehoben.<sup>63</sup>

Das Beispiel Schottlands zeigt aber die Schwierigkeit der Trennung zwischen bürgerlichem und ethnischem Nationalismus auf. Die von der SNP vertretene Definition des bürgerlichen Nationalismus ist problematisch, da sie gemeinsam mit anderen europäischen Regionalparteien als Mitglied der *Europäischen Freien Allianz (EFA)* der Ansicht ist, dass viele europäische Staaten gar keine Nationen seien. Diese be-

<sup>58</sup> STURM, Roland: Das Schottland-Referendum. Hintergrundinformationen und Einordnung. Wiesbaden: Springer VS 2015, S. 25.

<sup>59</sup> Vgl. ZÜRN 2011, S. 142.

<sup>60</sup> DICKIE, Mure; FRAY, Keith: Independence debate: Yes, Scotland? In: Financial Times, 02.02.2014. <http://www.ft.com/intl/cms/s/2/5b5ec2ca-8a67-11e3-ba54-00144feab7de.html#slide0> (27.01.2016).

<sup>61</sup> Vgl. The Scottish Government 2013, S. XII.

<sup>62</sup> Vgl. BRUBAKER 2004, S. 134.

<sup>63</sup> Vgl. ebda., S. 271; 3; 212; 393; 457ff.; 472.

stunden nämlich selbst aus mehreren Nationen. Die EFA vertritt die Meinung, dass jene bisher nicht berücksichtigten Nationen das Recht auf Selbstregierung und eigenständige Mitgliedschaft in der EU haben sollten.<sup>64</sup> Damit stellen sie nicht nur die Existenz von Staaten, sondern auch die europäische Staatenordnung und das Prinzip der politischen Willensnation in Frage und deuten den Nationsbegriff wieder nach ethnisch-kulturellen Mustern um.<sup>65</sup>

Das Referendum über die Unabhängigkeit Schottlands am 18. September 2014 fiel zugunsten eines Verbleibs beim Vereinten Königreich aus, dennoch darf der Wunsch der Schotten nach Unabhängigkeit nicht außer Acht gelassen werden. Bereits im Referendums-Wahlkampf war die Rede von *Home Rule*, und Premierminister David Cameron verkündete am Tag nach dem Referendum, Schottland mehr Rechte vor allem im Bereich der Steuern geben zu wollen.<sup>66</sup>

Die Lage in Katalonien erweist sich als ähnlich der schottischen. Ein Hauptargument für die von katalanischen Separatisten eingeforderte Eigenständigkeit ist wie im Falle Schottlands die wirtschaftliche Lage. Katalonien erwirtschaftet ein Fünftel des spanischen BIP und 38% der spanischen Exporte.<sup>67</sup> Die Region könne als unabhängiger Staat die Wirtschaftskrise besser meistern und im Ranking des BIP pro Kopf gemessen in Kaufkraftqualität unter den EU-Ländern den neunten Platz einnehmen. Hinzu komme, dass sich Katalonien nicht mehr an den aufgrund des spanischen Haushaltsdefizits entstande-

---

<sup>64</sup> European Free Alliance: Declaration of Brussels of 9 November 2000. [http://www.e-f-a.org/fileadmin/user\\_upload/documents/3.4.3.5\\_Other\\_EFA\\_texts\\_Declaration\\_of\\_Brussels\\_of\\_9\\_November\\_2000\\_ENG.pdf](http://www.e-f-a.org/fileadmin/user_upload/documents/3.4.3.5_Other_EFA_texts_Declaration_of_Brussels_of_9_November_2000_ENG.pdf) (27.01.2016).

<sup>65</sup> RIEDEL, Sabine: Das Referendum über die Unabhängigkeit Schottlands (18.09.2014). Politische Hintergründe und Folgen für die Zukunft Europas. Arbeitspapier, Forschungsgruppe Globale Fragen. Berlin: SWP 2014, S. 24ff. <http://www.swp-berlin.org/fileadmin/contents/products/arbeitspapiere/AP-Riedel-Schottlandreferendum-9-9-2014.pdf> (28.01.2016).

<sup>66</sup> Vgl. STURM 2015, S. 13f.; 29.

<sup>67</sup> BASTAROLI, Susanna: Katalonien: Die nächsten Schritte des Scheidungs dramas. In: Die Presse, 28.09.2015. [http://diepresse.com/home/politik/aussenpolitik/4831224/Katalonien\\_Die-naechsten-Schritte-im-Scheidungs-drama](http://diepresse.com/home/politik/aussenpolitik/4831224/Katalonien_Die-naechsten-Schritte-im-Scheidungs-drama) (28.01.2016).

nen Schuldentrückzahlungen zu beteiligen hätte.<sup>68</sup> Das katalanische Beispiel zeigt außerdem die Bedeutung von Strukturen außerhalb des Nationalstaates für regionalistische Bewegungen. So hat Katalonien enorm vom Europäischen Regionalfonds profitiert: Es erhielt 679 Millionen Euro zwischen 2007 und 2013.<sup>69</sup>

Seit 2005 nimmt die katalanische Regierung mit einem neuen Autonomiestatut Kurs auf die Unabhängigkeit. Im Zentrum stehen dabei die Berufung auf die historischen Rechte der Region und die Selbstdarstellung Kataloniens als eigene Nation.<sup>70</sup> Es handelt sich um eine Darstellung, die nicht konform mit der spanischen Verfassung von 1978 ist, da diese nur ‚eine‘ spanische Nation, aber einige Regionen und Nationalitäten erwähnt.<sup>71</sup> Ein umstrittenes Thema ist auch die Einheit der katalanischen Sprache bzw. ihr Verbreitungsgebiet, zu dem auch die Region Valencia gezählt wird. Offiziell wird die Sprache in Valencia als eigene Sprache Valencianisch bezeichnet, linguistisch gesehen handelt es sich aber um einen Dialekt des Katalanischen.<sup>72</sup> Laut Artikel 12 des neuen Autonomiestatutes solle Katalonien die Beziehungen (von Kooperationen, Förderungen bis hin zur Bildung gemeinsamer Gremien) zu sprachlich und historisch mit Katalonien in Verbindung stehenden Gebieten stärken. In Valencia, das nicht unter katalanischen Einfluss geraten möchte, wird daher die Einheit des Katalanischen negiert und dem Valencianischen als eigener Sprache eine

---

<sup>68</sup> Generalitat de Catalunya: La viabilitat fiscal i financera d'una Catalunya independent. Barcelona: 2014, S. 5; 23f. [http://presidencia.gencat.cat/web/.content/ambits\\_actuacio/consells\\_assessors/catn/informes\\_publicats/inf\\_18\\_viabilitat\\_fiscal\\_financera.pdf](http://presidencia.gencat.cat/web/.content/ambits_actuacio/consells_assessors/catn/informes_publicats/inf_18_viabilitat_fiscal_financera.pdf) (28.01.2016).

<sup>69</sup> Vgl. ZÜRN 2011, S. 136.

<sup>70</sup> Parlament de Catalunya: Grundgesetz 6/ 2006 vom 19. Juli zur Novellierung des Autonomiestatuts von Katalonien (deutsche Übersetzung), 2006, S. 8f. <http://www.parlament.cat/document/cataleg/150267.pdf> (28.01.2016).

<sup>71</sup> GUIBERNAU, Montserrat: Katalonien zwischen Autonomie und Sezession: Politische Optionen für Nationen ohne Staat. In: MOKRE, Monika u. a. [Hg.]: Europas Identitäten. Mythen, Konflikte, Konstruktionen. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag 2003, S. 92–116, hier S. 107f.

<sup>72</sup> GERGEN, Thomas: Sprachengesetzgebung in Katalonien: Die Debatte um die „Llei de Política Lingüística“ vom 7. Januar 1998. Tübingen: Max Niemeyer 2000, S. 7f.

Abwehrfunktion zugesprochen, um nicht unter die politische und kulturelle Vormachtstellung Barcelonas zu fallen.<sup>73</sup>

Die katalanischen Nationalisten betrachten sich als europafreundlich und sprechen sich eindeutig für den Verbleib innerhalb der Europäischen Union aus, fordern jedoch gewisse Rechte, wie die Anerkennung des Katalanischen als Amtssprache der EU und die institutionelle Vertretung in der Union.<sup>74</sup> Der angestrebte Verbleib Kataloniens als auch Schottlands als unabhängige Staaten in der Europäischen Union wäre aber keinesfalls gewährleistet, da sie sich als neue Staaten erst um die Mitgliedschaft bewerben müssten. Dies wäre ein langwieriger Prozess, da alle bisherigen Mitgliedsländer der Aufnahme zustimmen müssten.<sup>75</sup> Sollte sich Katalonien im Streit von Spanien trennen, wäre die Einstimmigkeit wohl nicht gegeben.

Während die Regierungen in London, in Brüssel und nicht zuletzt in Madrid aufgrund des Ergebnisses der Abstimmung in Schottland aufatmeten, enttäuschte es separatistisch gesinnte Katalanen, die für den 9. November 2014 ebenfalls eine Volksabstimmung über die Loslösung des 7,5 Millionen Einwohner<sup>76</sup> zählenden Kataloniens von Spanien geplant hatten. Bei der nicht bindenden Befragung, an der sich von geschätzten 5,4 Millionen Wahlberechtigten ungefähr zwei Millionen Katalanen beteiligt hatten, stimmten 80,7% für die Unabhängigkeit.<sup>77</sup> Nachdem die Separatisten im September 2015 bei den Regionalwahlen gesiegt und die Loslösung von Madrid verkündet haben, bleibt abzuwarten, wie sich die Situation zwischen Spanien und Katalonien weiterentwickeln wird.<sup>78</sup>

---

<sup>73</sup> Vgl. GERGEN 2000, S. 7f.; Parlament de Catalunya 2006, S. 10.

<sup>74</sup> Vgl. ebda., S. 122f.; GUIBERNAU 2003, S. 94.

<sup>75</sup> Europäische Kommission: Viviane Reding. Reding zur Unabhängigkeit Kataloniens. In: Europäische Kommission, Press Release Database, 23.03.2014. [http://europa.eu/rapid/press-release\\_SPEECH-14-152\\_de.htm](http://europa.eu/rapid/press-release_SPEECH-14-152_de.htm) (28.01.2016).

<sup>76</sup> Vgl. BASTAROLI 2015.

<sup>77</sup> Katalanen stimmen für Unabhängigkeit. In: Zeit Online, 10.11.2014. <http://www.zeit.de/politik/ausland/2014-11/referendum-spanien-katalonien> (28.01.2016).

<sup>78</sup> Vgl. BASTAROLI 2015.

## Zusammenfassung

Nation und Nationalismus sind umstrittene Begriffe, die zahlreiche Deutungen und Bewertungen erfahren haben. So unterschiedlich die Definitionen auch sein mögen, so zeigen die behandelten Beispiele doch, dass der Nationalismus im Europa des 21. Jahrhunderts in verschiedenen und untereinander schwer abzugrenzenden Formen präsent ist. Der Nationalismus hat das 20. Jahrhundert und seine Konflikte überdauert und es aufgrund seiner von Hans-Ulrich Wehler als ‚chamäleongleich‘ bezeichneten Natur bis ins 21. Jahrhundert geschafft.<sup>79</sup>

Die 2011 stattgefundenen Feierlichkeiten anlässlich des 150-Jahr-Jubiläums der italienischen Einheit zeigten, dass nationale Symbolik und die Vorstellung einer gemeinsamen Vergangenheit nach wie vor einen bedeutenden Platz bei der Schaffung kollektiver Identität einnehmen. Das Ideal der einsprachigen Nation lebt in Frankreich weiter, verknüpft mit der Auffassung, dass die offizielle Akzeptanz der Regionalsprachen die staatliche Einheit gefährden könnte.

Die Autonomie-Bewegungen in Schottland und in Katalonien bestätigen schließlich Hobsbawms Ansicht, dass seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert ein separatistischer Nationalismus vorherrscht. Beide Bewegungen betrachten sich selbst als Vertreter eines bürgerlichen Nationalismus, der allgemein als fortschrittlicher, demokratischer Ausdruck nationaler Bestrebungen gilt. Gleichzeitig sind aber die führenden separatistischen Parteien Mitglieder der *Europäischen Freien Allianz* und stellen das Prinzip der Willensnation und damit die Existenzberechtigung mancher europäischer Staaten in Frage.

Angesichts solcher nationalistischer Tendenzen erweist sich der Aufbau einer gemeinsamen europäischen Identität und das Bekenntnis zu dieser als schwieriges Unterfangen. „Eine europäische Identität hat sich nicht entwickelt; nachgedacht wird darüber eigentlich nur, wenn es um die Abgrenzung zu dem geht, was nicht als zu Europa gehörig empfunden wird“.<sup>80</sup> Wie die Darstellung dieser Problematik

---

<sup>79</sup> Vgl. WEHLER 2003, S. 144.

<sup>80</sup> KISTER 2011.

zeigt, scheinen konkrete nationale Symbole, die eigene Sprache und eine eigene abgrenzbare Geschichte die Massen eher anzusprechen als der multinationale Charakter eines heterogenen und abstrakten Europa-Begriffs.

## **Literaturverzeichnis**

### **Literatur**

- ALTERMATT, Urs: Das Fanal von Sarajewo. Ethnonationalismus in Europa. Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh 1996.
- ALTGELD, Wolfgang: Das Risorgimento (1815–1876). In: ALTGELD, Wolfgang; LILL, Rudolf [Hg.]: Kleine italienische Geschichte. Stuttgart: Reclam 2004, S. 257–324.
- ALTGELD, Wolfgang: Risorgimento. In: JAEGER, Friedrich [Hg.]: Enzyklopädie der Neuzeit Bd. 11. Stuttgart/Weimar: Metzler 2010.
- ANDERSON, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag 1988.
- BEALES, Derek; BIAGINI, Eugenio F.: Il Risorgimento e l'unificazione dell'Italia. Bologna: Il Mulino 2005.
- BENOÎT-ROHMER, Florence: Ouverture du colloque. In: La Charte européenne des langues régionales ou minoritaires et la France. Quelle(s) langue(s) pour la République? Le dilemme „diversité/unicité“. Colloque organisé par le Conseil de l'Europe et l'université Robert-Schuman de Strasbourg. Strasbourg 11.–12. Avril 2002 (Langues régionales ou minoritaires 4). Strasbourg: Editions du Conseil de l'Europe 2003, S. 9–12.
- BERGEM, Wolfgang: Nation, Nationalismus und kollektive Identität. In: SALZBORN, Samuel [Hg.]: Staat und Nation. Die Theorien der Nationalismusforschung in der Diskussion (Staatsdiskurse 13, hg. von VOIGT, Rüdiger). Stuttgart: Steiner 2011, S. 165–185.
- BOCK, Albert: Geschichte der Bretagne. In: BIRKHAN, Helmut [Hg.]: Bausteine zum Studium der Keltologie. Wien: Praesens 2005, S. 207–213.



- BRASELMANN, Petra: Sprachpolitik und Sprachbewusstsein in Frankreich heute (Romanistische Arbeitshefte 43, hg. von INEICHEN, Gustav; KIELHÖFER, Bernd). Tübingen: Max Niemeyer 1999.
- BROUDIC, Fânc: Le breton – une langue menacée ou une langue officialisée? In: *Langue et Cité. Bulletin de l'observatoire des pratiques linguistiques*. Hg. von NORTH, Xavier. 17, 2010.
- BRUBAKER, Rogers: *Ethnicity without groups*. Cambridge u. a.: Harvard University Press 2004.
- D'ALESSANDRI, Antonio: L'europeismo mazziniano tra teoria e realtà: il caso degli slavi del Sud. In: GUIDA, Francesco [Hg.]: *Dalla Giovine Europa alla grande Europa*. Roma: Carocci 2007, S. 129–146.
- GERGEN, Thomas: Sprachengesetzgebung in Katalonien: Die Debatte um die „Llei de Política Lingüística“ vom 7. Januar 1998. Tübingen: Max Niemeyer 2000.
- GUIBERNAU, Montserrat: Katalonien zwischen Autonomie und Sezession: Politische Optionen für Nationen ohne Staat. In: MOKRE, Monika u. a. [Hg.]: *Europas Identitäten. Mythen, Konflikte, Konstruktionen*. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag 2003, S. 92–116.
- HOBBSAWM, Eric J.: *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag 2005.
- HOBBSAWM, Eric: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München: Deutscher Taschenbuchverlag 2009.
- HOLZINER, Wolfgang: Einleitung. Nationalismus – Versuch einer Annäherung an ein komplexes Thema. In: GUGGENBERGER, Helmut; HOLZINER, Wolfgang [Hg.]: *Neues Europa – Alte Nationalismen. Kollektive Identitäten im Spannungsfeld von Integration und Ausschließung*. Klagenfurt: Drava-Verlag 1993, S. 14–38.
- IPPERCIEL, Donald: Constitutional democracy and civic nationalism. In: *Nations and Nationalism*. Hg. von BREULLY, John u. a. 13, 2007 (3), S. 395–416.
- KUNKEL, Melanie; STRATILAKI, Sofia: Der Umgang mit Mehrsprachigkeit im französischen Schulsystem. In: SCHNELLE, Carla u. a. [Hg.]: *Schule und Unterricht in Frankreich. Ein Beitrag zur Empirie, Theorie und Praxis*. Münster u. a.: Waxmann 2012, S. 55–72.

- LANGE, Niels: Globalisierung und regionaler Nationalismus. Schottland und Québec im Zeitalter der Denationalisierung. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2000.
- LANGEWIESCHE, Dieter: Nachwort zur Neuauflage. Eric J. Hobsbawms Blick auf Nationen, Nationalismus und Nationalstaaten. In: HOBSBAWM, Eric J.: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag <sup>3</sup>2005, S. 225–241.
- LANGEWIESCHE, Dieter: Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa. München: Beck 2000.
- LILL, Rudolf: Südtirol in der Zeit des Nationalismus. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft 2002.
- MENDEL, Kerstin: Regional languages in France: The Case of Breton. In: LSO Working Papers in Linguistics. Hg. von CULWELL-KANAREK, Nathan. 4, 2004, S. 65–75.
- MONSAGRATI, Giuseppe: Riflessioni sull' europeismo di Mazzini prima e dopo il 1848. In: GUIDA, Francesco [Hg.]: Dalla Giovine Europa alla grande Europa. Roma: Carocci 2007, S. 25–38.
- RENAN, Ernest: Qu'est-ce qu'une nation? Hg. von LÉVY, Calmann. Paris: Ancienne Maison Michel Lévy Frères 1882.
- RUMPLER, Helmut: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie (Österreichische Geschichte 1804–1914, hg. von HERWIG, Wolfram). Wien: Ueberreuter 2005.
- SALZBORN, Samuel: Nation und Nationalismus im 21. Jahrhundert. In: SALZBORN, Samuel [Hg.]: Staat und Nation. Die Theorien der Nationalismusforschung in der Diskussion (Staatsdiskurse 13, hg. von Voigt Rüdiger). Stuttgart: Steiner 2011, S. 9–13.
- SIBILLE, Jean: La reconnaissance de la valeur des langues. In: La Charte européenne des langues régionales ou minoritaires et la France. Quelle(s) langue(s) pour la République? Le dilemme „diversité/unité“. Colloque organisé par le Conseil de l'Europe et l'université Robert-Schuman de Strasbourg. Strasbourg 11.–12. Avril 2002 (Langues régionales ou minoritaires 4). Strasbourg: Editions du Conseil de l'Europe 2003, S. 13–24.

- STURM, Roland: Das Schottland-Referendum. Hintergrundinformationen und Einordnung. Wiesbaden: Springer VS 2015.
- SUNDHAUSSEN, Holm: Der Einfluß der Herderschen Ideen auf die Nationsbildung bei den Völkern der Habsburger Monarchie (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 27, hg. von WANDRUSZKA, Adam). München: Oldenbourg 1973.
- TRANIELLO, Francesco; SOFRI, Gianni: Der lange Weg zur Nation. Das italienische Risorgimento. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 2012.
- WEHLER, Hans-Ulrich: Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Essays. München: Beck 2003.
- ZÜRN, Michael: Politische Fragmentierung als Folge der gesellschaftlichen Denationalisierung? In: SALZBORN, Samuel [Hg.]: Staat und Nation. Die Theorien der Nationalismusforschung in der Diskussion (Staatsdiskurse 13, hg. von Voigt Rüdiger). Stuttgart: Steiner 2011, S. 127–148.

### Online-Quellen

- Europäische Kommission: Viviane Reding. Reding zur Unabhängigkeit Kataloniens. In: Europäische Kommission, Press Release Database, 23.3.2014.  
[http://europa.eu/rapid/press-release\\_SPEECH-14-152\\_de.htm](http://europa.eu/rapid/press-release_SPEECH-14-152_de.htm)  
(28.01.2016).
- European Free Alliance: Declaration of Brussels of 9 November 2000.  
[http://www.e-f-a.org/fileadmin/user\\_upload/documents/3.4.3.5\\_Other\\_EFA\\_texts\\_Declaration\\_of\\_Brussels\\_of\\_9\\_November\\_2000\\_ENG.pdf](http://www.e-f-a.org/fileadmin/user_upload/documents/3.4.3.5_Other_EFA_texts_Declaration_of_Brussels_of_9_November_2000_ENG.pdf) (27.01.2016).
- Generalitat de Catalunya: La viabilitat fiscal i financera d'una Catalunya independent. Barcelona: 2014.  
[http://presidencia.gencat.cat/web/.content/ambits\\_actuacio/consells\\_assessors/catn/informes\\_publicats/inf\\_18\\_viabilitat\\_fiscal\\_financera.pdf](http://presidencia.gencat.cat/web/.content/ambits_actuacio/consells_assessors/catn/informes_publicats/inf_18_viabilitat_fiscal_financera.pdf) (28.01.2016).
- Offizielle Homepage der Athesia Unternehmensgruppe, Kapitel Dolomiten.  
<http://www.athesia.com/de/lesen/dolomiten/> (16.01.2016).

Offizielle Homepage des Office Public de la Langue Bretonne.

<http://www.fr.brezhoneg.bzh/> (18.–19.01.2016).

Offizielle Homepage zum 150 Anniversario Unità d'Italia.

<http://tinyurl.com/italiaunita150> (14.–16.01.2016).

Parlament de Catalunya: Grundgesetz 6/ 2006 vom 19. Juli zur Novellierung des Autonomiestatuts von Katalonien (deutsche Übersetzung), 2006.

<http://www.parlament.cat/document/cataleg/150267.pdf> (28.01.2016).

RIEDEL, Sabine: Das Referendum über die Unabhängigkeit Schottlands (18.09.2014). Politische Hintergründe und Folgen für die Zukunft Europas. Arbeitspapier, Forschungsgruppe Globale Fragen. Berlin: SWP 2014.

<http://www.swp-berlin.org/fileadmin/contents/products/arbeitspapiere/AP-Riedel-Schottlandreferendum-9-9-2014.pdf> (28.1.2016).

The Scottish Government: Scotland's future. Your guide to an independent Scotland. Edinburgh: Crown Copyright 2013.

<http://www.gov.scot/resource/0043/00439021.pdf> (27.01.2016).

### **Onlinezeitungen und -Artikel**

Alto Adige, unter: <http://altoadige.gelocal.it/bolzano> (17.01.2016).

BASTAROLI, Susanna: Katalonien: Die nächsten Schritte des Scheidungs-dramas. In: Die Presse, 28.09.2015.

[http://diepresse.com/home/politik/aussenpolitik/4831224/Katalonien\\_Die-naechsten-Schritte-im-Scheidungs-drama](http://diepresse.com/home/politik/aussenpolitik/4831224/Katalonien_Die-naechsten-Schritte-im-Scheidungs-drama) (28.01.2016).

DE MONTVALON, Jean-Baptiste: Nouvel obstacle à la ratification de la Charte des langues régionales. In: Le Monde, 01.08.2015.

[http://www.lemonde.fr/societe/article/2015/08/01/les-langues-regionales-bientot-reconnues-par-la-constitution\\_4707451\\_3224.html#](http://www.lemonde.fr/societe/article/2015/08/01/les-langues-regionales-bientot-reconnues-par-la-constitution_4707451_3224.html#) (19.01.2016).

DICKIE, Mure; FRAY, Keith: Independence debate: Yes, Scotland? In: Financial Times, 02.02.2014.

<http://www.ft.com/intl/cms/s/2/5b5ec2ca-8a67-11e3-ba54-00144feab7de.html#slide0> (27.01.2016).

Dolomiten, unter: <https://www.stol.it/Dolomiten> (17.01.2016).

- Katalanen stimmen für Unabhängigkeit. In: Zeit Online, 10.01.2014.  
<http://www.zeit.de/politik/ausland/2014-11/referendum-spanien-katalonien> (28.01.2016).
- KISTER, Kurt: Nationalismus in der EU. Europa als Albtraum ? In: Süddeutsche Zeitung, 13.05.2011.  
<http://www.sueddeutsche.de/politik/nationalismus-in-der-eu-europa-als-albtraum-1.1096791> (17.11.2015).
- RETAILLEAU, Bruno: Charte européenne des langues régionales: une atteinte à l'unité nationale. In: Le Figaro, 26.01.2015.  
<http://www.lefigaro.fr/vox/politique/2015/10/26/31001-20151026ARTFIG00281-charte-europeenne-des-langues-regionales-une-atteinte-a-l-unite-nationale.php> (19.01.2016).
- STRAUBHAAR, Thomas: Der neue Nationalismus stürzt Europa in den Abgrund. In: Die Welt, 05.03.2014.  
<http://www.welt.de/wirtschaft/article125451311/Der-neue-Nationalismus-stuerzt-Europa-in-den-Abgrund.html> (17.11.2015).
- TREICHLER, Robert: Nationalismus in Europa. Schotten gut, alles gut? In: Profil, 25.09.2014.  
<http://www.profil.at/ausland/nationalismus-europa-schotten-378028> (08.12.2015).

# Die merkwürdige Transformation der Solidarität

## Beobachtungen zu einem politischen Kampfbegriff in Krisenzeiten

Robert PFÜTZNER

Kaum ein Tag, kaum eine Nachrichtensendung verging in den letzten Monaten, ohne dass das Wort Solidarität auftauchte: Von ‚europäischer Solidarität‘ war die Rede, von ‚Solidarität mit Griechenland‘, ‚Solidarität mit Flüchtlingen‘, aber auch von den Gefahren einer ‚überstrapazierten Solidarität‘ wurde gesprochen. Diese Konjunktur des Begriffes macht stutzig; sie weist darauf hin, dass ein gesellschaftliches Artikulationsbedürfnis besteht, welches sich aus einer Problemlage ergibt, deren sachlicher Gehalt mit ‚Solidarität‘ (oder der Forderung nach ihr) auf den Begriff gebracht scheint.

Weiten wir den historischen Horizont etwas, so fallen zwei weitere Hochzeiten der Verwendung des Solidaritätsbegriffes ins Auge:<sup>1</sup> Im Umfeld der 68er-Bewegung wurde Solidarität mit den antikolonialen Kämpfen in den Ländern der kapitalistischen Peripherie, insbesondere gegen den Krieg in Vietnam, eingefordert. Gehen wir noch ein Stück in der Geschichte zurück, so finden wir die wohl erste Zeit einer bewusst politischen Verwendung des Begriffes im Umfeld der sozialistisch-sozialdemokratischen Arbeiter\*innenbewegung in der Zeit vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs. In dieser Zeit löste ‚Solidarität‘ die bis in das zweite Drittel des Jahrhunderts dominierende ‚Brüderlichkeit‘ als normativen Zentralbegriff der Arbeiter\*innenbewegung ab.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Die Argumentation des Artikels beschränkt sich auf den deutschsprachigen Raum. In einer europäischen oder globalen Perspektive würde sich sicher ein abweichendes Bild ergeben; zu denken ist beispielsweise an die Solidarność-Bewegung im Polen der 1980er Jahre.

<sup>2</sup> Die Einführung des Begriffes der Solidarität in die politische Diskussion erfolgte im Zuge der Übernahme des Begriffs aus den frühsozialistischen Schriften der an Charles Fourier orientierten so genannten ‚sozietairen Schule‘. Das in diesem

Gehen wir noch weiter in der Zeit zurück, gelangen wir zu den etymologischen Wurzeln des Solidaritätsbegriffs. Dieser lässt sich auf das Lateinische ‚solidus‘ zurückführen, was so viel bedeutet wie ‚dicht, fest, wesentlich, echt‘ oder ‚dauerhaft‘. Im römischen Recht beschrieb der Begriff eine spezifische Haftungsform, in der jede\*r für das Ganze haftet (‚obligatio in solidum‘).<sup>3</sup> Die Bedeutungselemente des ‚Festen, Verbundenen‘ und der ‚Haftung‘ oder des ‚verbindlichen Einstehens für etwas‘ trägt der Solidaritätsbegriff bis heute mit sich. Es soll hier aber nicht um eine allgemeingültige Rekonstruktion *des* Solidaritätsbegriffes gehen. So wird der Begriff nicht nur zwischen, sondern auch innerhalb verschiedener Wissenschaftsdisziplinen, wie der Politikwissenschaft<sup>4</sup>, der Soziologie<sup>5</sup> oder der Philosophie<sup>6</sup>, aber auch in der politischen Kommunikation durchaus unterschiedlich genutzt. Dabei wird der Begriff der Solidarität „wegen seiner appellativen Wirkung und seiner positiven Konnotationen geschätzt, aber sowohl in der politischen Alltagsrhetorik als auch in der politischen und ethischen Theoriebildung nur selten klar definiert und analysiert.“<sup>7</sup>

---

Sinne erste programmatische Dokument, das auf größere Aufmerksamkeit stieß, war Hippolyte RENAUDS: Solidarität. Kurzgefasste Einführung in die Lehre Karl Fouriers, Zürich: Selbstverlag der Schweizer-Phalanx 1855.

Die handwerklichen Vorläufer der Arbeiter\*innenbewegung benutzten den christlich geprägten Begriff ‚Brüderlichkeit‘, der bis in das 20. Jahrhundert hinein oft synonym mit ‚Solidarität‘ benutzt wurde, wobei er spätestens seit den 1890er Jahren schrittweise durch ‚Solidarität‘ verdrängt wurde; seine Verwendung in der Sozialdemokratie klang aber erst im Laufe der 1960er/70er Jahre aus.

<sup>3</sup> BAYERTH, Kurt: Begriff und Problem der Solidarität. In: BAYERTH, Kurt [Hg.]: Solidarität. Begriff und Problem. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 11–53.

<sup>4</sup> Vgl.: KNEUER, Marianne; MASALA, Carlo [Hg.]: Solidarität. Politikwissenschaftliche Zugänge zu einem vielschichtigen Begriff. Baden-Baden: Nomos 2015.

<sup>5</sup> Vgl.: TRANOW, Ulf: Solidarität. Soziologische Perspektiven und Konzepte. Saarbrücken: Verlag Dr. Müller 2007.

<sup>6</sup> Vgl.: HRUSCHKA, Joachim; JOERDEN, Jan C.: Grund und Grenzen der Solidarität in Recht und Ethik. Berlin: Duncker & Humblot 2014.

<sup>7</sup> NOTHELLE-WILDFEUER, Ursula; KÜPPERS, Arnd: Solidarität. In: KOLMER, Petra; WILDFEUER, Armin G. [Hg.]: Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe, Band 3. Freiburg im Breisgau: Verlag Karl Alber 2011, S. 2027–2041, hier: S. 2027.

Der Philosoph Kurt Bayertz unterscheidet drei Verwendungsweisen des Solidaritätsbegriffes: Zur Beschreibung des Sozialstaats, als Gemeinschaftsbegriff und als politischer Kampfbegriff.<sup>8</sup> Ich fokussiere mich im Folgenden lediglich auf die Ebene des politischen Kampfbegriffes und frage danach, von wem und in welcher Absicht im Feld der politischen Kommunikation von Solidarität gesprochen wird. In diesem Sinne geht es mir um die Suche nach den „Herausforderungen, auf die im konkreten Wortgebrauch begriffliche Antworten sprachlich kondensiert werden,“<sup>9</sup> also nach dem Verhältnis zwischen der Rede von Solidarität und den mit ihr zusammenhängenden Sachverhalten. Dieser Frage soll im Hinblick auf die aktuelle Begriffsverwendung im vergleichenden Blick auf seine Verwendung in einer ersten Konjunktur des Begriffes vor etwa 100 Jahren nachgegangen werden.

Der Fokus des Vergleiches wird sich dabei auf die Position der Sprecher\*innen (also derer, die den Begriff verwenden), auf den Kreis der Adressat\*innen (an die sich die Rede von der Solidarität wendet) und auf zwei „konstitutive [...] Grundelemente“ des Begriffes richten: „erstens das Bewusstsein von der Zusammengehörigkeit von Menschen in einer [...] jeweils näher zu bestimmenden Gemeinschaft; zweitens der aus diesem Bewusstsein resultierende Wille, das, was man dieser Gemeinschaft an Leistungen schuldig ist, in ihr und für sie zu erbringen“<sup>10</sup> Wir werden also zu untersuchen haben, auf welche sozialen Gruppen bzw. Gemeinschaften der Begriff bezogen wird und welche normativ begründeten Handlungsaufforderungen damit verbunden werden.

Dieser Aufsatz versteht sich nicht als empirisch gesättigte und methodologisch reine Diskursanalyse oder Begriffsgeschichte. Eher will dieser Text in bewusst essayistischer Form sowohl auf die ideologischen Fallstricke politischer Kommunikation am Beispiel des Solidaritätsbegriffs hinweisen, als auch die Potentiale weiterer Forschungen ausleuchten. Zwei Thesen liegen diesem Beitrag dabei zu Grunde. Die

---

<sup>8</sup> BAYERTH 1998, S. 23; 34; 40.

<sup>9</sup> KOSELLECK, Reinhart: Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Suhrkamp: Frankfurt a. M. 2010, S. 100.

<sup>10</sup> NOTHELLE-WILDFEUER; KÜPPERS 2011, S. 2027.



erste bezieht sich auf die verhängnisvolle Dialektik des Erfolgs: Das Wort Solidarität hat in den letzten 100 Jahren eine Erfolgsgeschichte im Sinne quantitativer Verbreitung erlebt. Es wird nicht mehr nur von Sozialist\*innen und anderen Renegat\*innen benutzt, sondern auch von politischen Potentat\*innen und Repräsentant\*innen der Herrschaft. Die Kehrseite dieses Erfolges aber ist die nahezu vollständige *inhaltliche* Entleerung des Wortes; es ist heute schlechterdings nicht mehr möglich, nur von der Verwendung des Wortes auf seine konkrete Bedeutung zu schließen. Diese Verbreitung fand nicht kontinuierlich statt, sondern hatte Konjunkturen, die eng mit politischen Krisensituationen zusammenhängen.

Die zweite These betrifft daher die *formale* Verwendung des Wortes. Hier wird die Überlegung zu diskutieren sein, dass Solidarität wegen ihres Appellcharakters vor allem in politischen Krisensituationen benutzt wird, um einen Zusammenhalt anzurufen, der entweder als bedroht wahrgenommen wird – oder der nicht existiert, dessen Existenz aber als wünschenswert angesehen wird. Dieser Verwendung kommt die inhaltliche Entleerung zugute; denn der inhaltlich wenig konkrete Ruf nach Zusammenhalt birgt wenig Potential für Widerspruch und Widerstand.

Beide Thesen sollen exemplarisch und stichprobenartig anhand der beiden Konjunkturen der Begriffsverwendung in den Krisen, die mit den Chiffren ‚1914‘ und ‚2007‘<sup>11</sup> bezeichnet werden können, diskutiert werden. In einem ersten Schritt gilt es, die Begriffsverwendung in diesen Zeiträumen zu skizzieren, um anschließend, nach einer Bestimmung des Krisenbegriffs und seiner Konkretisierung auf ‚1914‘ und ‚2007‘, die Plausibilität der Thesen zu erörtern.

---

<sup>11</sup> Entgegen der zeitlichen Rahmung des Bandes, 1914/2014, wird hier die Chiffre 2007 gewählt, da in jenem Jahr mit der Subprime-Krise und dem damit einhergehenden Beginn der s.g. Finanzkrise ein erster Höhepunkt der aktuellen gesellschaftlich-politischen Krise erreicht wurde (Vgl. HEIM, Eckhard: The demise of finance-dominated capitalism. Explaining the financial and economic crises. Elg-ra: Cheltenham 2015.).

## **‚1914‘ - Solidarität im Singular**

Die Französische Revolution, als die große kontinentale bürgerliche Revolution, hat in Europa das Zeitalter des Feudalismus beendet, das sich in sozialer und politischer Hinsicht durch einen im Vergleich zum bürgerlichen Zeitalter statischen Charakter auszeichnete: Die Gesellschaft war ständisch strukturiert; die Wirtschaft in Gilden und Zünften organisiert; freie und leibeigene Bauern an ihre Scholle gebunden. Über den Lebensweg entschieden, in welchen sozialen Status man hineingeboren wurde; soziale Mobilität war beinahe unbekannt.

Was für ein Chaos hingegen nach dem Zusammenbruch dieser Ordnung: Rasende Industrialisierung, Verarmung und Proletarisierung von Millionen von Bäuer\*innen, selbst stolze Handwerksmeister mussten nun in Manufakturen oder Fabriken unselbstständige Arbeit leisten. In der Industrie zu Reichtum gekommene Bürgerliche machten dem Adel die Position an den politischen Schaltstellen der Macht streitig.

Kurzum: Die Individuen wurden aus ihren ehemals fest bestimmten Plätzen in der feudalen Gesellschaft freigesetzt. Der Adel verlor langsam aber stetig seine beherrschende Position, Teile des Bürgertums stiegen zu den ökonomisch und zunehmend auch politisch Mächtigen auf; andere Teile sanken in dieselbe Proletarität, in der sich auch ehemalige Bäuer\*innen, Handwerker\*innen und Landarbeiter\*innen wiederfanden. Gemeinsam ist aber all diesen widersprüchlichen Prozessen die Freisetzung aus ehemals persönlichen Abhängigkeitsbeziehungen; mithin der Gewinn von Freiheitsrechten. Freilich war es nicht allen Gesellschaftsmitgliedern gleichermaßen möglich, diese zu nutzen. Während diejenigen, die über ausreichend Besitz oder Kapital verfügten, ihre Freiheit durchaus nutzen konnten, waren diejenigen, die besitzlos waren, im – von Marx dargestellten Sinne – doppelt frei: Frei von persönlichen Abhängigkeiten, aber auch frei von irgendwelchem Besitz. Sie wurden neuem Zwang, nämlich dem, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, unterworfen. Erst diese historische Situation brachte die Möglichkeit eines Begriffes der Solidarität hervor: „Er

geht auf die Entstehungsgeschichte und den Kampf der Arbeiterbewegung zurück.“<sup>12</sup>

Wenn die Arbeiter\*innenbewegung dem Begriff der Solidarität zu einem ersten politischen Höhenflug verhalf, so wollen wir uns doch einmal ansehen, was Solidarität in der sozialistischen Arbeiter\*innenbewegung bedeutete. Die Grundzüge des sozialistischen Solidaritätsbegriffs bringt Friedrich Engels schon 1885 auf den Punkt, wenn er behauptet,

[...] daß das einfache, auf der Einsicht in die Dieseligkeit der Klassenlage beruhende Gefühl der Solidarität hinreicht, unter den Arbeitern aller Länder und Zungen eine und dieselbe große Partei des Proletariats zu schaffen und zusammenzuhalten.<sup>13</sup>

Dieses fast naturalistische Solidaritätsverständnis, demnach Solidarität ein Gefühl ist, das sich aus der gemeinsamen Klassenlage aller Arbeiter (deskriptiver Umfang) ergibt *und* zur Bildung einer dieser entsprechenden gemeinsamen Partei führt (Handlungsappell), mutet heute fast naiv an. Doch muss man diesen Satz vor den Erfahrungen Engels' in den international stark verflochtenen sozialistischen und kommunistischen (Geheim-)Gruppen des 19. Jahrhunderts lesen. In Brüssel, Paris oder London fanden regelmäßige internationale Treffen statt und sowohl Engels wie auch sein Freund Karl Marx pflegten eine intensive internationale Korrespondenz, die sie sowohl mit den unterschiedlichen revolutionären Bewegungen als auch mit den Lebens- und Arbeitsbedingungen in der Industrie in ganz Europa vertraut machte. Aus dieser Perspektive erschien Solidarität womöglich recht einfach.

Doch wurde recht schnell deutlich, dass Solidarität – um ein Wort von Brecht abzuwandeln – das Einfache ist, das schwer zu machen ist. So sah Clara Zetkin die Herstellung von Solidarität unter den Mitglie-

---

<sup>12</sup> CHRISTOPH, Klaus: Solidarität. In: NEUMANN, Franz [Hg.]: Grundwerte. Texte zur politischen Bildung, Band 5. Baden-Baden: Signal-Verlag Hans Frevert 1979, S. 10.

<sup>13</sup> ENGELS, Friedrich: Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten 1885. In: Marx-Engels-Werke, Band 21. Berlin: Dietz 1973, S. 206–224, hier: S. 223.

dern der Arbeiterklasse schon als schwieriger an. Für sie bleibt Solidarität das Ziel, jedoch erkennt sie, dass die von Engels als unproblematisch empfundene „Einsicht in die Dieseligkeit der Klassenlage“ durchaus problematisch ist. Im Bezug auf die Gesinnung der Arbeiterinnen schreibt sie:

[...] an die Stelle der einseitigen, engherzigen, tief egoistischen Familienliebe muß das allgemeine Solidaritätsgefühl treten, das der Frau jetzt so sehr mangelt.<sup>14</sup>

Um dieses Solidaritätsgefühl in der proletarischen Frau zu erzeugen, sei es

[...] von der höchsten Wichtigkeit, daß die *Industriearbeiterin organisiert* [sic], ökonomisch und politisch *aufgeklärt* wird, damit sie sich in klarer Kenntniß der Verhältnisse an das aufstrebende und ringende sozialistische Proletariat anschließt [Hervorhebung i. O., RP].<sup>15</sup>

Auch wenn diese Zeilen von Zetkin auf die politische Schulung der Frauen bezogen sind, finden sich ähnliche Äußerungen auch auf Männer bezogen in der sozialistischen Programmatik.<sup>16</sup>

Mit Engels' 1885 erschienenem Text und Zetkins Rede von 1889 haben wir frühe Dokumente der Verwendung des Solidaritätsbegriffs in der sozialistischen Arbeiter\*innenbewegung. In den Folgejahren wird Solidarität zum unumstrittenen Schlagwort der sozialistischen Bewegung. Dabei wird, getreu dem Marxschen Diktum, „Die Arbeiter ha-

---

<sup>14</sup> ZETKIN, Clara: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. Berlin: Verlag der Berliner Volkstribüne 1889, S. 21.

<sup>15</sup> Ebda., S. 14.

<sup>16</sup> Vgl. u.a. LIEBKNECHT, Wilhelm: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen. Vortrag gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Arbeiterbildungs-Vereins am 5. Februar 1872, und zum Stiftungsfest des Leipziger Arbeiterbildungs-Vereins am 24. Februar 1872. In: Ders.: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen und andere bildungspolitisch-pädagogische Äußerungen. Berlin: Verlag Volk und Wissen 1968, S. 58–94.

ben kein Vaterland“<sup>17</sup>, immer wieder das Element der internationalen Solidarität hervorgehoben. So auch, als sich am Ende des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts zunehmend die Erkenntnis der Kriegsgefahr ausbreitet und der internationale sozialistische Kongress in Stuttgart deklariert:

[D]ie Arbeiterklasse, die vorzugsweise die Soldaten zu stellen und hauptsächlich die materiellen Opfer zu bringen hat, [ist] eine natürliche Gegnerin des Krieges, der im Widerspruch zu ihren Zielen steht: Schaffung einer auf sozialistischer Grundlage beruhenden Wirtschaftsordnung, die die Solidarität der Völker verwirklicht.<sup>18</sup>

Dass es mit der „Solidarität der Völker“ nicht allzu weit her war, wurde sieben Jahre später mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges deutlich. Noch kurz vor dessen Beginn, im April 1914, veröffentlichte der Schweizerische Arbeiterbildungsausschuss die Niederschrift eines Vortrages Robert Grimms<sup>19</sup>, in dem dieser die Notwendigkeit der „solidarische[n] Kraft“ der Arbeiter\*innen beschwört:

Erst durch die Organisation, durch die gemeinsame solidarische Kraft erlangt er [der Arbeiter, R.P.] die materiellen Bedingungen, die seiner Persönlichkeit einen freieren Spielraum geben und ihn

---

<sup>17</sup> MARX, Karl; ENGELS, Friedrich: Das Manifest der Kommunistischen Partei. In: Marx-Engels-Werke, Band 4. Berlin: Dietz 1977, S. 459–493, hier: S. 479.

<sup>18</sup> Zitiert nach: Die Stuttgarter Resolution über Militarismus und die internationalen Konflikte. Beschlossen vom Internationalen Sozialistischen Kongreß zu Stuttgart vom 18.–24. August 1907, in: BRAUNTHAL, Julius: Geschichte der Internationale, Band 1. Hannover: Verlag J.H.W. Dietz und Nachf. 1961, S. 370.

<sup>19</sup> Robert Grimm (1881–1958) war einer der führenden schweizerischen Sozialdemokrat\*innen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und langjähriges Nationalratsmitglied (1911–1955). Er vertrat das marxistische Zentrum der Partei, war nach 1914 Gegner der Burgfriedenpolitik der europäischen Sozialdemokrat\*innen und organisierte in diesem Zusammenhang unter anderen die Zimmerwalder Konferenz 1915.

vor der vollständigen Entpersönlichung durch den Kapitalismus schützen.<sup>20</sup>

Die Organisation der Arbeiter\*innen wird von Grimm als Mittel der Verteidigung der einzelnen Person gesehen. Die Organisation der Arbeiter\*innen verfolgt dabei zwei Ziele: Zum einen das Aufbringen der „gemeinsame[n], solidarische[n] Kraft“ im Klassenkampf; zum anderen aber auch die Bildung des neuen, sozialistischen Menschen für die neue, sozialistische Gesellschaft, die Grimm wenige Monate vor Kriegsbeginn noch fast euphorisch zeichnet:

So leuchtet unserer Bildungsarbeit ein herrliches Ziel. Dem Ganzen und dem einzelnen dienend, macht sie aus dem Proletarier von heute einen neuen Menschen, aus dem freudlos dahinlebenden Lohnsklaven der Gegenwart den willensstarken, selbstbewußten Kämpfer der Zukunft. Und aus der frohen Kämpferschar wird machtvoll und beglückend der Freiheit Jubelsang erbrausen, der Menschheit kündend, daß mit der Freiheit auch die Bildung Gemeingut aller sei [Hervorhebung i. O., RP].<sup>21</sup>

Die proletarische „Kämpferschar“ trat auf, doch nicht in der Form, wie sie sich Grimm erhofft hatte. Auch wenn die Schweiz im Krieg neutral blieb, wird doch der schroffe Kontrast zwischen dem sozialistischen Ideal eines „Kämpfer[s] der Zukunft“, der für die Freiheit im Sozialismus kämpft; und den Arbeitern, die, nationalistischen Parolen folgend, in den Schützengräben Europas verendeten, offensichtlich.

Die, auch sozialistischen, Arbeiter zogen weitgehend widerspruchslos gegeneinander in den Krieg. Der verbitterte Appell der linken Minderheit der europäischen Sozialist\*innen in Zimmerwald änderte daran nichts:

---

<sup>20</sup> GRIMM, Robert: Bildung und Klassenkampf. Zürich: Verlag der Grütlibuchhandlung 1914, S. 23.

<sup>21</sup> Ebda., S. 23.

In dieser unerträglichen Lage haben wir, die Vertreter der sozialistischen Parteien, Gewerkschaften und ihrer Minderheiten, [...] wir, die nicht auf dem Boden der nationalen Solidarität mit der Ausbeuterklasse, sondern auf dem Boden der internationalen Solidarität des Proletariats und des Klassenkampfes stehen, uns zusammengefunden, um die zerrissenen Fäden der internationalen Beziehungen neu zu knüpfen und die Arbeiterklasse zur Selbstbesinnung und zum Kampf für den Frieden aufzurufen.<sup>22</sup>

Fassen wir die Grundlinien des hier rekonstruierten Solidaritätsbegriffes zusammen: Wird Solidarität noch von Friedrich Engels als etwas gleichsam natürliches wahrgenommen, das der gemeinsamen Klassenlage der Arbeiter\*innen entspringt, erkennt Clara Zetkin schon die Schwierigkeiten einer solchen Konzeption. Sie postuliert daher die Notwendigkeit einer Erziehung hin zur proletarischen Solidarität: Einer klassenbezogenen internationalen Verbundenheit der Arbeiter\*innen mit dem Ziel, die kapitalistische Gesellschaftsordnung durch eine sozialistische zu ersetzen. Dass diese aber trotz des Erfolgs der institutionalisierten Arbeiter\*innenbewegung und ihrer Bildungsanstrengungen nicht so unerschütterlich feststand, wie das in Proklamationen und Reden gern behauptet wurde, macht der Beginn des Ersten Weltkrieges deutlich, in dem nicht nur die europäischen Arbeiter sich gegenseitig in den Schützengräben abschlachteten, sondern auch die Mehrheit der Sozialdemokratischen Parteien keinen nennenswerten Widerstand leistete (Stichwort: Burgfrieden). Proklamationen wie die von Zimmerwald werfen darauf ein – gemessen am Selbstanspruch der Sozialist\*innen – beschämendes Licht. Weder hat es Solidarität als etwas gegeben, das der Arbeiterklasse als ganzer dem soziologisch-deskriptiven Umfang nach zukam, noch hat sich der Appellcharakter im großen Maßstab in die Tat umgesetzt.

Unternehmen wir nun einen großen historischen Sprung in die Gegenwart und sehen, wo und wie Solidarität hier Verwendung findet.

---

<sup>22</sup> Zitiert nach: Das Zimmerwaldmanifest. In: BALABANOFF, Angelica: Die Zimmerwalder Bewegung 1914–1919. Leipzig: Hirschfeld 1928, S. 17–20, hier: S. 19.

## **„2007“ – Plurale Solidaritäten**

Werfen wir einen ersten Blick auf die Gewerkschaften, als heute immer noch bestehende Institutionen der ehemals sozialistischen Arbeiter\*innenbewegung. Hier spielt der Begriff der Solidarität immer noch eine Rolle. So tagte das 20. Parlament der Arbeit (also der Gewerkschaftskongress der DGB-Gewerkschaften<sup>23</sup>) im Mai 2014 unter dem Titel *Arbeit, Gerechtigkeit, Solidarität*. Dieser Slogan spiegelt sich auch in etlichen der programmatischen Beschlüsse des Kongresses wider, so wenn beschlossen wurde:

Der DGB setzt sich für ein friedliches, gleichberechtigtes und solidarisches Zusammenleben aller Menschen ein. Sie [sic] bekennt sich klar zur aktiven Demokratie und lehnt sämtliche Formen von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, wie Rassismus, Antisemitismus, Nationalismus, Antiziganismus, Antiislamismus, Sexismus, Homophobie sowie jegliche andere Diskriminierungsformen ab.<sup>24</sup>

Solidarität bezieht sich für den DGB auf das Zusammenleben *aller* Menschen. Damit erfährt der Solidaritätsbegriff im Vergleich zu seiner Verwendung in der sozialistischen Bewegung eine enorme Entgrenzung. Nicht mehr nur die Arbeiter\*innen untereinander sollen solidarisch sein, sondern alle Menschen haben Anspruch darauf. Einher geht dieser universelle Solidaritätsanspruch mit einer Ethik der Inklusion. Keine\*r soll aufgrund irgendwelcher Merkmale ausgegrenzt oder diskriminiert werden. Solidarität beinhaltet so die explizite Aufforderung zum Kampf gegen jede dieser Formen der Unterdrückung und zur Verwirklichung demokratischer Verhältnisse.

---

<sup>23</sup> Der DGB (= Deutscher Gewerkschaftsbund) ist die Dachorganisation von acht großen deutschen Gewerkschaften. Er koordiniert die Politik der Gewerkschaften untereinander und ist die einflussreichste gewerkschaftliche Interessenvertretung in Deutschland.

<sup>24</sup> DGB: Beschluss H002: Für eine solidarische und offene Gesellschaft, S. 1. In: Beschlüsse des 20. Ordentlichen DGB-Bundeskongress. Berlin 2014. <http://bundes-kongress.dgb.de/++co++9981f15e-cebd-11e3-a119-52540023ef1a> (16.02.2016).



Dementsprechend kommt dem Begriff der Gleichberechtigung eine konstitutive Funktion für den Solidaritätsbegriff zu, so wenn etwa zur Flüchtlingspolitik die Forderung „[f]ür eine humanitäre und solidarische Flüchtlingspolitik, gleiche Rechte für Zugewanderte und mobile Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer“<sup>25</sup> aufgestellt wird. In gewisser Weise unterläuft die auf Gleichberechtigung bezogene Solidaritätsforderung des Gewerkschaftsdachverbandes immer noch die Idee des Nationalstaates, auch wenn dies nicht mehr so plakativ ausformuliert wird wie noch 100 Jahre zuvor. Doch die Forderung nach gleichen Rechten für Zugewanderte und ‚mobile‘, d.h. für ihre Arbeit nach Deutschland pendelnde Arbeitnehmer\*innen, entspricht einer Infragestellung der Legitimität nationalstaatlicher Rechtssetzung, und der mit dieser unweigerlich einhergehenden Ungleichbehandlung.<sup>26</sup>

Sehen wir uns nun den aktuellen Parteivorsitzenden – Sigmar Gabriel – der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands an. Er erinnert sich immerhin an die sozialistische Herkunft des Begriffes, auch wenn er sich nicht lange mit Sentimentalitäten aufhält:

Solidarität ist ein alter Begriff der sozialistischen Arbeiterbewegung in Europa.

Aber er meinte nie Kumpanei. Er meinte immer verantwortungsbewusstes Handeln für sich selbst und für andere. Beides gehört zum Begriff der Solidarität.

Genau hier lag und liegt der Konflikt mit der jetzigen griechischen Regierung. Es geht um die Einhaltung genau dieses Prinzips von Solidarität.

Warum bestehen wir auf diesen Regeln? Weil die Regeln, die wir in Europa und in der Euro-Zone haben, gerade nicht national

---

<sup>25</sup> DGB: Beschluss J001: Flucht und Migration – Für eine humanitäre und solidarische Flüchtlingspolitik, gleiche Rechte für Zugewanderte und mobile Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, S. 1. In: Beschlüsse des 20. Ordentlichen DGB-Bundeskongress. Berlin 2014. <http://bundeskongress.dgb.de/++co++9981f15e-cebd-11e3-a119-52540023ef1a> (16.02.2016).

<sup>26</sup> Das gewerkschaftliche Realpolitik zuweilen anderen, durchaus auch standortpolitischen Motiven folgt, ist eine andere Sache.

gefärbt sind. Diese Regeln dienen gerade nicht der Durchsetzung nationaler Interessen, sondern sie sollen uns Europäer verbinden und verbünden. Diese gemeinsamen Regeln folgen eben den Zielen und Werten, die wir uns gesetzt haben. Sie sollen uns helfen, uns als Europäer zu definieren und nicht nur als eine Addition von Einzelinteressen der Nationen. Die Regeln sollen uns helfen, in der Praxis eine gemeinsame europäische Identität unter Beweis zu stellen.<sup>27</sup>

Gabriels Solidaritätsbegriff wird hier deutlich. Er bezieht Solidarität auf Europa und vor allem auf die Politik europäischer Regierungen. Auch die gegenseitige Verpflichtung wird betont, die verantwortungsbewusste Haltung nicht nur im Verhältnis zu anderen, sondern auch zu sich selbst. Die Idee von Solidarität als kollektive Verpflichtung in Teilhabe an einer europäischen Wertegemeinschaft greift Gabriel auch an anderer Stelle auf:

Wir brauchen mehr europäische Solidarität. Es kann nicht sein, dass sich zahlreiche Mitgliedsstaaten aus der europäischen Gesamtverpflichtung herausstehlen wollen. Europa ist keine Zugewinngemeinschaft für Schönwetterzeiten.<sup>28</sup>

Wenden wir uns aber noch einmal dem ersten Gabriel-Zitat zu, wird trotz der Dimensionierung auf Europa und dem pflichtethischen Moment auch ein weiterer Aspekt deutlich, den man als identitätspolitisch bezeichnen kann: Es geht ihm nicht um eine wechselseitige Verpflichtung aus Eigeninteresse, sondern um die Kreation einer neuen europäischen Identität, die jenseits nationaler Einzelinteressen stehen soll.

---

<sup>27</sup> GABRIEL, Sigmar: Rede von Bundesminister Gabriel im Rahmen der Plenardebatte zu Griechenland vom 01.07.2015. <http://www.bmwi.de/DE/Presse/reden,-did=718024.html> (16.02.2016).

<sup>28</sup> GABRIEL, Sigmar: Rede von Bundesminister Gabriel zum Bundeshaushalt 2016 und zur Finanzplanung bis 2019 vom 10.09.2015. <http://www.bmwi.de/DE/Presse/reden,did=725600.html> (16.02.2016).

Von Solidarität ist nicht nur im Lager der Erb\*innen der Arbeiter\*innenbewegung die Rede. Selbst konservative Politiker\*innen verwenden das Wort inzwischen regelmäßig. Gibt man in die Suchmaske der Homepage des deutschen Finanzministers Wolfgang Schäuble (CDU) das Wort Solidarität ein, so finden sich fast 90 Dokumente, in denen der Minister ‚Solidarität‘ in offiziellen Verlautbarungen, Reden oder Interviews verwendet. Schäuble bezieht den Begriff der Solidarität häufig auf den Kontext der Europäischen Union, so wenn er zum Evangelischen Kirchentag 2015 über Europa sagt:

Europa ist viel mehr als eine wirtschaftliche Einheit. Wir teilen gemeinsame Erfahrungen und gemeinsame Werte. Denen entsprechen wir nicht immer, aber Leitbilder sind sie schon. Freiheit, Gerechtigkeit, die unveräußerliche Würde jedes einzelnen Menschen, Solidarität mit den Schwächeren, Verantwortung für die Zukunft.<sup>29</sup>

oder anlässlich der Verleihung des Karlspreises an ihn:

Und so erinnert der Karlspreis wieder daran, dass Europa eine große Vision, eine große Idee, ein großes Streben und Sehnen nach Freiheit, nach Sicherheit, nach Stabilität, nach Rechtsstaatlichkeit, nach Wohlstand und nach Solidarität ist.<sup>30</sup>

In diesem Sinne scheint für Schäuble der soziale Bezugsrahmen der Solidarität Europa zu sein, bzw. die Menschen, die in Europa leben; möglicherweise auch eher die politischen Entscheidungsträger\*innen, an die er sich in seinen Reden ja meist eher wendet als an das ‚Wahl-

---

<sup>29</sup> SCHÄUBLE, Wolfgang: Bibelarbeit zum Evangelischen Kirchentag 2015 „Klug handeln – mit dem Mammon?“ vom 05.06.2015. <http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Reden/2015/2015-06-04-kirchentag.html> (16.02.2016).

<sup>30</sup> SCHÄUBLE, Wolfgang: Rede des Bundesministers anlässlich der Verleihung des Internationalen Karlspreises zu Aachen vom 17.05.2012. <http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Reden/2012/2012-05-17-Rede-Karlspreis.html> (16.02.2016).

volk'. In einem dieser Texte, in dem er die Grundlage seines politischen Handelns skizziert, schreibt er:

Politik auf der Grundlage dieses [christlichen, RP] Menschenbildes entlässt die Menschen nicht aus ihrer Verantwortung – auch für andere. Solidarität ist eine Grundforderung solcher Politik. Und sie ist ein Faktum in unserem Sozialstaat. Sie wird reichlich geübt, in den Sozialversicherungen wie über das Steuersystem. Hinzu kommt Verantwortung für sich selbst: Es geht um eine Sozialpolitik, die auf Hilfe zur Selbsthilfe setzt, die fördert und fordert. Ebenso geht es um eine europäische Politik, die Solidarität an Solidität knüpft.<sup>31</sup>

Solidarität also wird auf der normativ begründeten Handlungsebene mit der Aufforderung zur Verantwortung gegenüber anderen verbunden, die jedoch auch an die Verantwortung für sich selbst gebunden ist. Solidarische Hilfe soll Selbsthilfe möglich machen. Etwas drastischer formuliert er es in einer Rede, in der er mit Blick auf die Krise in Griechenland fordert: „Hilfe gibt es nur zur Selbsthilfe, Solidarität nur gegen Solidität.“<sup>32</sup> Ähnliche Formulierungen finden sich bei ihm immer wieder. In diesem Sinne ist Solidarität ein konditionierter Handlungsbegriff: Er ist an die Erfüllung einer Auflage, nämlich der des soliden Haushaltens, gebunden.

Das Ziel von Solidarität ist in diesem Fall nicht altruistisch begründet, sondern utilitaristisch: „Natürlich heißt Solidarität nicht – wir machen das ja nicht für andere, sondern für die Gemeinschaft, die im

---

<sup>31</sup> SCHÄUBLE, Wolfgang: Das Prinzip wertebegründeter Politik. Gastbeitrag von Bundesfinanzminister Dr. Wolfgang Schäuble für die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25. Juni 2013.

<http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Interviews/2013/2013-06-25-faz-namensartikel.html> (16.02.2016).

<sup>32</sup> SCHÄUBLE, Wolfgang: Stärker als vor der Krise – Vertrauen in Europa schaffen durch Solidität und Solidarität. Rede des Bundesfinanzministers im Rahmen des „Forums Frauenkirche“ unter dem Reihen-Motto „Das Ende der Gewissheiten. Die Zumutung des Wandels“ vom 29. Mai 2013 in Dresden. <http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Reden/2013/2013-05-31-forum-frauenkirche.html> (16.02.2016).

Interesse jedes Einzelnen liegen sollte“<sup>33</sup> Hier könnte man zur Diskussion stellen, inwieweit das mit dem oben vom Minister zitierten christlichen Menschenbild vereinbar ist. Aber nicht nur Politiker\*innen und die Interessenvertreter\*innen der Gewerkschaften sprechen von Solidarität. Auch in Statements des BDI<sup>34</sup> findet sich die Rede von der Solidarität, so beispielsweise in Bezug auf die Notwendigkeit europäischer Solidarität in der Flüchtlingskrise.<sup>35</sup> Nicht in diesem Kontext, sondern im Kontext von gesundheitspolitischen Forderungen findet sich sogar eine recht prägnante Definition des Solidaritätsbegriffs:

Solidarität bedeutet, dass jeder Bürger – ohne Ansehen von Herkunft, Alter, Geschlecht oder Einkommen – Zugang zu bestmöglichen medizinischen Leistungen und Teilhabe am medizinisch-technischen Fortschritt hat. [...] Eine konsequent am Patienten ausgerichtete Gesundheitsversorgung kann und muss den Bürger als Versicherten und Patienten in die Pflicht nehmen. Solidarität bedeutet daher auch, dass jeder Einzelne das Notwendige und Mögliche für die Aufrechterhaltung seiner eigenen Gesundheit unternimmt und die Hilfe der Solidargemeinschaft nur dort in Anspruch nimmt, wo es seine eigene Kraft übersteigt.<sup>36</sup>

Auch hier kann eine ähnliche Verwendungsweise von Solidarität rekonstruiert werden, wie wir sie bei Wolfgang Schäuble fanden: Soli-

---

<sup>33</sup> SCHÄUBLE, Wolfgang: Rede des Bundesfinanzministers im Deutschen Bundestag zur Verlängerung des griechischen Hilfsprogramms vom 27.02.2015. <http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Reden/2015/2015-02-27-bundestag-griechenland-textfassung.html> (16.02.2016).

<sup>34</sup> Der BDI (= Bundesverband der Deutschen Industrie) ist ein eingetragener Verein, der die Interessen von 36 Mitgliedsverbänden und, nach eigenen Angaben, insgesamt etwa 100.000 Unternehmen vertritt. Er zählt zu den bedeutendsten Interessenvertretungen der Wirtschaft in Deutschland.

<sup>35</sup> KERBER, Markus: Zuwanderung als Chance, um Fachkräfte zu finden. <http://bdi.eu/artikel/news/zuwanderung-als-chance-um-fachkraefte-zu-finden/#> (16.02.2016).

<sup>36</sup> BDI: Gesund durch Vorsorge. <http://bdi.eu/themenfelder/gesundheitswirtschaft/gesundheitsystem-deregulieren/#artikel/news/gesund-durch-vorsorge/#> (16.02.2016).

darität als gegenseitige Unterstützung, allerdings nur und ausschließlich in dem Fall, dass der einzelne selbst nicht in der Lage ist für sich zu sorgen. Dazu aber hat er die Pflicht, erfüllt er diese nicht, läuft er Gefahr, sein Recht auf die Solidarität der anderen zu verwirken.

Einen anders akzentuierten Solidaritätsbegriff finden wir in den Kirchen. Ein kurzer Blick auf die Homepage der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) macht die häufige Verwendung des Begriffes in Interviews und offiziellen Verlautbarungen deutlich: Es wird von ‚Solidarität mit Israel‘ gesprochen, von ‚Solidarität mit der armenischen Kirche‘, mit Frauen oder mit Flüchtlingen, um nur einige Zielgruppen zu benennen. Dabei wird eine etwas andere Struktur des Solidaritätsbegriffs deutlich als in den bisher interpretierten Fragmenten. Zwei Beispiele sollen das illustrieren. So wendet sich der Vorsitzende des Rates der EKD, Bischof Nikolaus Scheider, 2012 gegen eine militärische Intervention in Syrien und plädiert hingegen für eine humanitäre Unterstützung der Menschen dort:

Die Menschen in Syrien sind auf unser Gebet und unsere Hilfe dringend angewiesen. Wir schulden ihnen unsere Solidarität – um Christi willen.<sup>37</sup>

Interessant ist hier zweierlei: Zum einen die Benennung einer objektiven Angewiesenheit einer Gruppe anderer Menschen auf Hilfe (und Gebete), womit sich der soziale Umfang des Solidaritätsbegriffes nicht auf eine Gruppe bezieht, zu der man selbst gehört, sondern auf eine Außengruppe. Zum anderen die Begründungsfigur Jesus Christus, um dessentwillen Solidarität *geschuldet* wird. – Es geht nicht um eine wechselseitige Verpflichtung, sondern um eine aus göttlichem Gebot folgende Pflicht zur Hilfe.

Dieses Motiv kommt auch in einer Rede des evangelischen Landesbischofs von Baden-Württemberg anlässlich der humanitären Krise in Griechenland zum Ausdruck, wenn er zur praktischen Solidarität mit

---

<sup>37</sup> Zitiert nach: MAWICK, Reinhard: Solidarität um Christi Willen. Pressemitteilung der EKD vom 06.09.2013. [http://www.ekd.de/presse/pm145\\_2013\\_ekd\\_warnt\\_vor\\_militaerschlag\\_in\\_syrien.html](http://www.ekd.de/presse/pm145_2013_ekd_warnt_vor_militaerschlag_in_syrien.html) (16.02.2016).

den „Opfern der Krise“ (also auch wieder einer anderen Gruppe, der es schlechter geht) aufruft:

Deshalb betrachten wir es als unsere Aufgabe, die vielen Menschen, die Opfer der Krise in Griechenland geworden sind, auch hierzulande ins Bewusstsein zu rufen. Ihnen, die sie ohne eigenes Verschulden in eine existenziell bedrohliche Situation geraten sind, gilt unsere Verbundenheit und Solidarität.

Wege und Zeichen der Solidarität und des Miteinanders gibt es viele – ich ermutige Sie, das Ihre dazu zu tun!<sup>38</sup>

Fassen wir den hier skizzierten Solidaritätsbegriff zusammen, so erhalten wir einen Begriff, dessen Wurzeln im (ur-)christlichen Brüderlichkeitsbegriff und dem biblischen Gebot der Nächstenliebe offensichtlich sind.<sup>39</sup> Es geht ihm weniger um Zusammenhalt untereinander, wie in den von Schäuble, Gabriel und dem BDI zu Tage tretenden Konzepten, sondern um Hilfe und Unterstützung für andere.

Wir haben nun die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Solidaritätsbegriffe um 1914 und um 2014 skizziert. Erklärt aber haben wir beides noch nicht. – Das Konzept der Krise bietet sich womöglich als *ein* Zugang zur Erklärung an.

## Die Krisen ,1914‘ und ,2007‘

Was also waren die Krisenmomente, die sich im Umfeld der Solidaritätskonjunkturen ,1914‘/,2007‘ ausweisen lassen? Bevor wir uns diese Frage stellen können, ist eine kurze Klärung des von mir zugrunde gelegten Krisenbegriffes vorzunehmen. Für eine erste Annäherung

---

<sup>38</sup> JULY, Frank Otfried: Aufruf des Landesbischofs an die evangelischen Christen in Württemberg vom 08.10.2012. [http://www.ekd.de/aktuell\\_presse/2012\\_10\\_06\\_232\\_elkwue\\_solidarit%E4t\\_griechenland.html](http://www.ekd.de/aktuell_presse/2012_10_06_232_elkwue_solidarit%E4t_griechenland.html) (16.02.2016).

<sup>39</sup> Vgl. u.a.: SCHIEDER, Wolfgang: Brüderlichkeit. Bruderschaft, Bruderschaft, Verbrüderung, Bruderliebe. In: BRUNNER, Otto; CONZE, Werner; KOSELLECK, Reinhart [Hg.]: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 1. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1972, S. 552–581.

an den Krisenbegriff bietet sich eine pointierte Definition der Philosophin und Soziologin Frigga Haug an: „Krisen lassen sich als Zwischenzeiten begreifen, in denen die gewohnte Ordnung nicht mehr funktioniert, aber noch keine neue Regelungsweise gefunden ist.“<sup>40</sup> Es lassen sich drei wesentliche Elemente eines, für unseren Zusammenhang vorerst ausreichenden, *deskriptiven* Begriffs der Krise festhalten: So sind Krisen (1) keine permanenten Normalzustände, sondern „Zwischenzeiten“, in denen die Gestaltung des Übergangs von einem Ausgangszustand zu einem noch unsicheren neuen Zustand nötig wird. Diese unsicheren Zwischenzeiten können (2) die Ökonomie, die Politik, die handelnden Personen, aber auch die „Denkformen“<sup>41</sup> einer Gesellschaft betreffen; und sie lassen sich (3) auf unterschiedlichen Maßstabsebenen finden, von einzelnen Institutionen über gesellschaftliche Sektoren bis hin zu gesamtgesellschaftlichen Systemkrisen.

Nun gibt es eine große Zahl an Krisentheorien, die sich mit der Erklärung und Konzeptualisierung von Krisen, ihrer Entstehung, ihrem Verlauf und ihrem Ende beschäftigen. Den für den politischen Bereich vielleicht interessantesten Ansatz entwickelte der italienische Philosoph Antonio Gramsci in seinen *Gefängnisheften*. Darin beschäftigt er sich intensiv mit Fragen gesellschaftlich-politischer Transformationsprozesse, und setzt der populären Ansicht, Krisen seien plötzliche Erscheinungen, die These entgegen, dass „die Krise als solche kein Anfangsdatum hat, sondern nur einige aufsehenerregende ‚Erscheinungsformen‘, die irrtümlich und tendenziös als Krise identifiziert werden.“<sup>42</sup> Mit dieser Formulierung wird der Blick darauf gerichtet, dass nicht die Krise selbst wahrgenommen wird, sondern vielmehr Oberflächenphänomene, die Folgen der Krise sind, aber als Krise identifiziert werden. In Modifikation zur Definition Haugs würde die zeit-

---

<sup>40</sup> HAUG, Frigga: Krise. In: HAUG, Wolfgang Fritz [Hg.]: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Band 7/II. Hamburg: Argument-Verlag 2010, S. 2121–2143, hier: 2121.

<sup>41</sup> Ebda.

<sup>42</sup> GRAMSCI, Antonio: Vergangenheit und Gegenwart. Die Krise (H. 15, §5). In: Ders.: Gefängnishefte. Argument-Verlag: Hamburg 1991ff, S. 1716–1718, hier: S. 1716.



liche Dimension der Krise wesentlich gestreckt; sie beginnt gleichsam im Verborgenen und wird erst ab einem bestimmten Zeitpunkt wahrgenommen, nämlich dann, wenn sie so weit fortgeschritten ist, dass sie die tradierten ökonomischen, politischen und ideologischen Formen in ihrer Funktion merklich behindert.

Folgt man dieser Feststellung, erschwert dies zwar die analytische Eingrenzung konkreter als Krisen wahrgenommener Phänomene, öffnet aber auch den Blick auf Zusammenhänge, die bei der Behandlung von Krisen als Oberflächenphänomene außen vor blieben.

Nach Haug können Krisen in unterschiedlichen sachlichen und gesellschaftlichen Domänen stattfinden, oder aber als Systemkrisen in tendenziell allen gesellschaftlichen Bereichen. Gramsci nennt letztere „organische Krisen“, die sich dadurch auszeichnen, dass sich „die gesellschaftlichen Gruppen von ihren traditionellen Parteien“ abwenden und die „gegebenen Organisationsform[en]“ und die sie repräsentierenden Politiker\*innen „von ihrer Klasse oder Klassenfraktion nicht mehr als ihr Ausdruck anerkannt“ werden.<sup>43</sup> Im Hintergrund dieser Analyse liegt eine am Marxschen Denken orientierte politische Theorie, die davon ausgeht, dass sich in einer Gesellschaft unterschiedliche Gruppen (oder Klassen) bilden, abhängig von ihrer Stellung in den Produktions- und Distributionsverhältnissen. Die ökonomischen und politischen Interessen dieser Klassen (oder ihrer Fraktionen) wiederum artikulieren sich in politischen Parteien, die dann im konflikthaften Verhältnis mit anderen Parteien versuchen, die Interessen ihrer entsprechenden ‚Basis‘ durchzusetzen. Systemkrisen oder ‚organische Krisen‘ zeigen sich nun darin, dass sich die soziale Konfiguration der gesellschaftlichen Gruppen so weit verändert hat, dass die ihnen bisher entsprechenden politischen Formen ihnen nicht mehr entsprechen. Die Krise kommt zum Ausdruck. Gleichwohl muss daran erinnert werden, dass sie nun nicht beginnt; sie begann vielmehr mit den zuerst noch unmerklich einsetzenden Transformationen der sozialen Basis. Soziale Basis muss dabei nicht soziale Klasse bedeuten, der Begriff

---

<sup>43</sup> GRAMSCI, Antonio: Beobachtungen über einige Aspekte der Struktur der politischen Parteien in den Zeiten organischer Krise (H. 13, §23). In: Ders.: Gefängnishefte. Argument-Verlag: Hamburg 1991ff, S. 1577–1580, hier: S. 1577f.

kann genauso gut auf die sozialen Milieus bezogen werden, die die traditionelle Wähler\*innenschaft einer politischen Partei ausmachen oder auf soziale Gruppen, die bestimmte Ideen, Institutionen oder Organisationen tragen.

Genauso wie sich der Beginn von Krisen im Diffusen entwickelt, gleichwohl er bei eingehender Analyse auf Ursachenzusammenhänge zurückgeführt werden kann, liegt das Ende von Krisen im Dunkeln:

Als relativ offene Situationen können Krisen emanzipatorische Prozesse begünstigen, aber auch Gefahren für die Subalternen beinhalten. Ökonomische Krisen können zu ideologischen und politischen Krisen führen, aber Krisendiskurse können auch Maßnahmen zur Herrschaftssicherung legitimieren. Die Definitionsmacht über die Ursachen von Krisen und angemessene politische Reaktionen auf Krisen kann also selbst ein Herrschaftsinstrument sein.<sup>44</sup>

Das interessante an dieser Perspektive ist die Ambivalenz von Krisen, die ihn ihr zu Tage tritt: Der Ausgang einer Krise ist nicht vorherbestimmt; er *kann* für unterdrückte und marginalisierte Gruppen Freiheitsgewinne versprechen, aber auch zur Errichtung oder Festigung autoritärer Herrschaft führen. Welche dieser Entwicklungen eine Krise nimmt ist Ausdruck gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse und Kämpfe, aber auch der Deutungshoheit: Was wird als Krisen-Ursache allgemein anerkannt? Welche daraus folgenden Maßnahmen treffen auf Zustimmung?

Diese Meinungskämpfe um die Deutungs- und damit Lösungshoheit über Krisen sind hochdynamische Prozesse politischer Kommunikation und Praxis, in der sich jedoch oft ein Phänomen beobachten lässt, dass schon von Karl Marx eingängig beschrieben wurde. Während nämlich in Krisen von den Akteur\*innen *praktisch* neue Modelle entwickelt werden, neue soziale Organisationen oder Regelsysteme geschaffen werden, „beschwören sie ängstlich die Geister der Vergan-

---

<sup>44</sup> SABLÓWSKI, Thomas: Krisentheorien. In: HAUG, Wolfgang Fritz [Hg.]: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Band 8/I. Hamburg: Argument-Verlag 2012, S. 1–38.

genheit [...], entleihen ihnen die Namen, Schlachtparole, Kostüm, um in dieser altherwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen.“<sup>45</sup>

Marx beschreibt hier etwas, das man als Asynchronität zwischen individuellen oder kollektiven Handlungen und deren Artikulation und Legitimation bezeichnen könnte. Die Menschen handeln in Krisensituationen womöglich nach neuen Mustern, da die Krise diese herausfordert; artikulieren dieses Tun aber immer noch in alten Begrifflichkeiten, die ehemals anderes beschrieben als das, was nun getan wird, wofür aber noch keine neuen Beschreibungen gefunden wurden.

Fassen wir den für diesen Beitrag zugrunde gelegten Krisenbegriff zusammen: Unter Krisen sind zeitlich umgrenzte soziale Zustände zu verstehen, in denen tradierte Regulationssysteme fraglich oder dysfunktional erscheinen und neu gefunden werden müssen. Krisen können auf allen sozialen Maßstabsebenen von der Mikro- bis zur Makroebene stattfinden und implizieren immer auch das Problem des Verhältnisses von sozialer Basis und Repräsentation. Im Wesen der Krise liegt eine gewisse Offenheit, die sowohl die Möglichkeit emanzipatorischer als auch autoritärer Lösungen bietet.

Folgen wir dem eben skizzierten Krisenbegriff – inwiefern lässt sich dieser auf die Phänomene, die als ‚Krise 1914‘ und ‚Krise 2007‘ bezeichnet werden können, anwenden?

Nimmt man das europäische politische System vor 1914 in den Blick, wird offensichtlich, dass sich dieses in einer Krise befand, deren Folge der Erste Weltkrieg war. Bewegen wir uns aber von dieser Perspektive weg und ‚zoomen‘ gleichsam in die gesellschaftlichen Zusammenhänge hinein, so wird deutlich, dass sich Europa auch hier in einer ‚organischen Krise‘ im Sinne Gramscis befand, in deren Folge die Monarchien in Mitteleuropa stürzten und durch, mehr oder minder stabile, demokratische Systeme ersetzt wurden, die dem Entwicklungsstand der bürgerlichen Gesellschaften adäquater waren. Diese Krise soll hier aber nicht im Fokus stehen, denn sie hat nicht zur Konjunktur des Solidaritätsbegriffs geführt. In dieser gesellschaftlichen

---

<sup>45</sup> MARX, Karl: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx-Engels-Werke, Band 8. Berlin: Dietz, S. 111–207, hier: S. 115.

Krise schlug stattdessen die Stunde der Idee der Nation. Wir wollen den Blick weiter fokussieren und auf die Sozialdemokratie wenden, um die Frage zu beantworten, inwieweit wir es hier mit Krisenerscheinungen zu tun haben.

Dabei ist nicht offensichtlich, ob sich die Sozialdemokratie 1914 in einer ernsten Krise befand. Immerhin konnte sie in ganz West- und Mitteleuropa eine beeindruckende Mitgliederzahl und in nicht wenigen Ländern große Parlamentsfraktionen vorweisen. Doch gehen wir ein wenig ins Detail, so erscheint diese Erfolgsgeschichte der Arbeiter\*innenparteien ambivalenter.

Man kann die Sozialdemokratie als eine sich permanent in der Krise befindende Partei verstehen, wenn wir den Blick nicht auf die quantitative Erfolgsgeschichte des Stimmen- und Mitgliederzuwachses, sondern auf den qualitativen Anspruch der Führung der *gesamten* Arbeiter\*innenklasse legen. So musste sie doch mit christlichen und gelben Gewerkschaften<sup>46</sup> und Parteien konkurrieren und sich nicht zuletzt unter dem Ausnahmezustand der Sozialistengesetze bewähren. Der Zusammenhalt der Arbeiterklasse als imaginierte Gemeinschaft war immer fraglich.<sup>47</sup> Auch die inneren Zerwürfnisse und Diskussionen um die angemessene politische Strategie bzw. die grundlegende Weltanschauung, wie die Revisionismusdebatte oder die Debatte um das Verhältnis zu den Gewerkschaften, sorgten für anhaltende Spannungen.

Von einer permanenten Krise der Sozialdemokratie zu sprechen scheint im Widerspruch zum oben skizzierten Verständnis der Krise als zeitlich begrenztem Phänomen zu stehen. Jedoch ist dieser Widerspruch nur vordergründig. In gewisser Weise kann davon gesprochen werden, dass sich verschiedene Krisen in der Vorkriegssozialdemo-

---

<sup>46</sup> Als gelbe Gewerkschaften werden unternehmensfreundliche ‚Gewerkschaften‘, die oftmals von den Unternehmer\*innen auch finanziell unterstützt wurden, bezeichnet. Sie plädier(t)en gegen Streiks und für ein kooperatives Verhältnis zwischen Unternehmen und Angestellten.

<sup>47</sup> Vgl. SCHMIEDT, Dorothea: Mythen und Erfahrungen: die Einheit der deutschen Arbeiterklasse um 1900. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. 44, 2014 (2), S. 191–208.

kratie manifestierten, die sich zum Teil überlagerten, zum Teil aber auch sukzessive erfolgten.

Das generelle Motiv all dieser Krisen ist aber das einer gefährdeten oder überhaupt fraglichen Einheit zwischen Arbeiter\*innenklasse und Partei sowie innerhalb der Partei selbst. Die Repräsentationsfrage war also immer von höchster Brisanz: Wer wird durch die Partei repräsentiert, wer repräsentiert die Partei und steuert wie die entsprechenden politischen Prozesse? Aus der Perspektive der Nachgeborenen erscheint der Ausgang dieser Krise nicht unbedingt offen. Die Spaltung der sozialistisch-sozialdemokratischen Bewegung in eine staatstragende Sozialdemokratie und in Moskau-hörige kommunistische Parteien aber war nicht zwangsläufig in der Geschichte angelegt, sondern kontingentes Ergebnis dieser Situation.

Die Systemkrise oder die „multiple Krise des Kapitalismus“<sup>48</sup>, die spätestens seit 2007 mit Ausbruch der großen Finanzkrise in das allgemeine Bewusstsein getreten ist, zeichnet sich dadurch aus, dass sowohl im Bereich der Ökonomie, der Bevölkerungspolitik, der Umweltpolitik als auch der politischen Repräsentation die bisherigen Formen der Koordination und Bearbeitung dysfunktional erscheinen und eine gewisse Desorientierung bei den Akteur\*innen des politischen und gesellschaftlichen Systems eingetreten ist. Diese Desorientierung reflektiert sich in der Unklarheit darüber, wie die Krise(n) zu bearbeiten sind, und in einer enormen Fragmentierung des politischen Raumes. Vorstellungen von europäischer, nationalstaatlicher, ja selbst regionaler Gemeinschaftlichkeit erodieren, bzw. haben sich schon aufgelöst.

Besinnen wir uns unserer zuvor aufgestellten Krisendefinition, wird deutlich, dass sich die aktuelle Krise sowohl im Regelsystem, in der Repräsentation und in der relativen Offenheit der Situation widerspiegelt. Die Erosion bisheriger regulatorischer Systeme wurde für das Politische nicht zuletzt prominent von Colin Crouch diskutiert und unter dem Slogan ‚Postdemokratie‘ thematisiert,<sup>49</sup> sie wird aber auch im internationalen Rahmen deutlich, wie ein Blick auf die globale

---

<sup>48</sup> Vgl. DEMIROVIĆ, Alex; DÜCK, Julia; BECKER, Florian; BADER, Pauline (Hrsg.): *VielfachKrise im finanzmarktdominierten Kapitalismus*. VSA: Hamburg 2011.

<sup>49</sup> CROUCH, Colin: *Postdemokratie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008.

Konfliktlandkarte deutlich macht: Die Destabilisierung ganzer Regionen und die Entstehung neuer politischer Akteur\*innen sind Symptome der politischen und gesellschaftlichen Transformationskrise, die die Merkmale einer ‚organischen Krise‘ im Sinne Gramscis hat.<sup>50</sup> Die wahrgenommene Unfähigkeit traditioneller politischer Eliten, die politischen und ökonomischen Krisen zu lösen, schlägt sich auch in einer „Krise der Repräsentation“<sup>51</sup> nieder, in der Polarisierung und Radikalisierung politischer Kommunikation und der Entfremdung der Wähler\*innenmilieus von ‚ihren‘ Parteien.

Auf der Ebene des politischen Systems der Europäischen Union zeigen sich ebenfalls Krisensymptome. Sie manifestieren sich aktuell in den Konflikten über den Umgang mit Flüchtenden aus Afrika und dem arabischen Raum; sie zeigten sich in den letzten Jahren in den Konflikten um die Bewältigung der ökonomischen Krise in Südeuropa. Nicht nur die Inhalte der Krisenbewältigung, sondern auch der Modus der Entscheidungen darüber steht permanent zur Diskussion; die Legitimität europäischer Lösungen wird nicht mehr nur aus europakritischer Perspektive in Frage gestellt, sondern inzwischen auch von Regierungen im Zentrum der Macht. Diese skizzenhaften Bemerkungen mögen genügen, um den Charakter der aktuellen Krise zu umreißen, deren Ausgang offen ist.

Wir haben zwei sehr unterschiedliche Krisen beschrieben, die als permanente Krise zu verstehende Krise der Sozialdemokratie als Krisenerscheinung auf einer Mesoebene und die multiple Krise des aktuellen gesellschaftlichen Systems als Krisenerscheinung auf der gesellschaftlichen Makroebene. Versuchen wir nun die Ergebnisse unserer kleinen Stichprobe zur Verwendung des Solidaritätsbegriffs mit unserem Krisenbegriff in Verbindung zu bringen, um zu sehen, ob sich die

---

<sup>50</sup> Vgl. CANDEIAS, Mario: Interregnum – Molekulare Verdichtung und organische Krise. In: DEMIROVIĆ, Alex; DÜCK, Julia; BECKER, Florian; BADER, Pauline [Hg.]: VielfachKrise im finanzmarktdominierten Kapitalismus. VSA: Hamburg 2011, S. 45–62.

<sup>51</sup> Vgl. u.a. WALTER, Franz: Unpolitische Demokratie: Zur Krise der Repräsentation. Berlin: Suhrkamp 2013.

Transformationen der Solidarität mit Hilfe des Krisenbegriffes erklären lassen.

## **Konjunkturen der Solidarität**

Mit ‚1914‘ und ‚2007‘ sind zwei Phasen gesellschaftlicher Krisenerscheinungen und zwei Konjunkturen des Solidaritätsbegriffes in den Blick geraten. Der Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung einer Krisensituation und der Nutzung des Solidaritätsbegriffs wird im Zusammenhang mit der Arbeiterbewegung recht deutlich: Die Verwendung des Wortes dient hier hochgradig der Anrufung eines fragilen Gemeinschaftsgefühls und einer diesem entsprechenden sozialistischen Praxis. Die Krise der sozialistischen Arbeiter\*innenbewegung besteht – schon vor dem offensichtlichen Triumph der Idee der Nation über die der Klasse im Ausbruch des Ersten Weltkriegs – darin, dass die kollektive Identität einer politisch geeinten, für den Sozialismus kämpfenden Arbeiter\*innenklasse mehr Wunsch als Realität ist. Christliche Gewerkschaften, die Genossenschaftsbewegung Schulze-Delitzschs oder die Bismarcksche Sozialgesetzgebung wirken als Spaltmittel unter den Arbeiter\*innen; die bürgerliche Frauenbewegung konkurriert mit der sozialistischen um das politische Bewusstsein der Arbeiterinnen.

Solidarität dient so als hoffnungsvoll-prophetischer Entwurf: Die Rede von ihr zeichnet das Bild einer für einander einstehenden, gegen den Kapitalismus kämpfenden, proletarischen Gemeinschaft, die faktisch nur in Rudimenten existiert, die aber als Bedingung der Möglichkeit einer erfolgreichen Schaffung des Sozialismus angesehen wird. In gewisser Weise ist dieser Solidaritätsbegriff religiös konnotiert; er trägt Erlösungshoffnungen in sich, nach denen das Jammertal der kapitalistischen Gegenwart durch das irdische Paradies des Sozialismus abgelöst werden soll. Dafür ist Solidarität als kämpferisch-moralische Tugend Teil des sozialistischen Glaubensbekenntnisses.

Sehen wir uns die Nutzung des Solidaritätsbegriffs in der gesellschaftlichen Krise 2007 an, so können wir auf der einen Seite eine Säkularisierung beobachten: Die im ursprünglichen – arbeiter\*innenbeweg-

ten – Begriff mitschwingenden Erlösungs- und Befreiungshoffnungen verschwanden. Auf der anderen Seite wird die Pazifizierung der Solidarität deutlich: Es geht nicht mehr um einen gemeinsamen Kampf gegen jemanden, sondern nur noch um ein für einander oder für andere Einstehen. Übrig blieb nur mehr dieses pflichtethische Moment. Dieses spaltet sich aber in drei unterschiedliche Verwendungsweisen auf: Bei den Gewerkschaften bezieht sich Solidarität auf eine Gesellschaft, in der niemand diskriminiert oder ausgegrenzt werden darf. Im politischen und ökonomischen Feld bezieht sich Solidarität auf eine wechselseitige Verpflichtung, die Hilfe anderer oder der Gemeinschaft nur im Notfall anzurufen, verkoppelt mit der Aufforderung, doch zuerst für sich selbst zu sorgen. Im kirchlichen Bereich bedeutet Solidarität so viel wie ideelle und praktische Unterstützung für andere, denen es schlechter geht als einem selbst, mithin: um Nächstenliebe.

Trotz dieser hier nur exemplarisch aufgezeigten Pluralisierung des Solidaritätsbegriffs im Feld der politischen Kommunikation, die sicher noch erweitert werden könnte, bleiben zwei Merkmale, die schon den Solidaritätsbegriff der Sozialist\*innen auszeichneten, erhalten: Die Anrufung einer (gefährdeten oder erst zu schaffenden) Gemeinschaft und die Verknüpfung mit einer Handlungsaufforderung. In den drei hier vorgestellten Verwendungen von Solidarität tritt die Wahrnehmung einer Krisensituation, wie wir sie unter dem Signum 2007 charakterisiert haben, mehr oder weniger deutlich hervor: Im auseinanderbrechenden Gesellschaftssystem wird um Einheit und Zusammenhalt gerungen. Vor allem aber in der Solidaritätsverwendung bei Gabriel und Schäuble wird dies deutlich: Bei ihnen ist die Anmahnung von Solidarität offensichtlich verknüpft mit der Absicht einer politischen Disziplinierung; der Unterwerfung unter Bestimmungen, die diejenigen, die Solidarität üben sollen, nicht auffordern, etwas für die Gemeinschaft zu geben, sondern – im konkreten Falle Griechenlands – selbst enorme Lasten auf sich zu nehmen,<sup>52</sup> um sich in ein politisches Projekt, die Europäische Union, einzufügen. Solidarität dient hier als Mantel, unter dem sich die Rute versteckt.

---

<sup>52</sup> Auf die gravierenden sozialen Folgen der s. g. Hilfsprogramme kann hier nicht eingegangen werden; der Blick in die Zeitungen belehrt darüber.



## Fazit

Blicken wir auf die aktuellen sozialen, ökonomischen und politischen Entwicklungen, so sehen wir eine immer stärkere Fragmentierung und ein Auseinanderdriften vormalig als Einheit wahrgenommener Gruppen, Staaten oder Staatenverbünde. Um diesem als Bedrohung wahrgenommenen Phänomen zu begegnen ertönt allerorten der Ruf nach Einheit, der Ruf nach Solidarität. Es ist gleichwohl ein Ruf, der heute ähnlich hilflos klingt wie der als Kampfformel der Arbeiter\*innenklasse geprägte Ruf nach internationaler Solidarität. Gleich ist bei beiden die Anrufung eines imaginierten Kollektivs, welches zu schaffen oder zu erhalten ist. Die Sozialdemokratie damals: die klassenbewussten Arbeiter\*innen; heute: die wertbewussten europäischen Unionsbürger\*innen. Die Kirchen rufen unter ‚Solidarität‘ zur christlichen Nächstenliebe auf, die die schon immer in Trümmern liegende Welt der wenigen Reichen und der unzähligen Armen von ihren Wunden heilen soll.

Unsere erste These von der Entleerung des Solidaritätsbegriffes konnte, so scheint es auf den ersten Blick, nicht bestätigt werden; konnte doch in der Verwendung des Begriffes bei den unterschiedlichen Akteuren doch immer auch eine inhaltliche Ausgestaltung rekonstruiert werden. Doch ist Vorsicht geboten, denn war Solidarität im Ursprung ein Begriff, der sich *ausschließlich* auf eine bestimmte soziale Gruppe, nämlich die Arbeiterklasse, bezog, ist er nun mangels bewusster Existenz einer solchen davon emanzipiert, und kann in gänzlich anderen politischen Zusammenhängen verwendet werden. Das hat zu einer stärkeren Betonung des Aspektes der Gegenseitigkeit und Verpflichtung geführt; aber auch zur Möglichkeit, ihn als Synonym zur christlichen *caritas* oder Nächstenliebe verwenden.

So könnte man also von einer Pluralisierung seiner Bedeutung ausgehen, deren gemeinsamer Kern lediglich im Wort ‚Solidarität‘ und dem appellativen Bezug auf (faktische, mögliche oder imaginierte) Mitglieder einer Gruppe zur Handlungsaufforderung liegt. In diesem Sinne ist Solidarität nicht ein entleerter, sondern eher ein abstrakterer Begriff geworden.

Ein weiteres wird deutlich: Und zwar die Notwendigkeit eines hermeneutischen Blicks in ideologiekritischer Absicht auf politische Kommunikation. Die Potentiale einer solchen Perspektive wurden mit der hier skizzierten Analyse der Verwendung des Solidaritätsbegriffes versucht zu umreißen; in gewisser Weise könnten so auch Erkenntnisse über einen gewissen ‚Doppelsprech‘ in der politischen Kommunikation gewonnen werden. Freilich sind die hier beschriebenen Beobachtungen lediglich Indizien; Anhaltspunkte oder Thesen für eine umfangreichere begriffsgeschichtliche oder diskursanalytische Untersuchung, die noch aussteht.

## **Literaturverzeichnis**

- BALABANOFF, Angelica: Die Zimmerwalder Bewegung 1914–1919. Leipzig: Hirschfeld 1928.
- BAYERTZ, Kurt: Begriff und Problem der Solidarität. In: BAYERTZ, Kurt [Hg.]: Solidarität. Begriff und Problem. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 11–53.
- BDI (= Bundesverband der Deutschen Industrie): Gesund durch Vorsorge. <http://bdi.eu/themenfelder/gesundheitswirtschaft/gesundheitsystem-deregulieren/#/artikel/news/gesund-durch-vorsorge/#> (16.02.2016).
- BRAUNTHAL, Julius: Geschichte der Internationale, Band 1. Hannover: Verlag J.H.W. Dietz und Nachf. 1961.
- CANDEIAS, Mario: Interregnum – Molekulare Verdichtung und organische Krise. In: DEMIROVIĆ, Alex; DÜCK, Julia; BECKER, Florian; BADER, Pauline [Hg.]: VielfachKrise im finanzmarktdominierten Kapitalismus. VSA: Hamburg 2011, S. 45–62.
- CHRISTOPH, Klaus: Solidarität. In: NEUMANN, Franz [Hg.]: Grundwerte. Texte zur politischen Bildung, Band 5. Baden-Baden: Signal-Verlag Hans Frevert 1979.
- CROUCH, Colin: Postdemokratie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008.
- DEMIROVIĆ, Alex; DÜCK, Julia; BECKER, Florian; BADER, Pauline [Hg.]: VielfachKrise im finanzmarktdominierten Kapitalismus. VSA: Hamburg 2011.

- DGB (=Deutscher Gewerkschaftsbund): Beschluss H002: Für eine solidarische und offene Gesellschaft, S. 1. In: Beschlüsse des 20. Ordentlichen DGB-Bundeskongress. Berlin 2014. <http://bundeskongress.dgb.de/++co++9981f15e-cebd-11e3-a119-52540023ef1a> (16.02.2016).
- DGB: Beschluss J001: Flucht und Migration – Für eine humanitäre und solidarische Flüchtlingspolitik, gleiche Rechte für Zugewanderte und mobile Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, S. 1. In: Beschlüsse des 20. Ordentlichen DGB-Bundeskongress. Berlin 2014. <http://bundeskongress.dgb.de/++co++9981f15e-cebd-11e3-a119-52540023ef1a> (16.02.2016).
- ENGELS, Friedrich: Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten 1885. In: Marx-Engels-Werke, Band 21. Berlin: Dietz 1973, S. 206–224.
- GABRIEL, Sigmar: Rede von Bundesminister Gabriel im Rahmen der Plenardebatte zu Griechenland vom 01.07.2015. <http://www.bmwi.de/DE/Presse/reden,did=718024.html> (16.02.2016).
- GABRIEL, Sigmar: Rede von Bundesminister Gabriel zum Bundeshaushalt 2016 und zur Finanzplanung bis 2019 vom 10.09.2015. <http://www.bmwi.de/DE/Presse/reden,did=725600.html> (16.02.2016).
- GRAMSCI, Antonio: Beobachtungen über einige Aspekte der Struktur der politischen Parteien in den Zeiten organischer Krise (H. 13, §23). In: Ders.: Gefängnishefte. Argument-Verlag: Hamburg 1991ff, S. 1577–1580.
- GRAMSCI, Antonio: Vergangenheit und Gegenwart. Die Krise (H. 15, §5). In: Ders.: Gefängnishefte. Argument-Verlag: Hamburg 1991ff, S. 1716–1718.
- GRIMM, Robert: Bildung und Klassenkampf. Zürich: Verlag der Grütlibuchhandlung 1914.
- HAUG, Frigga: Krise. In: HAUG, Wolfgang Fritz [Hg.]: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Band 7/II. Hamburg: Argument-Verlag 2010, S. 2121–2143.
- HEIM, Eckhard: The demise of finance-dominated capitalism. Explaining the financial and economic crises. Elgra: Cheltenham 2015.
- HRUSCHKA, Joachim; JOERDEN, Jan C.: Grund und Grenzen der Solidarität in Recht und Ethik. Berlin: Duncker & Humblot 2014.

- JULY, Frank Otfried: Aufruf des Landesbischofs an die evangelischen Christen in Württemberg vom 08.10.2012. [http://www.ekd.de/aktuell\\_presse/2012\\_10\\_06\\_232\\_elkwue\\_solidarit%E4t\\_griechenland.html](http://www.ekd.de/aktuell_presse/2012_10_06_232_elkwue_solidarit%E4t_griechenland.html) (16.02.2016).
- KNEUER, Marianne; MASALA, Carlo [Hg.]: Solidarität. Politikwissenschaftliche Zugänge zu einem vielschichtigen Begriff. Baden-Baden: Nomos 2015.
- KERBER, Markus: Zuwanderung als Chance, um Fachkräfte zu finden. <http://bdi.eu/artikel/news/zuwanderung-als-chance-um-fachkraefte-zu-finden/#> (16.02.2016).
- KOSELLECK, Reinhart: Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Suhrkamp: Frankfurt a. M. 2010, S. 100.
- LIEBKNECHT, Wilhelm: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen. Vortrag gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Arbeiterbildungs-Vereins am 5. Februar 1872, und zum Stiftungsfest des Leipziger Arbeiterbildungs-Vereins am 24. Februar 1872. In: Ders.: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen und andere bildungspolitisch-pädagogische Äußerungen. Berlin: Verlag Volk und Wissen 1968, S. 58–94.
- MARX, Karl: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx-Engels-Werke, Band 8. Berlin: Dietz, S. 111–207.
- MARX, Karl; ENGELS, Friedrich: Das Manifest der Kommunistischen Partei. In: Marx-Engels-Werke, Band 4. Berlin: Dietz 1977, S. 459–493.
- MAWICK, Reinhard: Solidarität um Christi Willen. Pressemitteilung der EKD vom 06.09.2013. [http://www.ekd.de/presse/pm145\\_2013\\_ekd\\_warnt\\_vor\\_militaerschlag\\_in\\_syrien.html](http://www.ekd.de/presse/pm145_2013_ekd_warnt_vor_militaerschlag_in_syrien.html) (16.02.2016).
- NOTHELLE-WILDFEUER, Ursula; KÜPPERS, Arnd: Solidarität. In: KOLMER, Petra; WILDFEUER, Armin G. [Hg.]: Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe, Band 3. Freiburg im Breisgau: Verlag Karl Alber 2011, S. 2027–2041.
- RENAUD, Hippolyte: Solidarität. Kurzgefasste Einführung in die Lehre Karl Fouriers, Zürich: Selbstverlag der Schweizer-Phalanx 1855.
- SABLOWSKI, Thomas: Krisentheorien. In: HAUG, Wolfgang Fritz [Hg.]: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Band 8/I. Hamburg: Argument-Verlag 2012, S. 1–38.

- SCHÄUBLE, Wolfgang: Rede des Bundesministers anlässlich der Verleihung des Internationalen Karlspreises zu Aachen vom 17.05.2012. <http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Reden/2012/2012-05-17-Rede-Karlspreis.html> (16.02.2016).
- SCHÄUBLE, Wolfgang: Stärker als vor der Krise – Vertrauen in Europa schaffen durch Solidität und Solidarität. Rede des Bundesfinanzministers im Rahmen des „Forums Frauenkirche“ unter dem Reihemotto „Das Ende der Gewissheiten. Die Zumutung des Wandels“ vom 29. Mai 2013 in Dresden. <http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Reden/2013/2013-05-31-forum-frauenkirche.html> (16.02.2016).
- SCHÄUBLE, Wolfgang: Das Prinzip wertebegründeter Politik. Gastbeitrag von Bundesfinanzminister Dr. Wolfgang Schäuble für die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25. Juni 2013. <http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Interviews/2013/2013-06-25-faz-namensartikel.html> (16.02.2016).
- SCHÄUBLE, Wolfgang: Rede des Bundesfinanzministers im Deutschen Bundestag zur Verlängerung des griechischen Hilfsprogramms vom 27.02.2015. <http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Reden/2015/2015-02-27-bundestag-griechenland-textfassung.html> (16.02.2016).
- SCHÄUBLE, Wolfgang: Bibelarbeit zum Evangelischen Kirchentag 2015 „Klug handeln – mit dem Mammon?“ vom 05.06.2015. <http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Reden/2015/2015-06-04-kirchentag.html> (16.02.2016).
- SCHIEDER, Wolfgang: Brüderlichkeit. Bruderschaft, Bruderschaft, Verbrüderung, Bruderliebe. In: BRUNNER, Otto; CONZE, Werner; KOSELLECK, Reinhart [Hg.]: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 1. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1972, S. 552–581.
- SCHMIDT, Dorothea: Mythen und Erfahrungen: die Einheit der deutschen Arbeiterklasse um 1900. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. 44, 2014 (2), S. 191–208.

- TRANOW, Ulf: Solidarität. Soziologische Perspektiven und Konzepte.  
Saarbrücken: Verlag Dr. Müller 2007.
- WALTER, Franz: Unpolitische Demokratie: Zur Krise der Repräsentation.  
Berlin: Suhrkamp 2013.
- ZETKIN, Clara: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. Berlin: Verlag der Berliner Volkstribüne 1889.



## Zu den Autoren

Dr. Mircea-Gheorghe ABRUDAN, Postdoktorand an der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg; Forschungsbereiche: Geschichte der Siebenbürger Sachsen im 19. Jahrhundert; Geschichte der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen zwischen 1848 und 1918; die Siebenbürgisch-sächsische Historiografie und Memorialistik des Großen Krieges; Geschichte der orthodoxen Kirche im Habsburgerreich im 18. und 19. Jahrhundert, [mircea.abrudan@ubbcluj.ro](mailto:mircea.abrudan@ubbcluj.ro).

Mag.<sup>a</sup> Katharina GRUBER hat Geschichte und Romanistik an den Universitäten von Klagenfurt, Bologna und Wien studiert. Zu ihren Schwerpunkten zählt das 19. Jahrhundert und österreichische Geschichte. Ihre Masterarbeit schrieb sie über das Zusammenwirken der italienischen und der ungarischen Nationalbewegungen von 1848 bis 1867 im Kampf gegen den Habsburgerstaat. Momentan ist sie als OeAD-Lektorin am Germanistischen Institut der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Pécs in Ungarn tätig.

[katharina.gruber@oead-lektorat.at](mailto:katharina.gruber@oead-lektorat.at)

Dr.<sup>a</sup> Stephanie JUG, Postdoktorandin an der Josip-Juraj-Strossmayer-Universität in Osijek, Kroatien, Tätigkeitsbereich: Literaturwissenschaft, Literaturgeschichte und Komparatistik, Forschungsbereich: Gegenwartsdrama, deutschsprachige Literatur aus Slawonien, [sjug@ffos.hr](mailto:sjug@ffos.hr).

Nikolaus LEHNER ist Doktorand der Soziologie und lehrt am Institut für Soziologie der Universität Wien. Seine gegenwärtigen Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Medien- und Kulturosoziologie sowie im Bereich der Systemtheorie, [nikolaus.lehner@outlook.com](mailto:nikolaus.lehner@outlook.com).

Dr.<sup>a</sup> Sonja NOVAK, Postdoktorandin an der Josip-Juraj-Strossmayer-Universität in Osijek, Kroatien, Tätigkeitsbereich: Literaturwissenschaft, Literaturgeschichte und Komparatistik, Forschungsbereich: Gegenwartsdrama, regionale kroatisch- und deutschsprachige Literatur, [snovak@ffos.hr](mailto:snovak@ffos.hr).



Erkan OSMANOVIC, MA, geb. 1988, promoviert am Institut für Germanistik an der Universität Wien; Lektor des Österreichischen Austauschdienstes an der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität Brno; Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Österreich-Bibliothek Brno; Mitarbeiter in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur. Studium der Deutschen Philologie und Austrian Studies in Wien.

[erkan.osmanovic@oead-lektorat.at](mailto:erkan.osmanovic@oead-lektorat.at)

Dr. Marc STEGHERR MA: Studium der Slavischen Philologie, Politischen Wissenschaften, Recht, Geschichte Osteuropas. Lehrbeauftragter für südslavische Landeskunde, Institut f. slav. Philologie der LMU München; Regionalvertreter Rumänien des internationalen Netzwerks Politische Kommunikation netPOL und Gastprofessor an der Universität Cluj/Klausenburg (bis 08/16); Forschungsgebiete: Kultur- und Religionsgeschichte, Nationalismus, Minderheitenkulturen in (Süd)Osteuropa; Russische/Ukrainische Politik und Geistesgeschichte; Mediensysteme in Osteuropa, [marcstegherr@hotmail.com](mailto:marcstegherr@hotmail.com).

Mag.<sup>a</sup> Susanne, TEUTSCH, Forschungsbereiche: Wechselbeziehungen zwischen dem deutschen und dem romanischen Sprachraum, Neuere Deutsche Literatur insbes. Elfriede Jelinek und Deutsch als Fremdsprache, [susanne.teutsch@gmail.com](mailto:susanne.teutsch@gmail.com).



ISBN: 978-606-37-0143-6